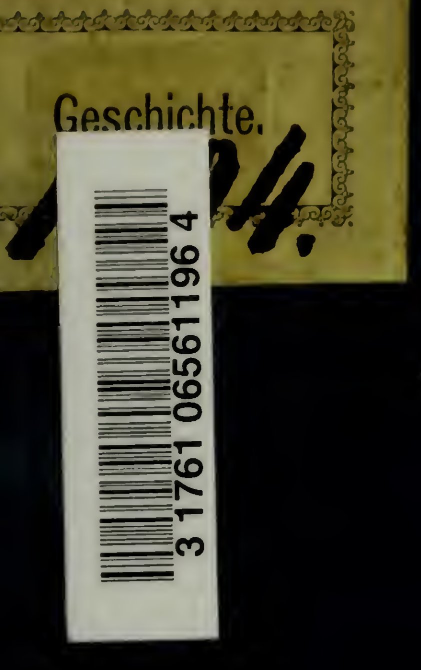

Geschichte.
3 1761 06561196 4


VELUT
ARBOR
ÆVO

Jungrussisch und Altlivländisch.



Jungrussisch und Altlivländisch.

Politische und culturgeschichtliche Aufsätze

von

Julius Eckardt.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1871.


LIBRARY
FEB
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen bringt eine früher begonnene Reihe von Studien zum Abschluß, welche sämmtlich russische und livländische Zustände behandelten und größtentheils durch den Kampf veranlaßt worden waren, der am Rigaschen Meerbusen zwischen jungrussischen und altlivländischen Interessen und Anschauungen ausgefochten wird.

Mit diesem Kampfe haben wir es dieses Mal nicht zu thun. Die an die Spitze dieses Buches gestellten drei Abhandlungen beziehen sich ausschließlich auf das moderne Rußland und haben auf den deutsch-russischen Conflict an der Ostsee nur sehr indirecte Beziehung. Aeußerlich getrennt stehen die Studien über die „russische neue Aera" „Alexander Herzen" und Galizien doch in gewissem innern Zusammenhang. Der erste Aufsatz versucht es, die Geschichte der russischen innern Politik seit dem Ausgang des orientalischen Krieges ihren Hauptmerkmalen nach zusammenzufassen und zu einem Bilde zu vereinigen. Der deutschen Leserwelt soll die Gelegenheit geboten werden, nicht nur Ausgangspunkt und Entwicklungsgang der großen Reformen kennen zu lernen, durch welche die Regierung Alexanders II. für alle Zeiten denkwürdig geworden ist, sondern zugleich den Schlüssel zur Lösung des Widerspruchs in die Hände zu bekommen, welcher scheinbar zwischen dieser Periode und dem Repressionssystem besteht, das seit 1863 die innere Politik Rußlands beherrscht. Absichtlich habe ich die

Ostseeprovinzen bei dieser Darstellung soweit irgend möglich war aus dem Spiel gelassen, um jeder Versuchung zu Parteilichkeiten auf Unkosten des russischen Volksgeistes aus dem Wege zu gehen. Wo es sich um die geschichtliche Betrachtung einer nach Millionen zählenden Nation handelt, kann diese verlangen, daß nur ihre Interessen in Betracht gezogen, daß ihre Geschicke nach eigenem Maßstabe und nicht darnach beurtheilt werden, wie sie auf die Gewohnheiten und Wünsche einer heterogenen Provinz eingewirkt haben. — Diesem Anspruch glaubt der Verfasser gerecht geworden zu sein und so unbefangen und sachlich geurtheilt zu haben, als das für einen westeuropäisch denkenden Mann überhaupt möglich ist. Der Verfasser ist sich bewußt, den russischen Dingen nicht einseitig als Livländer, sondern als Mensch und Europäer gefolgt zu sein, Jahre lang an ihnen mit voller und warmer Theilnahme gehangen zu haben. Heute, wo die Augen von ganz Europa auf Rußland gerichtet sind und die Möglichkeit nahe gelegt ist, daß die Resultate der russischen Reformära einer praktischen Feuerprobe unterzogen werden, braucht die Veröffentlichung einer Schrift, welche diese Aera zum Gegenstande hat, nicht erst gerechtfertigt zu werden. Zweck derselben ist, dem westlichen Europa über eine Reihe von Entwicklungen Bericht zu erstatten, welche für die nächste Zukunft unseres Welttheils entscheidende Bedeutung haben werden und über welche ausführliche Nachrichten bis jetzt vollständig fehlen.

Der Aufsatz über Herzen hat in doppelter Rücksicht eine Ergänzung zu dem Versuch über die neurussische Aera zu bilden. An der Hand der Lebensgeschichte eines unserer merkwürdigsten Zeitgenossen, soll nachgewiesen werden, daß das sogenannte alte System, die Regierungszeit des Kaisers Nikolaus, mit innerer Nothwendigkeit zu dem Gegensatz führte, in welchem der russische Radicalismus Jahre lang zu der Reformregierung Alexanders II. stand. Alle Schwächen, welche dem System der Jahre 1856 bis 1863 anhafteten, sind ebenso auf den Nikolaitischen Militärabsolutismus zurückzuführen, wie die Auswüchse jener revolutionären Partei, die in Alexander Herzen ihren bedeutendsten und charakteristischesten Vertreter gehabt hat. Die Kenntniß des „alten Systems" ist noch gegenwärtig für jeden unentbehrlich, der das

moderne Rußland, dessen Eigenthümlichkeiten und Widersprüche verstehen will. Aus diesem Grunde wird die Ausführlichkeit, mit welcher auf Zustände und Personen der dreißiger und vierziger Jahre eingegangen worden, gerechtfertigt erscheinen, auch wo sie auf die Geduld des Lesers gründliche Ansprüche macht. Aufmerksamer Betrachtung wird kaum entgehen, daß es sich in der Geschichte Alexander Herzens nicht um zufällige Erlebnisse, Erfahrungen und Bekanntschaften eines Einzelnen, sondern um das Geschick einer ganzen Generation handelt, welcher das Loos zugefallen war, am Vorabend besserer Tage die Bitternisse eines unbarmherzigen Despotismus bis auf die Hefe auszukosten.

Scheinbar ohne Zusammenhang mit den Zuständen des modernen Rußland sind die Bilder aus Galizien, welche den dritten und letzten Abschnitt der ersten Hälfte dieses Buchs bilden. Aber nur scheinbar. Der ruthenische Theil Galiziens ist trotz des östreichisch-polnischen Firnisses der ihn überzieht, wenig mehr als eine ausländische Colonie des modernen Rußland, ein Land in welchem die russischen Freuden und Leiden von der Majorität der Bevölkerung wie eigene mitgefühlt und miterlebt werden. Was die polnische Frage Rußland bedeutet, was es mit dem Panslawismus auf sich hat und wie nachdrücklich die russische Politik schon gegenwärtig einer Lösung des orientalischen Problems auf Unkosten Oestreichs vorgearbeitet hat, — das sieht und erfährt man nur in Galizien, diesem Vorposten der habsburgischen Monarchie, der beiden Hälften des östreichisch-ungarischen Staats gleich fremd gegenübersteht und für beide von unermeßlicher Wichtigkeit ist. Der Verfasser ist der Meinung gewesen, Rußlands auswärtige Politik nicht besser studiren zu können, als auf einer Reise durch Galizien, der ersten Station der national-russischen Staatskunst, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, die slawischen Stämme Rußland zu assimiliren und — wie das neueste Schlagwort lautet — der Lösung der germanischen die Lösung der slawischen Frage auf den Fuß folgen zu lassen. Vielleicht entschließt der Leser sich, diese Methode der Forschung zu billigen und mit Hilfe derselben eine Revision der in Deutschland landläufigen Vorstellungen über Oestreich und die Gefahr des Panslawismus vorzunehmen, die man so lange übertrieben hat, bis sie der Mehrzahl der

Deutschen vollständig zum Mythus geworden ist. Der gegenwärtige Zeitpunkt hat uns so direct in die Mitte der Gegensätze gestellt, welche durch die östreichische und die russische Auffassung der orientalischen und der slawischen Frage repräsentirt sind, daß wir nicht umhin können werden, über kurz oder lang zu derselben Position zu nehmen.

Die altlivländische Gruppe von Aufsätzen, welche die zweite Hälfte des vorliegenden Buchs bildet, ist zunächst meinen Landsleuten, in zweiter Reihe den Freunden vergangener Dinge bestimmt, welche für die deutsch-russischen Wechselwirkungen der 18. Jahrhunderts und für die beträchtliche Rolle Interesse haben, welche das baltisch-deutsche Element in Rußland gespielt hat. Aus bisher unbenutzten und unbekannten Familienarchiven geschöpft, enthalten sie Beiträge zur nordischen Staaten- und Sittengeschichte, welche dem Historiker mindestens als Wegweiser zu bisher unentdeckten Quellen nicht ganz unwillkommen sein dürften. — Meinen fernen Landsleuten haben diese Bilder aus der wechselvollen Geschichte unserer Heimath ein letztes Lebewohl zurufen sollen.

Hamburg, den 30. November 1870.

Julius Eckardt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

II.



I.



Die russische neue Aera.

I.

„862 bis 1862! Tausend Jahre des Daseins Rußlands! Die Glocke hat geschlagen! Nicht die Todtenglocke eines sterbenden Stammes, sondern der Appell der Wiedergeburt zum neuen Leben für alle Slawenstämme ist's, dessen Vorabend wir am 19. Febr. 1861 gefeiert haben!

„Die Hand Brüder!

„Wir beginnen ein neues Jahrtausend, damit zugleich ein neues Dasein. Habt Ihr die Stimme von Oben vernommen, welche die zwanzig Millionen des Volks wachgerufen? Horcht auf den Klang dieser Stimme, — sie kam von Herzen und nur mit dem Herzen könnt Ihr sie verstehen.

„Es war ein Lebenshauch, der das Volk auf eine neue Bahn gerückt, die Posaune des jüngsten Tages, welche die Todten erweckt hat.

„An uns ist es nun, die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks zu begreifen, seinen wahren Sinn zu erfassen, um in Zukunft nicht mehr zu irren, das überwundene Jahrtausend nicht noch ein Mal zu wiederholen. Der geringste Fehler würde sich in der Folge bitter rächen."

Diese Worte waren am 1. Januar 1862 an der Spitze der russischen St. Petersburger Zeitung zu lesen und bezeichneten in treffender Weise die Stimmungen und Gedanken, mit denen der gebildete und der halbgebildete Theil der russischen Gesellschaft das Jahr begrüßten, welches das erste Jahrtausend russischer Existenz abschloß und zugleich den Eingang in ein neues Zeitalter bildete. Die unklare Ueberschwänglichkeit, welche aus diesen Sätzen des bekannten Panslawisten Kostomarow redet, war damals die Sprache des gewöhnlichen Lebens in Rußland. Die instinctive Ahnung, daß die Umgestaltung der Agrarverhältnisse eine

nicht wiederkehrende Gelegenheit zur Wiedergeburt des gesammten russischen Staats- und Gesellschaftslebens biete, die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit und Unbrauchbarkeit aller überkommenen Zustände, die stolze Hoffnung endlich, durch Sammlung aller slawisch-russischen Kräfte sogleich die höchsten Ziele erreichen, und eine neue Epoche der Weltgeschichte, ein slawisches Bauernreich begründen, und die Zwischenstufen überspringen zu können, auf denen sich die übrigen Staaten befanden — das waren die Gedanken, welche im Januar 1862 die Generation derer erfüllten, welche unter Nikolaus in stummem Gehorsam gegen das alte System aufgewachsen, den furchtbaren Bankerott des absolutistischen Militärstaats und im Laufe weniger Jahre das Erwachen einer öffentlichen Meinung, die Aufhebung der Leibeigenschaft, den Beginn einer leidenschaftlich erregten Reformaera erlebt hatten.

Eine fieberhafte Aufregung hatte sich während des Verlaufs der ersten Regierungsjahre Alexanders II. aller Klassen der russischen Gesellschaft bemächtigt und von Jahr zu Jahr zugenommen. Sobald man die Ueberzeugung gewonnen, daß die Regierung gewillt sei, mit dem alten System zu brechen und in den Kreis der Entwickelung zu treten, welche das übrige Europa beherrschte und unter Nikolaus als revolutionäre Verirrung perhorrescirt worden, war an allen Ecken und Enden des ungeheuren Reichs eine Reaction gegen den furchtsamen Autoritätsglauben und die stumme Unterwürfigkeit der Nikolaitischen Epoche eingetreten, wie sie energischer und rücksichtsloser kaum gedacht werden kann. Gewohnt, von außen her alle Impulse zu empfangen und sich der von der Regierung ausgegebenen Tagesparole blindlings zu unterwerfen, war Rußland mit dem festen Glauben an die Unwiderstehlichkeit seiner Waffen und der Unfehlbarkeit des herrschenden Systems in den orientalischen Krieg gezogen. Daß der Monarch, dessen Willen ein Vierteljahrhundert lang nicht nur für Rußland, sondern für den größten Theil des europäischen Continents maßgebend gewesen war, der allein den Stürmen der Revolution getrotzt, jeden freisinnigen Gedanken in der Geburt erstickt und jedes seiner Ziele widerspruchslos erreicht hatte, daß dieser anders denn als Sieger aus dem Kampf mit den zur Aufrechterhaltung des Halbmonds verbündeten Franzosen und Engländern hervorgehen könne, war der Mehrzahl derer, die das Einrücken des Zaren in die Donaufürstenthümer mit Jubel begrüßt hatten undenkbar erschienen. Eine gläubige Hingebung, die keine andere Basis besaß, als das Vertrauen auf einen Mann, war der Natur der Sache nach von dem Erfolg abhängig, und als dieser gegen den Zaren entschied, stürzte das Gebäude, welches Nikolaus durch ein halbes Menschen-

alter aufgeführt hatte, um die Blicke seiner Unterthanen ausschließlich mit seiner Bewunderung zu beschäftigen und von jeder Theilnahme an dem, was sich im übrigen Europa begeben, abzulenken, krachend zusammen. Als dann sein Nachfolger Hand an's Werk legte, nicht um die Trümmer des alten Baues neu zusammenzufügen, sondern um das übrig gebliebene Fundament desselben einzureißen und nach einem veränderten Plan von Grund aus neu zu bauen, mußte allen denen, welche für ihr Handeln und Denken nie eine andere Richtschnur als die der Unfehlbarkeit des kaiserlichen Willens gekannt hatten, zu Muthe sein, als sei die Welt aus ihren Angeln gehoben und in neue Bahnen gerückt. Und die Zahl derer, die in gedankenlosem Cultus der Tagesgötzen aufgewachsen, jeder Vorstellung von einer selbständigen Thätigkeit des Staatsbürgers entbehrten, war die überwiegende. Das alte System hatte die vorhandenen Kräfte so vollständig in den Dienst des Staats und der diesen beherrschenden Ideen gezogen, daß die Vermuthung nahe lag, mit seinem Bankerott sei auch das Leben der Nation bankbrüchig geworden. Es stellte sich zwar heraus, daß noch Kräfte übrig geblieben waren, die eine vom kaiserlichen Willen unabhängige Existenz geführt hatten, aber fraglich blieb, ob diese fähig sein würden, der ungeheuren Aufgabe eines Neubaus gerecht zu werden. Auch die besten Köpfe der Nation sahen eine Zeit lang in der Negation alles dessen, was bisher für Regel und Maßstab gegolten hatte, das alleinige Heil, und gemäß jenem Gesetz des sich gegenseitig Ueberbietenwollens, das nach jeder gewaltsamen Erschütterung seine Herrschaft geltend zu machen pflegt, mühten sich diejenigen, welche an die Spitze der öffentlichen Meinung zu treten versuchten, zunächst nur um die schärfste Formel der Verurtheilung der gestürzten Götzen ab, denn diese allein schien auf den Weg zu einer bessern Zukunft zu führen. Es begann eine allgemeine Fahnenflucht, ein Abfall von den alten Traditionen, in welchem sich diejenigen am meisten hervorthaten, die durch knechtische Hingabe an die Forderungen des Militärabsolutismus am meisten compromittirt gewesen waren, und die Massen, gewohnt den ausgegebenen Stichworten blindlings zu folgen, waren fortgerissen worden, ohne auch nur eine Vorstellung von den Zielen zu haben, deren Erreichung es bei denen galt, die sich für die Führer hielten, während sie, statt zu schieben, doch nur geschoben wurden.

Daß dieser Umschlag sich so plötzlich und anscheinend unvermittelt vollziehen konnte, ließ sich ebensowohl durch den furchtbaren Umfang der Niederlage erklären, welche das alte System im Krimkriege erfahren, wie durch die Beschaffenheit der öffentlichen Zustände während der

letzten Regierungsjahre des Kaisers Nikolaus. Nach der siegreichen Beendigung des kurzen ungarischen Feldzugs hatten sich die Schroffheit und Selbstherrlichkeit des alternden Herrschers in so unerträglicher Weise gesteigert, daß eine Empfindung davon sich den weitesten Kreisen mitgetheilt hatte und gerade die ergebensten und vertrautesten kaiserlichen Rathgeber zuerst dabei angelangt waren, die Zurechnungsfähigkeit des Monarchen in Zweifel zu ziehen. Seit dem Tode des Finanzministers Grafen Cancrin, des einzigen Mannes, der bis an das Ende seiner Wirksamkeit eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit gewahrt hatte, war Nikolaus unfähig geworden, irgend welchen Widerspruch, auch nur den leisesten Zweifel an der Unfehlbarkeit seines Willens zu ertragen: nicht nur die Handlungen und Gedanken seiner Unterthanen, auch die Gesetze der Volkswirthschaft und des Geldumlaufs glaubte er willkürlich regeln und in den Dienst seiner Anschauungen zwingen zu können. Charakteristisch genug hatte er den von der eignen Unbrauchbarkeit durchdrungenen Geheimrath Wrontschenko mit dem übermüthigen Wort: „Ich werde Dir helfen" zur Uebernahme einer Finanzverwaltung genöthigt, die schon in den 40er Jahren dringend der Neugestaltung bedürftig war. Die mit Furcht gemischte Abneigung gegen die revolutionären Ideen, welche er in allen Formen westeuropäischen Lebens wiederzufinden glaubte, führte zu einem Stillstands- und Absperrungssystem, das sich täglich schroffer ausbildete und seine Consequenzen bald auf allen Gebieten des staatlichen Lebens geltend machte. Seit dem Jahre 1848 war die von dem Grafen Alexis Orlow geleitete dritte Abtheilung der kaiserlichen Kanzellei (die politische Polizei) thatsächlich die oberste Behörde des Reichs, der vornehmste Theil der Regierungsmaschine geworden. Die Rücksicht auf die Schrankenlosigkeit ihrer Herrschaft war das oberste Gebot, dem sich die Vertreter aller übrigen Branchen, mochten sie Namen haben, welche sie wollten, fügen mußten: ihrem Winke war der Kriegsminister ebenso unterworfen wie die Minister des Unterrichts, des Inneren oder der Justiz. Der Gedanke an die Aufhebung der Leibeigenschaft, mit welchem der Kaiser sich lange Zeit getragen hatte, war seit dem Revolutionsjahr vollständig aufgegeben, „höheren Gesichtspunkten" geopfert worden. Selbst die Rücksicht auf das Heer, das dem Kaiser immer am meisten am Herzen gelegen hatte, war nicht im Stande gewesen, die längst aus tausend Gründen nothwendig gewordene Befreiung des Bauernstandes zu bewirken. Während im gesammten übrigen Europa das System der Reserven und Ersatzmannschaften eingeführt, durch die Möglichkeit eines verminderten Präsenzstandes zu Friedenszeiten eine Ersparniß der Aus-

gaben für das Militärwesen bewirkt worden war, welche die finanziellen Kräfte für Kriegszeiten schonte, ohne die disponiblen Streitkräfte zu vermindern, war Rußland von der Adoption dieses Systems, welches eine neue Aera für die Kriegskunst eröffnete, der Leibeigenschaft wegen ausgeschlossen geblieben. Den bestehenden Gesetzen gemäß erwarb, so lange dieselbe bestand, jeder Leibeigene, der in das Heer trat, für sich und seine Kinder die Freiheit, von der er aber erst Gebrauch machen konnte, wenn er beurlaubt oder verabschiedet war. Diese Einrichtung bedingte die endlose Länge der auf 25 Jahre angesetzten Dienstzeit und die Verkommenheit und Unbrauchbarkeit des größten Theils der activen Armee; die Mehrzahl der älteren bei dem elenden Zustande des Verpflegungswesens und der unmenschlichen Härte der Disciplin physisch und moralisch herabgekommenen Soldaten war im Felde kaum zu brauchen, während bei dem Mangel an Reserve-Cadres die Formirung neuer Truppentheile auch im Kriegsfall nur um den Preis einer Erschütterung der übrigen Armee möglich war. Daß der ungeheure Bestand des Heeres, die unabsehbare Dauer der Dienstzeit einen unverhältnißmäßigen Bruchtheil des schwach bevölkerten Reichs absorbirte, verstand sich von selbst, kam der herrschenden Anschauung gemäß erst in zweiter Reihe in Betracht. Dem Gewicht dieser Bedenken hatte sich Nikolaus, der die Aufrechthaltung der militärischen Größe Rußlands von jeher für seine Hauptaufgabe ansah, keineswegs ganz entzogen; zu drei verschiedenen Malen, in den Jahren 1826, 1836 und 1839 waren geheime Comités zur Vorberathung einer Umgestaltung der Agrarverhältnisse niedergesetzt worden, im entscheidenden Moment waren sie immer wieder mit der stereotypen Phrase: „die Zeitverhältnisse machten eine weitere Beschäftigung mit diesem Gegenstande unmöglich" aufgehoben worden, — der Kaiser konnte sich um keinen Preis mit dem Gedanken einer eingreifenden Umgestaltung befreunden, mochte dieselbe auch nur die Beziehungen der Bauern zu ihren Herren betreffen.

Wurde selbst das Militärwesen von der Rücksicht auf die „conservativen" Neigungen des Regenten so vollständig beherrscht, daß man lieber auf seine Vervollkommnung verzichtete, als an dem Chaos der überkommenen Zustände rührte, so liegt auf der Hand, welches Loos den übrigen, vom Kaiser immer mit einer gewissen Feindseligkeit behandelten Zweigen des Staatslebens zufallen mußte. Seit dem ungarischen Kriege durfte selbst von einer weiteren Ausdehnung des Eisenbahnnetzes nicht mehr die Rede sein, zumal die Strenge der Absperrung gegen das Ausland und Alles, was aus dem Auslande kam, unablässig zunahm und jede Steigerung des Verkehrs als Uebelstand erscheinen

ließ. Die bekannten Thatsachen, daß das Prohibitivsystem während der Jahre 1848—54 die weiten, ihm von Cancrin gesteckten Grenzen überwuchs, daß die Censur fast alle hervorragenden Erzeugnisse der deutschen, französischen und englischen Literatur und 90 Procent aller Organe der westeuropäischen Presse mit ihrem Bann belegte, daß das Reisen in's Ausland nur mit direkter kaiserlicher Erlaubniß und gegen Erlegung einer Summe von 500 Rbl. S. jährlich möglich war, daß ausländische Künstler und Gelehrte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, um in das schwachbevölkerte Reich zu bringen, das ihrer so dringend bedurfte — sie brauchen nicht erst wiederholt zu werden, um den finsteren Charakter der Periode zu illustriren, welche zwischen dem Manifest gegen die „Heiden" des Westens und dem Todestage des Kaisers lag. Der Druck hatte eine Höhe erreicht, von der sich selbst die jüngere Generation der heutigen Bewohner Rußlands kaum mehr eine Vorstellung machen kann. Die Feindschaft gegen die Ideen des Westens, welche Alles, was auf kaiserliche Gunst Anspruch machen wollte, zur Schau trug, artete bis zu offener Verhöhnung aller Wissenschaft und Bildung, alles wissenschaftlichen Denkens und Forschens aus. Nicht nur, daß in den Jahren 1849 und 1850 die Zahl der Studirenden der russischen Universitäten auf je 300 beschränkt war, die Universitätslehrer daran verhindert wurden, den Fortschritten, welche die Wissenschaft im übrigen Europa machte, zu folgen, daß die bekanntesten Lehr- und Schulbücher verboten waren, die Professuren der Philosophie und des allgemeinen europäischen Staatsrechts förmlich aufgehoben, die akademischen Lehrkörper nicht mehr durch selbstgewählte Rectoren, sondern durch kaiserlich ernannte Beamte geleitet, die Studirenden wie Cadetten behandelt und zum Auswendiglernen ministeriell bestätigter Hefte verurtheilt wurden — Spott und Mißachtung trafen alle diejenigen, welche sich überhaupt der Wissenschaft oder irgend einem Beruf widmeten, der keine direkte Beziehung zur Armee und Büreaukratie hatte. Nur ein Mal binnen 25 Jahren hatte der Kaiser die St. Petersburger Universität besucht und zwar im Jahre 1854, als die Studenten militärische Uebungen abhalten mußten, um im Nothfall für die Vertheidigung des Vaterlandes eintreten zu können. Es ist bekannt, daß der Kaiser aus seiner Verachtung gegen die Künste und Wissenschaften des Friedens kein Hehl machte und dieselbe mit militärischer Barschheit selbstgefällig zur Schau trug; eine Fürstin Galyzin, die ihm freudig erzählte, ihr Sohn sei auf der Moskauer Universität zum Doctor der Medicin promovirt worden, gab er bei offener Tafel die höhnische Antwort: Nun dann kann er meinen Grenadieren künftig Clystire geben!

Wo unwissende Generale fast ausschließlich an der Spitze der Geschäfte standen, war selbst an eine technische Ausbildung und Vervollkommnung der militärischen Administrationszweige nicht zu denken. Selbst das Vervollkommnungsbedürfniß derselben durfte nur verstohlen zur Sprache gebracht werden. Fuhr der Kaiser auch zuweilen in heftigem Zorn auf, wenn die furchtbare Corruption der Justiz und Verwaltung, welche allenthalben zufolge des blinden Subordinationssystems in Blüthe stand, an einzelnen besonders eclatanten Beispielen bemerkbar wurde, so wußte man doch, daß er die Kritik der bestehenden Einrichtungen für eine Prärogative des unbeschränkten Monarchen ansah und namentlich während der letzten Jahre seiner Regierung bei Andern rücksichtslos verfolgte. Ein anderes wie das officielle, durch Ukase reglementirte Rußland sollte und durfte es nicht geben und selbst dieses war in ein undurchdringliches Schweigen gehüllt. Avancements, Belohnungen und Regierungserlasse bildeten den beinahe ausschließlichen Inhalt der im Reiche erscheinenden Zeitungen. Selbst die Rubrik der Local- und Polizeinachrichten wurde nur ungern gesehen und von den Censoren (welche seit dem Jahre 1852 von einem geheimen Obercensur-Comité überwacht wurden) streng kontrollirt, literarische Kritik und Dramaturgie waren die einzigen geduldeten Formen des Journalismus. Politische Nachrichten aus dem Aus- oder Inlande durften blos Regierungsorganen entnommen werden. Während der fünfziger Jahre wurde die Strenge gegen Alles, was einer Kritik der Regierungseinrichtungen ähnlich sah, so mißtrauisch und unerbittlich gehandhabt, daß der Censor der „Nordischen Biene" einen Verweis erhielt, weil er dem Feuilletonisten dieses Blattes gestattet hatte, über die Unbequemlichkeit der gußeisernen Gartenbänke im Park von Zarskoje-Selo zu klagen: waren dieselben doch nach einer Allerhöchst bestätigten Zeichnung gegossen worden!

Wie ein Zauberbann lag die Furcht vor einem mißfälligen Blick aus dem strengen, kalten Auge des unerbittlichen Herrschers auf allen Gemüthern und es ist nicht übertrieben, wenn ein französischer Berichterstatter jener Zeit die Behauptung aufstellte, es sei noch nie ein Mensch so gefürchtet worden, wie dieser Monarch, dessen redliche, aber beschränkte Natur in dem Glauben daran, daß „Gehorsam gegen die Oberen" die höchste Forderung aller konservativen Politik sein müsse, das Reich in ein nur flüchtig übertünchtes Grab verwandelt hatte. Stumm und regungslos mußten sich die producirenden Klassen die Ausbeutung zu Gunsten des Heeres und der Büreaukratie gefallen lassen, während die um den Herrscher und seine Statthalter versammelte Aristokratie das Gefühl ihrer Erniedrigung in wahnsinnigen

Orgien zu übertäuben suchte. Des Generals von Gagern „Reise nach Petersburg“ enthält eine meisterhafte Schilderung des bachantischen Treibens, mit welchem der Hof die um ihn geschaarten Großen in Athem zu halten und an jeder Beschäftigung mit ernsteren Interessen zu verhindern wußte: zehn Mal täglich wechselten die Anordnungen über die Tageseintheilung, damit Niemand auch nur einer Stunde Herr sei. Die Söhne hervorragender Familien waren thatsächlich daran verhindert, eine andere als die militärische Laufbahn einzuschlagen, — führte der Dienst in der Garde doch überdies am sichersten zu Rang, Orden und Beförderung, den einzigen Zielen aristokratischen Ehrgeizes. Die wenigen jungen Leute, denen gestattet worden war, der Wohlthaten einer Erziehung im Auslande theilhaft zu werden, mußten sich darauf gefaßt machen, bei ihrer Rückkehr mißtrauisch beobachtet, ja vom Kaiser selbst wegen „unrussischer“ Manieren oder Kleidungsstücke angefahren zu werden. Der kleine Adel in den Provinzen war dazu verurtheilt, nach den Launen der General-Gouverneure die Hofallüren nachzuahmen und in dem Armeedienst oder der niederen Büreaukratie zu verkümmern; die Mißhandlung seiner Bauern war die einzige Aeußerung freien Willens, die ihm zu Gebote stand, denn der Nichteintritt in den Staatsdienst war identisch mit dem Verlust des größten Theils der adligen Rechte. Von Jugend auf wurde der russische Edelmann in dem Glauben erzogen, der Gamaschendienst im Heer sei sein angeborner Beruf, ein kaiserliches Lächeln das höchste erreichbare Ziel. Ihre Kinder auf die Universität zu schicken, durften Familien, die sich dem Hof bekannt wußten, kaum wagen: konnten sie an diesen verpönten Pflanzstätten der Wissenschaft doch mit liberalen Ideen inficirt werden, die unfehlbar nach Sibirien oder in die schweigsamen Kasematten der Peter-Paulsfestung führten.

Nicht nur die Befangenheit, Härte und Einseitigkeit der Anschauungen des Kaisers hatte während der fünfziger Jahre in erschreckender Weise zugenommen, auch der ungünstige Einfluß, den dieselbe auf die Staatsmaschine ausübte, war fühlbarer denn je geworden. Das unter seinem ehernen Regiment aufgewachsene Geschlecht rückte allmälig in die höheren Aemter ein und bezeichnete durch den Mangel an selbständigem Urtheil und technischer Ausbildung einen empfindlichen Rückschritt gegen früher. Von Jugend auf daran gewöhnt, in der Erfüllung der kaiserlichen Wünsche die höchste menschliche Aufgabe, in der sorgfältigen Erfüllung der Vorschriften über Uniform und Disciplin den sichersten Weg zu Rang und Orden zu sehen, waren die jüngeren Staatsdiener außer Stande, die überkommenen Einrichtungen auch nur

auf dem Standpunkt zu erhalten, den dieselben zu der Zeit eingenommen hatten, in welcher noch einzelne Ueberlebende aus der Schule Alexander's I. in den Geschäften gesessen hatten. Die jüngeren Beamten zeichneten sich durch eine Kenntnißlosigkeit, Oberflächlichkeit und Frivolität aus, die selbst die älteren Zeitgenossen des Kaisers in Schrecken setzten; was ließ sich auch von Leuten erwarten, denen man in der Universität oder Fachschule nicht einmal die freie Benutzung der physikalischen und chemischen Instrumente gestattet hatte, um diese für den Fall eines plötzlichen kaiserlichen Besuchs in möglichst intaktem Zustande aufweisen zu können? Und doch war das Wohl und Wehe des Staats ausschließlich von dieser Büreaukratie abhängig, denn keiner der einzelnen Funktionen gouvernementaler Thätigkeit lief eine entsprechende Strömung privater Arbeit parallel. Während im übrigen Europa private Bildungsanstalten mit den öffentlichen wetteiferten, große Industrielle mit Cameral- und Verwaltungsbeamten um die Palme rangen, das Rechtsleben ebenso durch Advokaten und Fachgelehrte ausgebildet wurde, wie durch die Richter, war es in Rußland die Krone, d. h. die Büreaukratie, von der alles Heil, alle Thätigkeit erwartet wurde. Die heilsame Concurrenz Privater wurde systematisch zurückgedrängt und beseitigt, weil man sie lästig und unbequem fand. Dazu kam, daß die Zahl der mit wichtigen justiziären und administrativen Aemtern betrauten Militärs jährlich zunahm und die Verachtung bürgerlicher Kenntnisse steigerte. Hohe Fünfziger, wie die Minister Cancrin und Perowski, die nie eine Waffe in Händen gehabt hatten, mußten sich gefallen lassen, von Geheimräthen zu Generallieutenants umbenannt zu werden, weil dem soldatischen Kaiser der Anblick von Civiluniformen auf die Dauer unerträglich geworden war. Die wirklichen Talente verschwanden mehr und mehr aus der höheren Administration, um Gamaschendienern der unwissendsten und zugleich verderbtesten Art Platz zu machen: mit dem Ministerium des Inneren wurde der General Bibikow, ein Wütherich aus der Araktschejew'schen Schule, betraut, an der Spitze des Communicationswesens und der öffentlichen Bauten stand der bekannte Graf Kleinmichel, dessen einziges Verdienst in der Abneigung gegen Eisenbahnen bestand. Nikolaus war von der Ueberzeugung, daß sein persönliches Regiment jede Selbständigkeit der Minister überflüssig mache, so lebhaft durchdrungen, daß ihm die gefügigsten Werkzeuge seines Willens die liebsten waren: der seiner Unfähigkeit wegen bekannte Geheimrath Brock war zum Finanzminister ernannt worden, weil er es verstanden hatte, kaiserlichem Verlangen gemäß, den Bericht über eine schwierige und complicirte Angelegenheit in die kurze Spanne von fünf Minuten zusammen zu drängen!

Diese Andeutungen werden hinreichen, um eine Vorstellung von der Lage zu ermöglichen, in welcher sich Heer, Fortifications- und Verpflegungswesen, Verwaltung und Communication beim Ausbruch des orientalischen Krieges befanden, — wie tief herabgekommen zugleich der sittliche Zustand der Gesellschaft sein mußte, die Verhältnisse so entwürdigender Art durch ein Menschenalter ertragen hatte, um schließlich bei der Bewunderung derselben anzulangen. Als die Kriegsmöglichkeit auftauchte und man mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, daß an ein Nachgeben oder Einlenken der Regierung nicht zu denken sei, beeiferte sich Alles, was zu derselben in Beziehung stand oder stehen wollte, dem Gefühl der Ueberlegenheit und Siegesgewißheit, mit welchem der Kaiser in den Kampf ging, zu schmeicheln und die Selbstherrlichkeit desselben über alles Maß hinaus zu erhöhen. Man war so gewohnt, Fragen, in welchen es sich um das Geschick des gesammten Staats handelte, als bloße Gelegenheiten zur schmeichlerischen Befriedigung der kaiserlichen Wünsche und damit als Veranlassungen zum Fortkommen auf der Leiter des Tschin anzusehen, daß man die Nährung der Siegesgewißheit des Herrschers in durchaus naiver Weise als Forderungen der Schicklichkeit und einer loyalen Haltung ansah. Ueberdies traf der Gedanke an einen Krieg mit den „Ungläubigen" und die Fortsetzung des byzantinischen Reichs im russischen so direkt mit den nationalen Instinkten zusammen, daß es kaum irgend welcher Anstrengung bedurfte, um einen kriegerischen Enthusiasmus zu insceniren, dessen Gedankenlosigkeit nur die Wenigen zu durchschauen wußten, welche mit dem zweifelhaften Zustande der Armee und des Verpflegungswesens vertraut waren. Die Massen waren absichtlich von jeder Kenntniß des Wesens der bestehenden Einrichtungen fern gehalten worden, kein Wunder, daß die wenigen Stimmen, welche Warnungen flüsterten, ebenso ungehört verhallten, wie die Mahnungen Kisselew's und Brunnow's, der kaiserlichen Botschafter zu London und Paris. Dem Monarchen, der seine Völker an den Gedanken gewöhnt hatte, er sei der einzige urtheils- und willensberechtigte Mann im gesammten Reich, diesem alle Verantwortung für die kommenden Verwickelungen zu überlassen, verstand sich für alle loyale Russen von selbst.

Und Nikolaus sollte den Becher dieser Verantwortlichkeit, den er durch sein gesammtes Leben angefüllt hatte, bis auf die Hefe leeren! Er sollte einsehen lernen, daß es sich in dem Riesenkampf, den er gegen die verbündeten Engländer und Franzosen aufgenommen, nicht nur um die Erfüllung oder Nichterfüllung seiner orientalischen Pläne, sondern um die Arbeit seines gesammten Lebens, um die Weltstellung Rußlands,

um das System handelte, dem er jede andere Rücksicht geopfert, mit welchem er im eigentlichsten Sinne des Worts „sein Jahrhundert in die Schranken gefordert“ hatte. Unterlag er, so war es um seine innere Politik, um seine Stellung im eignen Reich, um Alles geschehen, was Rußland überhaupt besaß. Eine dumpfe Ahnung von der wahren Bedeutung des Kampfes bemächtigte sich schon während der ersten Unfälle, welche die russischen Truppen an der Donau erlitten, aller derer, die sich eine Spur von selbständigem Denken erhalten hatten, und über das ungeheure Reich zerstreut, in engeren, verschwiegenen Freundeskreisen für „Liberale“ gegolten hatten: die unbedingten Anhänger des alten Systems suchten ihre Besorgniß durch wahnsinnige Fanfaronaden gegen die westeuropäischen Alliirten zu übertäuben. Die Petersburger Witzblätter, denen bis dahin jede Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten verboten worden war, wurden bei Beginn des Krieges aus den servilen Hofkreisen zu keckster Verhöhnung der verbündeten Gegner instruirt. Aber mit jedem neuen Siege, den die verhaßten Feinde erfochten, wuchs die Zahl derer, die sich von der Mitverantwortlichkeit für das alte System lossagten und in dem Unstern der russischen Waffen ein Licht sahen, das Rußland zu einer besseren Zukunft leuchten könne. Nach den Tagen von Inkermann und Alma machte der Abfall reißende Fortschritte: wohl führte die gouvernementale Presse ihre übermüthige Sprache weiter fort, wohl verkündeten die im Gebäude des Generalstabs zu St. Petersburg verfertigten Bülletins, welche der „Invalide“ vom Kriegsschauplatz brachte, noch immer, eine günstige Wendung stehe vor der Thür, aber der Zauber, welcher bis dahin Alles beherrscht hatte, war gebrochen. In den Reihen der Hofleute verstummte der leichtfertige Spott, mit welchem man die Gegner herabzuwürdigen für schicklich gehalten, selbst in den Dienststuben der Offiziere, welche die Wache im Winterpalais hatten, hörte man von „großen Fehlern“, welche begangen worden, flüstern, und wenn der Kaiser in die Mitte seiner Umgebung trat, begegnete ihm das dumpfe Schweigen einer Entmuthigung, welche der Anklage mindestens ähnlich sah. In Moskau, das stets eine gewisse Unabhängigkeit gewahrt hatte, noch mehr in den Gouvernementsstädten der wohlhabenderen Gegenden, tauchte eine Handschriftenliteratur auf, die durch hunderttausende von Abschriften in Umlauf gebracht, allmälig die öffentliche Meinung beherrschte. Die Schriften Custine's und Golowins, welche man vor zehn Jahren als Böswilligkeiten bei Seite geworfen hatte, wurden hervorgesucht und anerkennend gelesen. Um dieselbe Zeit errichtete Alexander Herzen in London seine „freie russische Druckerei“; die ersten Blätter seines Journals

„Kolokol" (die Glocke), mit wahrhaft dithyrambischem Schwung geschriebene Anklagen gegen das herrschende System, fanden ihre heimlichen Wege über die streng bewachte Grenze und enthielten ausführliche Mittheilungen über den Umfang der Verluste, welche das Heer erlitten, die Diebstähle der Verpflegungsbeamten, die Unfähigkeit der Führer: was man sich bis dahin nur ängstlich und auf Grund unverbürgter Gerüchte in das Ohr geflüstert hatte, fand jetzt seine schreckliche Bestätigung, war schwarz auf weiß zu lesen und durch amtliche Zeugnisse beglaubigt, die auf versteckten Wegen nach London gelangt waren. Selbst Männer von Rang und Orden hielten es nicht mehr für unter ihrer Würde, bei Berichten über neue Unfälle mit den Achseln zu zucken oder ihren näheren Bekannten Memoires vorzulesen, in welchen Vorschläge zur Abhülfe, ausführliche Pläne zur Reorganisation ganzer Verwaltungszweige enthalten waren. Wie es vor der Katastrophe zum guten Ton gehört hatte, Alles, was im kaiserlichen Willen seinen Ursprung gehabt, vortrefflich zu finden und auf die „Heiden" des Westens verächtlich herabzusehen, so kam nach den ersten schweren Schlägen, welche die russische Macht getroffen, eine gewisse kritische Kälte in Mode, die ihre Unzufriedenheit mit der Verkommenheit der herrschenden Zustände geflissentlich an den Tag legte. Das hartnäckige Schweigen, welches die officiellen Kriegsberichte über den wahren Stand der Dinge beobachteten, trug wesentlich dazu bei, das Mißtrauen und die Unruhe des gebildeten Theils der Bevölkerung zu schüren und die Gerüchte von dem elenden Zustande der Armee und der Corruption des Verpflegungswesens in's Maßlose zu vergrößern. Mit einem Heißhunger, der zu der Strenge des Censurgesetzes in direktem Verhältniß stand und mit dieser wuchs, wurden die Memoires, welche Staatskünstler aller Art verfaßten, verschlungen; von einem Exposé, das der nachmalige Minister des Inneren, Walujew (damals Canzelleibeamter in der Verwaltung des General-Gouverneurs von Liv-, Est- und Kurland), im Jahre 1854 über die Mängel der Verwaltung verfaßte, sollen binnen weniger Monate über hunderttausend Abschriften gemacht worden sein.

Der Kaiser selbst war unnahbarer und finsterer denn je; die Furcht vor den Ausbrüchen seines Zorns hatte sich selbst den Gliedern seiner nächsten Umgebung mitgetheilt, die allmälig nicht mehr wagten, ihm von der wahren Lage der Dinge Mittheilung zu machen. „Pour ne point l'affliger" wurden die Unglücksposten aus der Krim ebenso abgeschwächt und verändert, wie die der geheimen Polizei zugehenden Berichte über die Mißstimmung der gebildeten Bevölkerungsschichten. Daß es im russischen Reich schon im Jahre 1854 Leute gab, welche bei allem

patriotischen Schmerz über das schreckliche Loos der heldenmüthigen Besatzung Sewastopols jeden Sieg der Alliirten als Niederlage des alten Systems feierten und sich von der bevorstehenden Einnahme des russischen Saragossa eine Wiedergeburt des nationalen Lebens versprachen, hat der gefürchtete Herrscher wahrscheinlich niemals erfahren; die Orlow und Kleinmichel, die ihm diese Kunde verhehlten, wußten genau, daß der kaiserliche Zorn und die Anwendung gewaltsamer Repressionsmittel das Uebel nur verschlimmern und den Einfluß der Unzufriedenen, zu deren eigener Ueberraschung, stärken, dieselben über die große Anzahl ihrer Gesinnungsgenossen aufklären würden.

So groß auch die Masse derer war, welche während der Regierung des Kaisers Nikolaus als „Unzufriedene" oder „Liberale" bezeichnet werden mußten — von eigentlichen Parteien konnte, Dank der Strenge und Wirksamkeit der geheimen Polizei, seit dem Blutgericht des Jahres 1826, namentlich aber seit der knabenhaften Petraschewski'schen Verschwörung von 1848 nicht die Rede sein. Wer liberale Anschauungen nährte, behielt dieselben für sich und war froh, wenn er seine Gedanken ungestört im Kreise seiner genauesten Bekannten austauschen konnte, — außerhalb Polens war seit den 40er Jahren von praktisch-politischen Zwecken, soweit das Scepter des Kaisers reichte, auch nicht entfernt die Rede. Nichtsdestoweniger ließen sich unter den sogen. russischen Liberalen schon vor dreißig Jahren drei verschiedene Richtungen nachweisen, die von einander verschieden waren. Die bekannteste und verbreitetste derselben war die Gruppe der frondirenden Aristokraten; unter diesen, die in Moskau besonders zahlreich vorkamen, fanden sich indessen Leute der verschiedensten Art zusammen, die kaum durch ein anderes Band als das der gemeinsamen Abneigung gegen die Petersburger Machthaber verbunden waren. Die Mehrzahl bestand aus Gliedern alter Bojarenfamilien, die aus irgend welchen Gründen bei Hof mißliebig geworden waren, keine Carriere gemacht oder dieselbe wider ihren Willen verlassen hatten. Pensionirte Generale und Geheimräthe, ehrgeizige Adelsmarschälle, die sich darin gefallen hatten, mit den höheren Beamten Händel zu haben, endlich vornehme Nichtsthuer, die in Paris und London eine Vorstellung davon erworben hatten, daß der Adel zu einem höheren Beruf als dem Hofdienst bestimmt sein könne, bildeten den Grundstock dieser Gesellschaft; in Beziehung auf sittliche und intellektuelle Bildung von der Hofgesellschaft kaum verschieden, zeichneten diese Kreise sich nur durch größere Unabhängigkeit von den in Petersburg ausgegebenen Stichworten und durch wärmere Theilnahme für die nationale Literatur aus. Von Bedeutung aber war es, daß sich unter ihnen nicht

nur zahlreiche Träger berühmter Namen, sondern auch Männer befanden, die als Erben der liberalen Traditionen aus der besseren Zeit Alexander's I. zu dem politischen System des Kaisers Nikolaus in bewußtem und absichtlichem Gegensatz standen und den Ideen der Aufklärung und der nationalen Theilnahme am Staatsleben treu geblieben waren, mit denen Alexander selbst nach seiner Rückkehr vom Wiener Congreß für immer gebrochen hatte. Die in der Moskauer Adelsopposition herrschenden Anschauungen bestanden somit gemäß der eigenthümlichen Zusammensetzung jener Kreise aus Elementen der verschiedensten Art: während aristokratischer Unwille über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Nikolaus die ältesten Adelsgeschlechter behandelte und deutschen Parvenüs vom Schlage der Dubbelt und Kleinmichel unterordnete, den Ausgangspunkt dieser Verstimmung gegen das herrschende System bildete, gesellten sich derselben constitutionelle und liberale Wünsche hinzu, die zu den herrschenden Haupttendenzen ebenso wenig paßten, wie zu dem Programm der gemeinsam gehaßten Regierung. Als unbestimmtes Ideal schwebte den Männern der bojarischen Fronde eine Beschränkung der absoluten Monarchie durch die Häupter der alten Adelsgeschlechter vor; Haß gegen die zum großen Theil aus Deutschen bestehende Hof- und Militärkamarilla des Kaisers, Vorliebe für nationale Gewohnheiten und Gebräuche, Gedanken an die Wiederherstellung der Bedeutung, welche die Stadt Moskau vor Peter dem Großen gehabt, trugen zu der Verschwommenheit und Unklarheit dieser Vorstellungen bei. Von bestimmten Planen, bewußt verfolgten Zielen konnte natürlich nicht die Rede sein, denn man war sich in Moskau der Abhängigkeit von der Gnade des Zaren ebenso bewußt, wie in Petersburg; der Hauptsache nach begnügte man sich mit gelegentlichen nationalen Phrasen und einer eigenthümlich gearteten Species von politischem Klatsch, der durch die Abneigung des Kaisers gegen Moskau und dessen geflissentliche Mißachtung der „alten Familien" genährt wurde.

Sehr viel bedeutsamer seinem Inhalt wie seinen Wirkungen nach war das geistige Leben der unabhängigen Kreise, welche sich um die Moskauer Universität gesammelt hatten. Trotz der strengen Controlle, welcher Lehrer wie Schüler derselben unterworfen waren, ungeachtet der Ukase und Reglements, welche Kleidung, Lebensweise und Disciplin der Studirenden bis in's Einzelne regelten, den Vortrag der Professoren an obrigkeitlich bestätigte Hefte banden, die Hörfreiheit der studirenden Jugend in unverständigster Weise einengten, hatte sich an dieser Hochschule seit dem Beginn der 30er Jahre ein frisches, selbständiges Leben geregt. Vermittelt durch einzelne akademische Lehrer, die zu den Zeiten

Alexander's ihre Studien auf französischen, namentlich aber auf deutschen Universitäten getrieben hatten, war unter den besser gearteten und reicher begabten Studirenden ein lebhaftes Interesse für die deutsche Philosophie erwacht. Mit einem Eifer, der durch die Ungunst genährt wurde, mit welcher die Regierung alle diejenigen Lehrer verfolgte, welche andere als die sogenannten Brodwissenschaften behandelten, wurden Hegel und Schelling studirt; dieser letztere hat vielleicht nirgend so nachhaltige und bedeutsame Wirkungen geübt, als unter den russischen Anhängern seiner Naturphilosophie. Der Druck und die Gefahren, denen man sich bei dem Cultus dieser verbotenen Früchte ausgesetzt wußte, verband die strebsamen Jünglinge, welche sich diesen Studien widmeten, zu Genossen auf Leben und Tod; umgeben von rohen Aufsichtsbeamten und lauernden Spionen, inmitten einer Welt, die für Nichts als wüsten Sinnengenuß und hohle Eitelkeiten Sinn hatte, fühlten die jungen Philosophen sich als Träger einer heiligen Aufgabe, als Propheten einer würdigeren Zukunft ihres Vaterlandes. Die besseren unter den Gliedern des akademischen Senats suchten dieses Treiben im Stillen zu fördern und gegen die mißtrauische Strenge der geheimen Polizei zu schützen; jedes verbotene Buch, das in ihre Hände kam und von dem geistigen Leben des fernen Westens Kunde gab, wurde zum gemeinsamen Eigenthum aller Genossen dieser kleinen Gemeinde, zum Gegenstande wochenlanger Diskussionen und Erörterungen. Ganz besondere Wirkungen übten die Schriften der französischen Socialisten aus, die allmälig die Theilnahme für die deutsche Philosophie verdrängten, und gerade weil sie zu der wirklichen Welt, in der man lebte, in schärfstem Gegensatz standen, mit Begeisterung verschlungen wurden. Schon um die Mitte der dreißiger Jahre ließen sich inmitten der Moskauer liberalen Studenten- und Professorenkreise zwei Gruppen unterscheiden. Während die einen in der Weisheit Fourier's und Baboeuf's das alleinige Heil sahen und neben diesen nur die Hegelianer von der äußersten Linken gelten ließen, neigten die anderen zu der deutschen Naturphilosophie, indem sie sich, das Beispiel unserer Romantiker nachahmend, auf den Boden des Nationalprincips stellten und wie jene eine rein deutsche ihrerseits eine rein slawische Bildung und Entwickelung verlangten. Um die richtigen Gesichtspunkte für die Beurtheilung dieser Schule zu gewinnen, welche als Slawophilen-Partei in der Folge eine gewisse Rolle gespielt hat und noch gegenwärtig von großer Bedeutung ist, wird es nothwendig sein, daß wir uns in Kürze über die Geschichte der nationalen Idee in Rußland seit Peter dem Großen orientiren.

Daß des großen zarischen Reformators Bestrebungen in direktem Gegensatz zu den nationalen Traditionen gestanden und darauf abgezielt hatten, diese der westeuropäischen Cultur zu opfern, bedarf kaum des Nachweises. Gewaltsamer ist mit den nationalen Eigenthümlichkeiten eines großen Volks vielleicht niemals umgesprungen worden, als es im Anfang des 18. Jahrhunderts zu Moskau geschah. Die Patriarchenwürde wurde gewaltsam abgeschafft, das ungeheure Grundeigenthum der Kirche staatlichen Zwecken dienstbar gemacht, mit Trommelschlag die westeuropäische Zeit- und Kalenderrechnung eingeführt, das nationale Costüm verboten, die hergebrachte Art des Kriegsdienstes und der Bewaffnung nach deutschen Mustern gemodelt, die klösterliche Abgeschiedenheit der Frauen durchbrochen, die Residenz in einen finnischen Sumpf verlegt, eine große Anzahl verhaßter Fremdlinge an die Spitze der Geschäfte gestellt, ein neues Schulwesen organisirt: ja selbst Rechtschreibung und Grammatik der russischen Sprache mußten sich's gefallen lassen, von dem herrischen Sohne des Zaren Alexei umgestaltet zu werden. Nachdem der von den Strelitzen und einer gewissen Bojarenpartei geleistete Widerstand gegen den Eindrang des westlichen Wesens durch die Energie des ehernen Autokraten gebrochen worden war, folgte die große Masse des Volkes willenlos dem von Außen gegebenen Anstoß, und fast ein Jahrhundert lang war die französisch-deutsche Halbcultur, welche den Russen aufgedrungen worden, in allen den Gesellschaftsschichten, zu denen sie drang, die herrschende. Fremde beherrschten das Reich, ausländische Muster waren auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens maßgebend; die kurze Reactionsepoche, während welcher das Altrussenthum mit geschickter Benutzung der zwischen Münnich und Biron herrschenden Eifersucht triumphirte und durch die Erhebung Elisabeth's die Fremden zu verdrängen suchte, blieb ohne nachhaltige Folgen, denn unter Peter III. herrschten deutsche Einflüsse wiederum so unumschränkt, wie zu den Tagen Anna's und der Regentschaft, welche im Namen Iwan's IV. ausgeübt worden war. Bis in das Herz des Volkes war allerdings weder Peter noch einer seiner Nachfolger gedrungen; der gemeine Mann, aber auch nur er, von dem kein wirksamer Widerstand gegen die octroyirte Cultur des Westens erwartet werden konnte, war Russe im alten Sinn des Wortes geblieben. Das einzige oppositionelle Element, das sich in den Massen fand und eine Art Bewußtsein von dem Gegensatz hatte, in welchem es zu den Bestrebungen der Regierung stand, war der Raskol, d. h. die Partei der altgläubigen Schismatiker, die seit den Tagen des Reformators Nikon aus der Staatskirche ausgetreten und in zahllose Secten zerspalten war,

welche von den eisigen Gefilden des weißen Meeres und der Dwina bis hinab an die Ufer des Don ihr geheimnißvolles Wesen trieb. In diesen Secten pulsirte der Haß der Nation gegen das fremdländische Wesen, das sich in dem Westen abgeborgten Formen blähte und von der Väter Sitte und Glauben abgefallen war, um den Götzen ketzerischer Aufklärung zu opfern. Auf diese Secten und ihre volksthümliche Bedeutung hatte sich Pugatschew, der kühne Kosakenhäuptling, gestützt, der in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts unter dem Namen des dritten Peter aufgestanden war, um Katharina II. und mit ihr die herrschende Kaste zu vernichten und das Volk in sein altes gutes Recht einzusetzen; Pugatschew war nur der Nachfolger einer langen Reihe Kosakenatamans gewesen, welche bald als Prätendenten, bald als einfache Räuberhauptleute an die Spitze des unzufriedenen südrussischen und kosakischen Bauernvolkes traten, seinem Beispiel folgten später Gontscharow und andere altgläubige Kosakenführer, freilich ohne der Erreichung ihres Ziels auch nur so nahe zu kommen, als der wilde Eroberer von Kasan. In den höheren Klassen des Staats und der Gesellschaft war der Raskol nirgend vertreten; die furchtbare Pression, unter welcher er durch zwei Jahrhunderte grausamer Verfolgungen sein Dasein gefristet hatte, führte ihm nur noch aus dem niedrigen Volke Anhänger zu. So blieb es bis an den Ausgang des vorigen Jahrhunderts; eine literarische Fehde zwischen Lomonossow und einigen deutschen Gliedern der Petersburger Akademie der Wissenschaften war die einzige Episode, in welcher das nationale Bewußtsein gegen die geistige Fremdherrschaft reagirte. Auch die gelegentlichen Concessionen, welche Katharina II. den russischen Instincten der Aristokratie und des Clerus machte, hatten keine wirkliche Bedeutung. Deutlicher traten das nationale Bewußtsein und dessen Gegensatz gegen den romanisch-germanischen Westen gelegentlich der Erhebung von 1812 hervor; als die mit Deutschen, Italienern und Spaniern verbündeten Franzosen nach Moskau vordrangen, mußten die Deutschen Benningsen und Barclay dem Fürsten Kutusow Platz machen, griechische Heiligenbilder wurden durch die Reihen der Soldaten getragen, um den nationalen und religiösen Haß der Rechtgläubigen gegen die schismatischen „Gallier" und deren Verbündete zu entzünden, und die aufgebotenen Milizen trugen zum ersten Male wieder den seit den Tagen Peter's des Großen aus der Armee verschwundenen nationalen Armjäck (Bauernrock). In den Kathedralen von Moskau, Petersburg und Kiew wurden die vordringenden ketzerischen Nationalitäten im Namen der orientalischen Kirche förmlich verflucht. Der durch den corsischen Imperator entzündete Patriotismus von 1812 nahm aber

(wie ein neuerer russischer Schriftsteller treffend bemerkt) alsbald eine antik-römische Physiognomie an, schwelgte in plutarchischen Phrasen und wurde den Massen dadurch allmälig entrückt. In die dem großen Franzosenkriege folgenden Decennien fiel dann eine Epoche des Aufschwungs der russischen Nationalliteratur, die manche Elemente der Volksthümlichkeit zur Geltung brachte; Karamsin, der kaiserliche Reichshistoriograph, suchte das Interesse für die vorpetrinische Zeit und das russische Mittelalter zu erwecken, Puschkin, der talentvollste aller Nachfolger Lord Byron's, machte seinem Haß gegen die alles nationalen Inhalts baare, in französische Formen eingeengte Bildung der damaligen russischen Gesellschaft in gelegentlichen Ausfällen Luft und verkündete in seiner berühmten, durch den polnischen Aufstand von 1830 veranlaßten Ode zum ersten Mal die Lehre, daß die Stämme des europäischen Westens kein Verständniß und kein Recht der Theilnahme an internen slawischen Fragen und Händeln hätten. Das wirkungsvollste und bedeutendste literarische Erzeugniß jener Zeit, Gribojedows Lustspiel Gore ot umâ, war gleichfalls gegen das französische Gebahren der Aristokratie gerichtet und verhöhnte das herrschende Gemengsel französischer und „Nowgrodischer" Sitten mit beißendstem Spott. — Die Klage über die Herrschaft fremder Elemente ist hier verschwistert mit der Ueberzeugung, daß die russischen Zustände tief unter denen aller übrigen Staaten Europas stehen und die Polemik gegen die Rußland beherrschenden Deutschen und Franzosen springt am entscheidenden Punkt in die leidenschaftlichste Anklage gegen die Regierung und gegen die Russen selbst über. Hatte man sich einmal zur Kritik der bestehenden Zustände aufgeschwungen, so kam der Kritiker unfehlbar dazu, die übrig gebliebenen Reste russischer Barbarei noch viel verwerflicher zu finden, als die Ansätze zu europäischer Bildung in Rußland. Der Ausgangspunkt seiner eigenen Bildung war die Kenntniß einer höheren Cultur gewesen, und wenn ihn diese auch zur Verurtheilung der Carricatur zwang, zu welcher das Westeuropäerthum im slawischen Osten geworden, so konnte er doch nicht umhin, die Wurzel dieser Verzerrung in den nationalen Eigenthümlichkeiten und in den Schäden des öffentlichen Lebens und der staatlichen Einrichtungen zu finden. War es dem russischen Kritiker mit seinem Streben nach Humanität, Freiheit und Bildung einigermaßen ernst, so langte er unfehlbar dabei an, seine nationalen Wünsche und Neigungen höheren Gesichtspunkten zum Opfer zu bringen. Eine Beurtheilung der wirklichen russischen Welt war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nur vom Standpunkt des Liberalismus möglich und dieser führte unfehlbar wieder nach Westeuropa

zurück. Den Kreislauf dieses Raisonnements haben alle russischen Liberalen der älteren Schule durchgemacht.

Im Gegensatz hierzu tritt uns bei den Slawophilen, zu denen, wie oben erwähnt, die jungen Schüler der Schelling'schen Philosophie und der Romantiker wurden, zum ersten Mal das Streben nach einer rein nationalen Entwickelung um jeden Preis, auch um den des Verzichts auf wesentliche Errungenschaften der Cultur und des politischen Liberalismus, entgegen. Während die socialistischen Glieder des Moskauer Studentenkreises von französischen Vorbildern ausgingen und für die Verwirklichung der nationalen Aufgabe, wie wir in der Folge sehen werden, den Zusammenschluß aller slawischen Stämme, die Begründung eines panslawistischen Weltreichs für genügend hielten, repräsentirten die Slawophilen die innerliche Seite der slawischen Nationalbestrebungen, war ihnen vor Allem darum zu thun, das seit Peter dem Großen mit fremden Elementen versetzte russische Volksleben von diesen zu reinigen und zu den verlassenen alt-byzantinischen Bildungs- und Glaubensgrundlagen zurückzukehren. Sie ließen sich nicht daran genügen, in politischen Fragen slawisch zu sein, ihre Doctrin involvirte eine ganz bestimmte specifisch slawische Weltanschauung.

Die neue Schule versenkte sich im Lauf der Zeit so vollständig in das Studium des altslawischen Lebens und der byzantinischen Patristik und Theologie, daß ihr die Zeit vor Peter dem Großen mehr und mehr zum goldenen Zeitalter wurde; gegenüber dem uniformen, innerlich ausgehöhlten Treiben der französirten Gesellschaft, die sich allen vaterländischen Interessen abgewendet zu haben schien, gewann die alte gute Zeit, in welcher alle Gesellschaftsschichten in glücklich naiver Eintracht gelebt hatten, das Ansehen eines verlornen Paradieses. Der Bojar der alten Zeit hatte die Anschauungen seiner Untergebenen getheilt, als Vater in ihrer Mitte geherrscht, sie in den Kampf und die Volksversammlung geführt, der weiße Zar war ein Primus inter pares gewesen, die orthodoxe Geistlichkeit hatte an der Spitze einer wahrhaft volksthümlichen Bildung gestanden, die allen Ständen in gleicher Weise zugänglich gewesen war; ein mächtiger Patriarch hatte endlich die Reinheit der Sitte und des Glaubens, zugleich auch die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat gewährleistet. Selbst der barbarische Despotismus einzelner Zaren, wie z. B. Iwan's des Schrecklichen, erschien neben dem gewaltthätigen Eingreifen Peter's, der keiner Tradition, keines geheiligten Herkommens und Volksbrauchs geschont hatte, wie das Regiment eines strengen, aber wohlmeinenden Vaters, der selbst seine Schrecken in populäre Formen kleidete. Die Bürgerkriege des 17. Jahrhunderts —

so argumentirte man weiter — waren in ihren Folgen kaum so verderblich gewesen, wie die steten Eroberungen des 18. Jahrhunderts. „Vergleichen wir den Bildungsgang unserer Geschichte (heißt es in der Schrift eines der Slawophilenführer) mit dem anderer Völker und Staaten, so gewahren wir überhaupt, daß derselbe im direkten Gegensatz zu den Geschicken der übrigen Nationen steht: während die westlichen Völker überall von Knechtschaft und Sclaverei zur Freiheit durchdringen, ist der Gang unserer Entwickelung gerade der umgekehrte gewesen. Auf das Compositionssystem der Prawda russkaja (des ältesten, in das erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung hinaufreichenden russischen Rechtsdenkmals), die keine Körperstrafe kannte, sind die barbarischen Criminalstrafen des Zaren Alexei Michailowitsch, auf diese die blutigen Reglements Peter's gefolgt. An die Stelle der früheren Bauernfreiheit ist im 16. Jahrhundert die Leibeigenschaft getreten, anstatt der lauten und energischen Stimmen, die sich in alter Zeit auf Land- und Volksversammlungen geltend machten, traten im 18. Jahrhundert das unheimliche Schweigen, die lautlose Stille, welche über dem russischen Volke lag u. s. w." Folgerecht entwickelte sich aus dieser Verehrung und Pietät für die vergessene und verspottete alte Zeit bei den Freunden der neuen Schule eine leidenschaftliche Abneigung gegen die westeuropäische Cultur, welche den ruhigen Bildungsgang der echtslawischen Civilisation unterbrochen und gekreuzt hatte. St. Petersburg, die personificirte petrinische Reformidee, die Wiege des französirten 18. Jahrhunderts, wurde seiner kosmopolitischen Farblosigkeit wegen bitter gehaßt und als die Wurzel alles Uebels angesehen. Gegenüber der mächtigen Militär- und Civilbüreaukratie, die von Petersburg aus im Bunde mit dem abgefallenen Adel das Vaterland überschwemmt und zur Sklavin habsüchtiger Fremder herabgewürdigt hatte, gab es in den Augen dieser neuen Schule nur eine Rettung — das Volk. Das Volk allein war den nationalen Heiligthümern treu geblieben, hatte sich allen Versuchungen zum Trotz vom Cultus der neuen Götzen fern gehalten, mit stummer Gefügigkeit all' die Unbill und Verachtung derer getragen, die die Stamm- und Sprachverwandtschaft mit ihm verleugneten und um die Wette mit den räuberischen Genossen Peter's und Anna's sein Mark aussogen und verpraßten — von dem Volk allein konnte darum eine Wiedergeburt Rußlands im russischen Sinne erwartet werden. — Hand in Hand mit dieser demokratischen Richtung, welche die Slawophilenpartei von Hause aus kennzeichnete, ging die Anhänglichkeit derselben für die griechisch-orthodoxe Kirche und die byzantinische Theologie: während alle übrigen liberalen Parteien gegen die herrschende Kirche Sturm

ließen, gewannen die Slawophilen an der Geistlichkeit eine Stütze und Bundesgenossin im Kampf gegen feindliche Elemente. — Das Feuer und die Entschiedenheit, mit welchen die Slawophilen für die Tendenzen ihrer Partei eintraten, war schon in den 30er Jahren in Moskau stadtkundig geworden; da die Freunde dieses Kreises sich aber davor hüteten, mit ihren politischen und demokratischen Tendenzen offen hervorzutreten, wurden sie von der Regierung geduldet und als unschädliche nationale Schwärmer belächelt. Man fand es kindisch, daß junge Männer aus guter Familie mit dem Volke verkehrten und an den theologischen Disputationen Theil nahmen, welche am Ostersonntage vor den Thüren des Iwan Welikÿ zwischen rechtgläubigen und altgläubigen Bauern herkömmlich geführt wurden. Daß Einzelne dieser Schwärmer das Gelübde gethan hatten, im nationalen rothen Hemde und ärmellosen Sammtrock zu gehen, wurde als Curiosum nach Petersburg berichtet und demgemäß ignorirt. Nichtsdestoweniger schritt die akademische Polizei einige Zeit später gegen die philosophirenden Studentenkreise energisch ein: die Philosophie wurde förmlich verboten und mehrere allzu lebhafte Verehrer derselben nach Wjätka und Perm an die asiatische Grenze verbannt. — Dieses Loos traf indessen nicht die Slawophilenführer, sondern ihre befreundeten Gegner, die Anhänger der Socialistenschule, an deren Spitze Alexander Herzen, der uneheliche Sohn eines reichen, gleichfalls in Moskau lebenden Aristokraten, stand. Dieser war es vorzüglich gewesen, der die Nothwendigkeit eines entschiedenen Bruchs mit der gesammten Vergangenheit gefordert und sich auf den Boden des französischen Socialismus gestellt hatte. Er und seine Freunde waren lebhafte Anhänger Ruge's, später Stirner's und der übrigen Anhänger der Hegel'schen Linken. Das slawische Alterthum war in ihren Augen ebenso wenig werth, wie die russische Gegenwart, der Westen nahm in ihren Augen als Wiege der revolutionären Ideen sogar eine höhere Stufe ein, als der Osten; wie mit aller Autorität machten diese jungen Radicalen auch mit der griechischen Kirche, welche sie als Verdummungsanstalt verachteten, rein Haus. Ihre Wünsche zielten auf eine socialistische Föderativrepublik ab, zu welcher sich alle Slawenstämme verbinden sollten, um den morschen Westen über den Haufen zu werfen. Ihre socialistischen Tendenzen hatten die „Sapadniki" (Westlinge, wie sie von ihren Genossen genannt wurden) von den Franzosen, ihre panslawistischen Wünsche von den wenig früher aufgetretenen czechischen und slowenischen Panslawisten entnommen. Mit dem Altrussenthum und der Slawophilentheorie hatten diese Schwärmer für eine neue europäische Weltordnung indessen mehr

gemein, als man auf den ersten Blick meinen sollte: verbunden waren beide Richtungen zunächst durch den Haß gegen die bestehende Ordnung, unter deren Druck sie zu leiden hatten, durch ihre Begeisterung für das eigentliche Volk, mit dessen Hilfe sie die Petersburger Büreaukraten und Aristokraten zu vernichten hofften und durch die Abneigung gegen die Deutschen, welche die einen als „Mameluckeu" des Absolutismus, die anderen als Feinde und Schädiger der nationalen Entwickelung verabscheuten. Das wichtigste Bindeglied zwischen diesen beiden Fractionen, welche bestimmt waren, sich während der zweiten Hälfte der 50er Jahre in die Herrschaft über die russische Jugend zu theilen, bestand in der gemeinsamen Schwärmerei für das bekannte Institut des alt-russischen Gemeindebesitzes, welches allen persönlichen Grundbesitz ausschloß und das Gemeindeland zum Eigenthum aller Gemeindeglieder machte.

Es versteht sich von selbst, daß bei Lebzeiten des Kaisers Nikolaus weder die Partei der Slawophilen, noch die der Socialisten oder irgend eine andere Gruppe „Unzufriedener" offen hervorzutreten und sich als politische Partei zu geriren wagte. Das dumpfe starre Schweigen zu brechen, welches über dem gesammten Reich lag, konnte am wenigsten denjenigen in den Sinn kommen, die sich bewußt waren, nur durch den Schleier des Geheimnisses gegen die unerbittliche Strenge jener geheimen Polizei gesichert zu sein, die von Orlow und dessen Gehilfen General Dubbert gehandhabt wurde. Nach dem erwähnten Einschreiten gegen die liberalen Moskauer Studentenkreise und der Verbannung Herzen's und anderer Glieder derselben war es auch in den Universitäten stiller denn je früher geworden. Die Presse hatte sich längst davon entwöhnt, auf andere als ästhetische und kritische Fragen eine Antwort zu haben und die gelegentlichen Untersuchungen über slawische Archäologie, welche die Slawophilen in ihrem Organ „der Leuchtthurm" (Majak) veröffentlichten, um gegen die Westeuropäer und Katholiken zu Felde zu ziehen und die Vorzüge russischer Eigenthümlichkeit in ein möglichst helles Licht zu stellen, konnten auch in der dritten Abtheilung der kaiserlichen Canzellei nicht für staatsgefährlich gelten. Der Kaiser selbst haßte ja den Westen und war stolz darauf, ein echt russischer Zar zu sein.

Damit war aber keineswegs ausgeschlossen, daß die revolutionären Tendenzen der Moskauer Jugend in allen Theilen des Reichs heimliche Anhänger zählten. Der elende Zustand der öffentlichen Unterrichtsanstalten, welche jede freie Regung unterdrückten, jede wirklich wissenschaftliche Bildung unmöglich machten, trug wesentlich dazu bei, daß gerade die ausschweifendsten und extremsten Lehren die willfährigste Aufnahme, die rascheste Verbreitung fanden. Wo jede Theilnahme an

der Zeitbildung streng verpönt, Alles verboten war, was von den Anschauungen der Regierung abwich, erschien denen, die nach Selbständigkeit rangen, alles Verbotene an und für sich löblich; je schroffer der Gegensatz war, in welchem eine Doctrin zur bestehenden Ordnung der Dinge stand, desto entschiedener hatte sie die Präsumtion für sich. Aeußerlich erstarb Alles in stummem Gehorsam gegen den Zaren und die Anschauungen, welche die Majorität der Gesellschaft, die große Zahl derer, welche für „comme il faut“ gelten wollte, von demselben angenommen hatte.

An dieser Lage der Dinge wurde auch durch die Niederlagen, welche das alte System in der Krim erlitt, zunächst noch Nichts geändert, da die strengen Gesetze, welche jede Aeußerung einer selbständigen öffentlichen Meinung unmöglich machten, in Kraft blieben. Wie empfänglich aber der Boden war, auf welchen die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten von dem Zusammensturz der Militärmacht, die man bis dahin für unüberwindlich gehalten, fielen, wie gierig die Memoirenliteratur verschlungen wurde, welche die Summe der im Kampf gegen das westliche Europa gewonnenen Erfahrungen zog, wie tausendstimmig das Echo sein mußte, welches jedes Wort des Tadels wiederholte, braucht nach dem oben Angeführten aber nicht erst gesagt zu werden. Die Männer des kaiserlichen Vertrauens sahen sich bald außer Stande, irgend etwas zur Bekämpfung der oppositionellen Stimmung zu thun, welche sich allmälig aller Kreise der Gesellschaft bemächtigte und durch jede neue Hiobspost aus der Krim genährt wurde — Alles was sie thun konnten beschränkte sich darauf, den Schleier des Geheimnisses, welcher über dieser geistigen Bewegung lag, ungelüftet zu lassen, jeder Veranlassung zu öffentlichen Kundgebungen der allgemeinen Niedergeschlagenheit und Erbitterung vorzubeugen und dem Monarchen den verzweifelten Zustand der inneren Lage des Reichs möglichst zu verheimlichen, ja auch nicht entfernt ahnen zu lassen, daß die Summe derer, welche jeden Unfall des Krimkrieges mit Genugthuung registrirten, alle Schuld an dem elenden Zustande der Armee und des Verpflegungswesens auf den Kaiser und dessen System zurückführten und den vollständigen Zusammensturz der alten Ordnung sehnlich erwarteten, — daß die Summe dieser nach Zehntausenden zu zählen war und täglich zunahm. Selbst der für den Gang des Krieges ziemlich gleichgiltige Zutritt Italiens zu der Alliance der Westmächte, die Miene, welche Spanien machte, dem Beispiel Victor Emanuel's zu folgen, die Verstimmung aller übrigen Mächte gegen Rußland, trug dazu bei, den allgemeinen Unmuth gegen die nikolaitische Politik in Rußland zu schüren.

All' diese Mächte hatte der Hochmuth und der Legitimitätsfanatismus des Kaisers gegen Rußland aufgebracht, das die Schulden der Irrthümer seines Herrschers zahlen sollte, wo es bereits am Rande des Bankerotts stand.

II.

Als Nikolaus am 19. Februar (2. März) an den Folgen einer Erkältung verstarb, welche er sich durch die Theilnahme an einer bei strenger Kälte und gegen den Willen der Aerzte abgehaltenen militärischen Uebung zugezogen hatte, war es seiner nächsten Umgebung bei aller Trauer und aller Bestürzung über die Plötzlichkeit dieses Verlustes, als sei sie von einem schweren Alp befreit. Die innere Unwahrheit, welche alle officiellen Beziehungen der Minister zu ihren Untergebenen und zum Kaiser seit Jahren beherrschte, und den Schein der unerschütterten früheren Machtstellung, über deren Verlust sich doch Niemand mehr Illusionen machen konnte, zu wahren versuchte, hatte einen so unerträglichen Grad erreicht, daß alle mit der wahren Lage des Staats bekannten höheren Beamten sich sagen mußten, der plötzliche Tod des Urhebers aller Calamitäten sei für diesen ein ebenso großes Glück gewesen, wie für das gesammte Reich. Wußten sie doch aus tausendfacher Erfahrung, daß Nikolaus nicht klar sehen wollte und konnte, daß er außer Stande war, den Zusammensturz seines stolzen Werks, auch seit derselbe klar zu Tage lag, zu fassen — daß ihm die Selbsttäuschung ebenso zum Bedürfniß geworden war, wie die Täuschung Anderer. Eine dumpfe Ahnung von der Wohlthat der Erlösung von dem überlebten Monarchen zuckte durch das ganze Reich. Die officielle Trauer, welche allenthalben zur Schau getragen wurde und der sich vielfach aufrichtiger Kummer über den Ausgang eines Monarchen beimischte, dem es an guten und tüchtigen Eigenschaften keineswegs gemangelt hatte, sie wurde getragen von dem Gefühl einer stillen Befriedigung darüber, daß es fortan möglich sein werde, die schweren Schäden, an denen alle Theile der Verwaltung gekrankt, bloßzulegen und ohne Rücksicht auf die vorgefaßten Meinungen eines unzurechnungsfähig gewordenen Herrschers an die Heilung derselben zu gehen. Obgleich Niemand über die Fähigkeiten und Pläne des während seiner Thronfolgerschaft von den großen Geschäften fern gehaltenen neuen Selbstherrschers aller Reussen genügend unterrichtet war und man sich selbst in den höchsten Kreisen mit Muthmaßungen über dieselben begnügen

mußte, war doch Alles von der Ueberzeugung durchdrungen, daß derselbe eine durchaus neue politische Richtung einschlagen werde und einschlagen müsse. Allerdings mußte der Krieg noch eine Weile fortgeführt werden, um die militärische Ehre der russischen Armee zu retten und das Volk in der Ueberzeugung zu befestigen, daß Alexander II. nicht minder energisch und unerschrocken sei, als sein Vater, aber Niemand war darüber in Zweifel, daß die Fortführung des Krieges nicht ernst gemeint, die bloße Erfüllung einer peinlichen äußeren Nothwendigkeit sei und daß der Friedensschluß binnen Jahr und Tag vor der Thüre stehe. So wurden die schweren Schläge des Sommers und Herbsts 1855 in Rußland ungleich leichter überwunden, als man im Auslande glaubte, und während die Kreuzzeitung und ihr conservativer Anhang über den Verlust des Horts der Legitimität und das traurige Geschick Rußlands zu klagen nicht müde wurden, waren in Petersburg und Moskau durchaus andere Anschauungen an der Tagesordnung.

Das erste Regierungsjahr Alexander's II. bestand in nichts mehr als der Abwickelung der kriegerischen Verpflichtungen, welche Rußland ein Mal übernommen hatte, so zu sagen in der Abrechnung mit dem alten System. Alexander, damals 37 Jahre, war zu vollständig unter dem Einfluß seines Vaters und der Ansichten desselben aufgewachsen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, ein neues freisinniges Programm fertig mitzubringen und an einen principiellen Bruch mit der Ordnung zu denken, deren Trümmer er vorfand. Aber obgleich der junge Kaiser in streng militärischer Zucht aufgewachsen und von Jugend auf daran gewöhnt worden war, den Haupttheil seiner Zeit in militärischen Spielereien zu verbringen, so wußte man doch, daß es ihm an der Neigung für Beschäftigung mit Verwaltungsangelegenheiten nicht fehlte, daß er eine Vorstellung von den Verpflichtungen des Herrschers nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen die Nation hatte. Er galt für ehrlich und gradsinnig. Was aber die Hauptsache war, Alexander hatte von jeher einen milderen, humaneren Sinn und eine größere Zugänglichkeit für fremde Anschauungen gezeigt als Nikolaus, ihm war ein weiches, nervenses Temperament eigen, das an und für sich die Fortführung des früheren Systems unerbittlicher Strenge und starren Eigenwillens ausschloß. Die schweren Jahre von 1853 bis 1855 hatten ihm in vielfacher Beziehung über die Irrthümer seines Vaters die Augen geöffnet, an dem er mit kindlicher Pietät hing und der in seinen Augen bis zuletzt das Musterbild eines großen Regenten gewesen war. Was die Furcht vor dem Zorn des Selbstherrschers diesem aus der Geschichte der letzten Jahre verheimlicht hatte, war dem Erben seines Thrones,

der nur zu oft Zeuge peinlicher Auftritte zwischen diesem und den Ministern gewesen war, nicht verborgen geblieben, der junge Monarch ahnte mindestens, wie es um das Reich stand, dessen Herrschaft er übernehmen sollte. Ohne die Erfahrungen der Kriegsjahre wäre Alexander vielleicht in die Fußtapfen der alten Politik getreten; von einer eingehenden Kenntniß des furchtbaren Gegensatzes, in welchem diese zu der Bildung der Zeit und dem übrigen Europa gestanden hatte, war bei ihm, der in den strengen Traditionen der Autokratie und in der Verehrung für die Rathgeber seines Vaters erzogen worden war, bis zum Krimkriege ebenso wenig zu spüren gewesen wie von ausgesprochenen Neigungen für ein freisinniges System. Er glaubte vielmehr die Regierungsweise seines Vaters mit gewissen, durch die gewonnenen Erfahrungen nothwendig gewordenen Modificationen fortführen zu können, denn er konnte nicht wissen, daß die erschrecklichen Resultate und tiefgewurzelten Schäden derselben mit dem gesammten System im engsten Zusammenhang gestanden hatten, und daß die Auflösung der Armee, die Corruption der Verwaltung, die Zerstörung des Nationalwohlstandes und der Finanzen nur die natürlichen Folgen eines Regierungssystems gewesen waren, welchem das starre Autoritätsprincip und die gewaltsame Abschließung gegen die Zeitbildung für die höchsten Aufgaben gegolten hatten. Die Abweichungen von der Politik des Vorgängers sollten die Ausnahme bilden, diese selbst sollte principiell aufrecht erhalten bleiben, — an die Absteckung einer festen Grenze zwischen den alten Grundsätzen und den neuen Formen derselben wurde zunächst noch nicht gedacht. Charakteristisch genug war es, daß Alexander trotz der klaren Ueberzeugung von der Nothwendigkeit zahlreicher Reformen, trotz der Einsicht in die tiefen Schäden des alten Zustandes, die Diener seines Vaters Jahre lang beibehielt; nur der Minister des Innern, General Bibikow, der den Thronfolger wiederholt in brutalster Weise verletzt hatte, erhielt sofort den erbetenen Abschied und wurde durch den General Lanskoi ersetzt. Im December 1855 wurde der General-Direktor der öffentlichen Bauten, Graf Kleinmichel, gleichfalls ein persönlicher Feind Alexander's, entlassen. Das Rescript, welches das Abschiedsgesuch dieses unwürdigen Mannes genehmigte, floß von dankbarer Anerkennung der angeblichen Verdienste desselben über — der Respekt gegen die Freunde des Vaters sollte beim Volk erhalten und nicht entfernt verletzt werden.

Obgleich das erste, von Kriegssorgen erfüllte Regierungsjahr Alexander's keinerlei eingreifende Reformen ermöglichte, machte sich während desselben doch schon auf den meisten Gebieten des öffentlichen

Lebens ein veränderter Geist geltend. Der humane Charakter, der dem Kaiser eigen war, stand in so direktem Gegensatz zu der Härte und Selbstherrlichkeit seines Vorgängers, daß die höheren Kreise der Administration unwillkürlich aus einem andern Ton sprachen, als bisher. Eine Empfindung von der veränderten Lage der Dinge theilte sich dem Publikum schon inmitten des Schreckens über die Einnahme der Südseite Sewastopols mit und erwarb dem neuen Herrscher rasch eine Popularität, die zunächst keine anderen Grundlagen als den guten Glauben des Volks und dessen eigenes Reformbedürfniß hatte. Die Ueberzeugung, daß Alexander an eine gründliche Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse gehen werde, wurde laut und allgemein ausgesprochen, den geringfügigsten seiner Handlungen ein liberaler und reformatorischer Charakter imputirt, bevor die Regierung noch irgend welche Entschlüsse gefaßt hatte. — Leicht genug wurde es dem jungen Herrscher freilich, für einen Reformator zu gelten. Ein geistreicher Russe machte damals die treffende Bemerkung, daß, wenn Nikolaus seinen Unterthanen verboten hätte, die Straße zu betreten, und wenn Alexander auch nur dieses Verbot aufgehoben hätte, er den Russen bereits für einen der freisinnigsten Herrscher seiner Zeit gegolten hätte. In diesem Sinne machten die ersten nach Abschluß des sehnlich erwarteten Pariser Friedens erlassenen Regierungsmaßregeln eine Sensation, die im Grunde außer Verhältniß zu ihrem Inhalt stand und wesentlich in der allgemeinen Ueberzeugung wurzelte, sie seien nur die Vorläufer großer kommender Dinge. Von der Entlassung der Minister, welche ihre Unfähigkeit im orientalischen Kriege auf das Unbestreitbarste dokumentirt hatten, war während dieser ersten Regierungsjahre ebenso wenig die Rede, wie von neuen organischen Gesetzen: man begnügte sich damit, unter der Masse der unsinnigen Verbote und Beschränkungen aufzuräumen, welche Nikolaus in den Jahren 1849 bis 1855 erlassen hatte. Die Aufhebung des Gesetzes von 1849, durch welches die Zahl der Studirenden auf je 300 für jede Universität beschränkt worden war, die Abschaffung der hohen Gebühren für Pässe zur Reise in's Ausland, die bereitwillige Concessionirung neuer Zeitschriften und Journale, die Aufhebung jener scheuslichen Cantonistenschulen, in welche die Söhne der Soldaten und Unteroffiziere gepferchft worden waren, um zu Militärschreibern dressirt und durch eine unmenschliche Behandlung an Geist und Körper ruinirt zu werden, endlich die im August 1856 erfolgte Begnadigung der überlebenden von den Verschwörern von 1826 genügten, die Nation in den Taumel einer Begeisterung zu versetzen, welche von Tag zu Tag zunahm und selbst die verstocktesten Pessimisten

mit fortriß. Dann ging die Regierung weiter, um Hand an die eigentlichen Reformen zu legen. In den Jahren 1856 bis 1859 folgten sich die Concessionirung der französischen Compagnie zur Erbauung der großen Petersburg-Eydtkuhnener Eisenbahn, die Ersetzung des unfähigen Finanzministers Brock durch den Geheimrath Knjäschewitsch, die Vorbereitungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft und die Gesetze über die Umgestaltung der Administration des Königreichs Polen in beinahe athemlos raschem Lauf. — Bevor wir auf diese wichtigen Umgestaltungen und auf die Verhältnisse näher eingehen, welche denselben zur Voraussetzung dienten, wird es nothwendig sein, daß wir uns mit den gleichzeitigen und vorhergehenden Umwälzungen im Schooße der russischen Gesellschaft näher bekannt machen. Besteht das Wesen der neuen russischen Aera doch wesentlich darin, daß Regierung und öffentliche Meinung, die bis dahin Nichts mit einander gemein gehabt hatten, fortan in lebhafteste Wechselwirkung traten und den Gang ihrer gegenseitigen Entwickelung bedingten, daß sie in ihrem Thun und Lassen unausgesetzt auf einander Beziehung nahmen. Während die Gegenstände des öffentlichen Interesses von der Regierung bezeichnet und ausgewählt wurden, reformatorische Handlungen derselben die Reihenfolge der Themata der Discussion bestimmten und auf die Tagesordnung setzten, übte die wachsende Macht des Volkswillens auf die Art und Weise der Behandlung und Lösung der einzelnen Fragen bald den nachhaltigsten Einfluß.

Die ungeheure Verbreitung der geheimen handschriftlichen Literatur, welche während des Krimkrieges ihr Wesen getrieben und ebenso durch die Leblosigkeit der streng überwachten periodischen Presse, wie durch das Bedürfniß nach einer Bekanntschaft mit der wirklichen Lage des Reichs bedingt gewesen war, hatte ein kritisches Bedürfniß der Nation hervorgerufen, dem Rechnung zu tragen die Regierung schon in den Jahren 1856 und 1857 nicht mehr umhin konnte. Plötzlich und gewaltsam brach sich das lang gehemmte Verlangen, über den wahren Werth aller einzelnen Institutionen des russischen Staatslebens klar zu werden, Bahn, wesentlich gesteigert durch die massenhaften Reisen nach Deutschland und Frankreich, welche der Aufhebung der Paßgesetze auf den Fuß folgten und jährlich Hunderttausende von Russen der höheren und mittleren Stände nach Westeuropa führten. Die glänzenden Siege, welche die englisch-französische Cultur über das alte System erfochten hatte, führten zu einer Begeisterung für die liberalen Einrichtungen des Westens, die um so größer sein mußte, als man Dank dem früheren Absperrungssystem von dem wahren Wesen derselben ebenso wenig etwas wußte, wie von ihren Schattenseiten. Mit jener Ueberschwenglichkeit,

welche dem russischen Nationalcharakter zu allen Zeiten gleich eigenthümlich gewesen ist und die wesentlich auf den Mangel solider Bildungsgrundlagen zurückgeführt werden muß, überbot man alle Diejenigen, welche von den Erfahrungen des Krimmkrieges etwas gelernt haben wollten, in dem Cultus derselben liberalen Institutionen, welche man wenige Jahre früher als Ausgeburten heidnischen und revolutionären Wahnsinns verworfen hatte. Hand in Hand mit dieser Begeisterung für Alles, was bisher zu den verbotenen Früchten gezählt hatte, ging eine progressiv zunehmende Geringschätzung gegen alle überkommenen Autoritäten und Traditionen. Kaum war man gewahr geworden, daß der neue Herrscher mit einem Theil der Schöpfungen seines Vaters zu brechen und die Unfehlbarkeit derselben in Zweifel zu ziehen begonnen hatte, und Alles, was zu dem alten System in irgend welcher Beziehung gestanden hatte, galt sofort als überlebt und verwerflich und — was das Merkwürdigste war — Niemand hielt es weiter für nothwendig, aus dieser Umwälzung seiner Gedanken ein Geheimniß zu machen. Die Polizei hatte nur nöthig zu einzelnen Kungebungen volksthümlicher Kritik ein Auge zuzudrücken und von der Strenge abzusehen, mit welcher derartige Manifestationen in früherer Zeit geahndet worden waren, und das Publikum glaubte in die unbeschränkte Herrschaft über die Situation eingesetzt zu sein. Den Anstoß zu einer veränderten Haltung der öffentlichen Autoritäten hatte, wie wir wissen, der Kaiser in eigener Person gegeben; in einem absoluten Staat geschieht es von selbst, daß die Administration jedes Mal den Charakter dessen annimmt, der an ihrer Spitze steht, daß der geringste Polizei- und Verwaltungsbeamte die Handlungsweise und den Ton des Herrschers nachahmt. Das Maß von Freiheit, welches der Herrscher zugestanden hatte, nach Bedürfniß zu erweitern, nahm das Publikum ohne weiter zu fragen auf sein Theil. Es genügte, daß Alexander die ängstlichen Stimmungsberichte der geheimen Polizei und die Denunciationen einzelner bis dazu hochangesehener Agenten verächtlich ignorirte, oder daß er — was unter Nikolaus freilich unerhört gewesen war — die Bestrafung einzelner der diebischen Beamten, welche nach Beschluß des Krimkrieges zur Verantwortung gezogen worden waren, durch die Zeitungen veröffentlichen ließ, um Büreaukratie und Publikum im Handumdrehen zu verändern. Kaum war bekannt geworden, daß der Kaiser einen vornehmen Spion, der Mittheilungen über liberale Gespräche im englischen Clubb zu St. Petersburg gemacht, mit bloßen 25 Rbl. S. abzulohnen und dann aus der Thür zu weisen befohlen hatte — und der Schrecken, der bis dahin die dritte Abtheilung der kaiserlichen Canzellei umgeben hatte, war

für lange gebrochen, die Macht dieses vielgefürchteten Instituts so gut wie gelähmt. Tags nachdem der officielle „Russische Invalide" die schimpfliche Entlassung des Präsidenten des Petersburger Handelsgerichtshofs, eines Freundes und Spießgesellen des Grafen Kleinmichel, gemeldet hatte, wurden die Namen anderer käuflicher Beamten auf offener Straße genannt, Männer, vor denen man sich furchtsam gebeugt hatte, von dem Publikum mit Verachtung und Hohn behandelt. Die Passivität, mit welcher die Regierung den Ausschreitungen des Volkswillens zusah, begründete zwar den weit verbreiteten Ruhm ihres Liberalismus, trug aber auch dazu bei, die Kühnheit desselben zu steigern. Als die Regierung endlich die Wirkungen ihrer Milde und Liberalität gewahr wurde, war es längst zu spät, um eine Umkehr zu erzwingen. Die Kunde von einer veränderten Haltung der maßgebenden Personen hatte sich mit so elektrischer Schnelligkeit über das gesammte Reich verbreitet, war mit der gewandelten öffentlichen Meinung so genau zusammengetroffen, daß an Restrictionen nicht mehr zu denken war. Binnen weniger Monate hatte sich der Charakter der öffentlichen Zustände und Meinungen so wunderähnlich verwandelt, daß die Mittel zur Herrschaft über dieselben, welche zur Zeit des allgemeinen Schreckens und der stummen Unterwürfigkeit unter jede kaiserliche Laune ausreichend gewesen waren, außer allem Verhältniß zu der Macht standen, mit welcher man es jetzt zu thun hatte. Das Prestige der Regierung war über Nacht verloren gegangen, die Kritik, welche Alexander an einzelnen Excentricitäten seines Vaters geübt, hatte eine Volkskritik aller bestehenden Einrichtungen wach gerufen, welche bald kein Maß und keine Schranke kannte.

Die erste neue Macht, die auf den Kampfplatz trat, um ihre Kräfte mit denen der Regierung zu messen, war die rasch empor gewachsene periodische Presse. Das Signal zu dem allgemeinen Verlangen nach einer erweiterten Freiheit derselben hatte, wie wir wissen, jener Alexander Herzen gegeben, den wir als Führer einer strebsamen Studentenpartei in Moskau, als Begründer der russischen Socialistenschule kennen gelernt haben. Nach seiner Entlassung aus dem Wjätkaer Exil war dieser durch den Radicalismus seiner Anschauungen, wie durch sein glänzendes, geradezu unvergleichliches publicistisches Talent doppelt gefährliche Mann im Jahre 1845 nach St. Petersburg gekommen, um ein untergeordnetes Amt zu bekleiden und unter Verzicht auf die Träume seiner Jugend im Genuß glücklicher Familienverhältnisse und eines beträchtlichen Vermögens als stiller, unscheinbarer Privatmann zu leben. Das Ueberwachungs- und Denunciationssystem der Orlow und Dubbelt stand damals in

vollster Blüthe; eine harmlose Aeußerung, die der von aller Politik entfernte, nur dem Glück seiner jungen Ehe lebende Mann gethan hatte, wurde dem Kaiser, der Herzen's Namen von Moskau aus kannte, hinterbracht und genügte dazu, diesen nach Nowgorod zu entfernen und an jeder freien Bewegung zu hindern. Die Brutalitäten, welche Herzen und noch mehr dessen kranke Frau zufolge dieser willkürlichen, durch Nichts gerechtfertigten Mißhandlungen erlitten, erfüllten die Seele dieses Mannes mit einem Haß gegen die heillose Despotenwirthschaft des russischen ancien régime, den die Vertreter desselben schwer genug empfinden sollten. Mit Hülfe der vornehmen Freunde und Verwandten seines Vaters wußte Herzen einen Paß in's Ausland zu erhalten; unter dem Vorwande, seine in der That kränkliche Frau nach Italien zu geleiten, verließ er im Jahre 1847 sein Vaterland für immer. In Paris, das er bald nach der Februarrevolution aufsuchte, trat Herzen mit den Führern der socialistischen Partei in enge Verbindung: seine damals veröffentlichte Broschüre „Vom andern Ufer" enthielt einen glühenden Protest gegen die in Rußland herrschende Ordnung und verkündete der Welt zum ersten Mal das Evangelium von der erlösenden Kraft des russischen Gemeindebesitzes, der bestimmt sei, die Waffe zur Eroberung eines panslawistisch-demokratischen Weltreichs zu werden. Nach dem Siege der Reaction ging Herzen (dem der Untergang eines französischen Postdampfers auf dem mittelländischen Meer an einem Tage Mutter, Frau und Kinder geraubt hatte) nach London, wo sich ein Kreis russischer Emigranten um ihn sammelte. Schon während des letzten Jahres des orientalischen Krieges begründete er seine freie russische Druckerei, um auf die Stimmung seiner Landsleute einwirken zu können. Die Ahnung, daß die Sache der Alliirten zugleich die des russischen Liberalismus sei, hatte ihn nicht betrogen: bald nach dem Tode des Kaisers Nikolaus veröffentlichte er in seinem bereits erwähnten Wochenblatt Kolokol (die Glocke) einen an Alexander II. gerichteten Brief, der in ganz Europa Aufsehen erregte, in Rußland zu einem Ereigniß ersten Ranges wurde. Binnen weniger Wochen war sein bis dahin wenig bekannter Name in Aller Munde, sein Journal in den Händen jedes Gebildeten, wenig später aller derer, die überhaupt lesen konnten. Für die Gedanken, welche Tausenden unklar vorgeschwebt, hatte Herzen das erlösende Wort gefunden: er verlangte von dem Sohn Nikolaus' Sühne für das Unheil, welches der Vater über ein ganzes Volk gebracht hatte, vollständigen Bruch mit dem heillosen System allgemeiner Knechtschaft und Gedankenlosigkeit, Frieden mit den liberalen Ideen der Zeit, vor Allem sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft, als Vorbedingung jeder künftigen Ver-

ständigung zwischen Volk und Herrscher. Die Wirkungen dieses kühnen Griffs zu schildern, ist nicht möglich; man muß den ganzen Jammer der alten Polizei- und Soldatenwirthschaft, die stumme Unterwürfigkeit aller Gesellschaftsklassen unter den hohen kalten Mann im Winterpalais, die Absperrung von dem belebenden Hauch, der durch das übrige Europa wehte, die deprimirenden Wirkungen eines Systems, welches jeden Kreischef und jeden Regimentscommandeur zum absoluten Herrscher seiner Untergebenen machte, endlich das Elend, das durch den Krimkrieg über Millionen von Menschen hereinbrach und die allgemeine Apathie und Verbitterung der Wochen nach den ersten Niederlagen an der taurischen Küste, man muß das Alles selbst durchgemacht haben, — um eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie zündend der Blitz einschlug, den der Herausgeber des ersten unabhängigen russischen Journals in der Stille der Paternoster-Row geschmiedet hatte. Daß dieser der Mann sei, um welchen die gesammte Nation sich zu schaaren habe, stand sofort für alle russischen Patrioten unzweifelhaft fest und willenlos unterwarfen sich Millionen von Menschen, die von dem Wesen staatlicher Freiheit niemals etwas gehört hatten, der Führerschaft eines Publicisten, der bald ebenso unumschränkt herrschen sollte, wie weiland der Kaiser Nikolaus.

Mit einem Geschick, dem wir aus der Geschichte der Publicistik kein Beispiel an die Seite zu stellen vermögen, wußte Iskander (dies war der Schriftstellername Herzen's) die Macht, die er sich erworben, zu benutzen und zu behaupten. Freilich standen ihm Vortheile zur Seite, wie sie größer kaum gedacht werden können: kein Rival konnte daran denken ihm Concurrenz zu machen und — sein Journal war streng verboten, sein Name durfte nicht genannt werden, ja seine Existenz wurde von der Regierung vollständig ignorirt. Der Zauber dieses Geheimnisses trug wesentlich dazu bei, Herzen's Einfluß unangreifbar zu machen. Auf welchem Wege der Kolokol dennoch in zahllosen Exemplaren über die Grenze drang, in Jedermanns Hände gelangte und von Jedem, vom Kaiser bis zum Droschkenkutscher gelesen wurde, ist bis heute ein unerklärliches Räthsel geblieben. Daß allein auf der Nischni-Nowgoroder Messe von 1859 100,000, wie es heißt aus Asien, importirter Exemplare confiscirt wurden, genügt, um die ungeheure Verbreitung dieses überdies höchst kostbaren Blattes zu charakterisiren. Außer einem in der Regel von Herzen selbst geschriebenen Leitartikel, der an poetischem Schwung, an Klarheit und Schneidigkeit Alles übertraf, was man bis dazu gelesen, enthielt der Kolokol regelmäßig Correspondenzen aus allen Ecken und Enden des europäischen und asiatischen Rußlands, deren Ursprung sich in undurchdringliches Dunkel hüllte. Es schien, Alexander

Herzen zähle ebenso viel Mitarbeiter, wie Leser, denn er wußte über Alles Bescheid. Staatsgeheimnisse, von denen nicht zehn Leute im Reich etwas ahnten, wurden von ihm wie weltbekannte Dinge behandelt, er kannte die Namen der politischen Gefangenen in den Kasematten von Petersburg und in den Minen von Nertschinsk, die ihren eigenen Wächtern nur als „Nummern" bekannt waren, er führte über Bestechungen und Uebergriffe der unbedeutendsten Polizeilieutenants ebenso genau Buch, wie über die Verhandlungen im Senat oder Reichsrath. Die Furcht „in den Kolokol" zu kommen, lähmte bald die Hände der keckſten und verhärtetsten Beamten der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzellei, ergraute Schergen der Gewalt, die keine Rücksicht und kein Gesetz kannten, wurden unruhig, wenn ihre Namen in dem gefürchteten Blatt zu lesen waren. Von dem Kolokol als Reactionär bezeichnet zu werden, war in Augen aufstrebender Liberaler — und wer in Rußland wäre damals nicht liberal gewesen — das härteste Geschick, das einen Sterblichen treffen konnte, eine Mißbilligung aus der Feder Iskander's galt für eine Art von Todesurtheil. Alle Mittel, diesem Dämon beizukommen oder ihn zu täuschen, erwiesen sich bald als vergeblich. Die Namen der gegen Herzen ausgesandten Agenten wurden im Kolokol genannt, noch ehe dieselben den Ort ihrer Bestimmung erreicht und den Boden der englischen Küste betreten hatten; einem Beamten der geheimen Polizei, dem es gelungen war, unter falschem Namen bis in Herzen's Haus zu dringen, wies dieser bei dem ersten Besuch sein photographisches Portrait vor, indem er ihn spöttisch ersuchte, die unnütze Maske zu sparen. Da der Kaiser selbst zu den regelmäßigen Lesern des Kolokol gehörte, war seine Umgebung auf den ingenieusen Gedanken gekommen, eine Nummer, durch welche die Ehre eines angesehenen General-Adjutanten empfindlich compromittirt war, heimlich umdrucken zu lassen. Die ursprüngliche Nummer ging dem verwunderten Monarchen einige Wochen später in geschlossenem Couvert mit einigen aufklärenden Zeilen zu!

Herzen's nächster Zweck, die Erschütterung aller in Rußland bestehenden alten Autoritäten, war durch die Ereignisse der letzten 50er Jahre zu glücklich vorbereitet worden, um lange auf sich warten zu lassen. Alles, was zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus eine Rolle gespielt hatte, war binnen weniger Jahre so vollständig discreditirt, daß sich die Bande des Gehorsams und der Disciplin in der Armee und Büreaukratie ebenso rasch auflösten, wie im großen Publikum. Ueber die Gemüther der jungen Offiziere, Beamten, Cadetten, Schüler der geistlichen Lehranstalten u. s. w. herrschte Herzen mit unumschränkter

Gewalt; die excentrischen Lehren, welche sein Journal verkündete, fielen auf einen mehr wie fruchtbaren Boden, denn sie fanden eine tabula rasa der Unbildung vor, die ihnen keine Art von Widerstand entgegen zu setzen wußte. Es genügte, daß Herzen das Gegentheil von allem dem wollte, was bisher erstrebt worden war, um ihm tausend willfährige Werkzeuge zuzuführen. Denn in der Ueberzeugung, daß das Bestehende untergehen müsse, bevor an eine bessere Zukunft zu denken sei, hatten sich alle strebsamen Elemente längst geeinigt. In positiver Weise neu schaffend vorzugehen, war der Londoner Agitator freilich ebenso unfähig, wie weiland jene deutsche Emigration, die in den 30er Jahren von Paris aus die öffentliche Meinung Deutschlands beherrscht hatte. Die socialistischen Grundsätze, welche durch den Kolokol verbreitet wurden, enthielten absolut keine befruchtenden Keime. Die Lehre von der weltgeschichtlichen Bedeutung des russischen Gemeindebesitzes war das A und O des gesammten neuen Systems; mit der alten Beamten- und Soldatenwirthschaft sollte möglichst vollständig aufgeräumt, der befreite, allein gesund gebliebene Bauernstand zu der eigentlich herrschenden Klasse des slawischen Zukunftsreichs gemacht werden — alles Uebrige wurde der Zukunft und dem glücklichen Volksinstinkt überlassen. Der eigentliche Kern dieser Lehre war die Theorie von der Unzulässigkeit des persönlichen Eigenthums am Grund und Boden, und diese hat in Rußland so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie sich trotz alles Wechsels der Verhältnisse und Ansichten unerschüttert erhalten hat. Von besonderer Bedeutung war außerdem noch Herzen's Stellung zur polnischen Frage; während er im Uebrigen das nationale Element ziemlich entschieden betonte und besonders eifrig gegen den deutsch-büreaukratischen Einfluß zu Felde zog, redete er der Sache Polens unermüdlich das Wort, forderte er die Wiederherstellung der polnischen Unabhängigkeit und ein freies Bündniß zwischen Russen und Polen, das die Grundlage des künftigen allgemeinen Slawenreichs werden sollte. Auch diese Forderung traf mit der in der Nation herrschenden Stimmung zusammen; es genügte, daß die frühere Regierung die Polen mit besonderer Härte und Grausamkeit behandelt hatte, um der Sache derselben eine gewisse Popularität zu sichern und den Wunsch zu verbreiten, ihnen, wie allen übrigen Opfern des alten Systems geholfen zu sehen. An den Gegensatz zwischen dem aristokratischen Charakter der polnischen und dem demokratischen der russischen Nationalbestrebungen zu denken kam Niemand in den Sinn; mit der glücklichen Naivetät der Jugend ignorirte der russische Liberalismus Alles, was als Hemmniß seiner freudigen Zukunftshoffnungen erschien. „Schlägst du nur diese

Welt zu Trümmern, die andere soll mich wenig kümmern", war die allgemeine Parole.

Schon um ein Gegengewicht gegen die Alleinherrschaft der Londoner Publicisten zu schaffen (Herzen hatte sich mit einer Anzahl von Gehülfen umgeben und redigirte außer dem Kolokol noch eine größere Revue, den „Polarstern" [Poljärnaja swesdà]), konnte die Regierung nicht umhin, den zahllosen Gesuchen um Concessionen zu neuen Journalen, mit denen sie in den Jahren 1858 und 1859 überschüttet wurde, zu willfahren. Bis zum Jahre 1856 bestand die russische periodische Presse aus wenig mehr, als einem Dutzend bedeutungsloser Zeitblätter: wie auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens war die Regierung auf dem publicistischen die Hauptproducentin gewesen. Zwei officielle Zeitungen, das „Journal de St. Pétersbourg" und „der russische Invalide", versorgten das Publikum mit den nöthigen politischen Nachrichten, insoweit solche zugelassen wurden; außerdem gab jedes Ministerium eine Sammelschrift heraus, in welcher es langweilige, von Niemandem gelesene Berichte über seine specielle Thätigkeit veröffentlichte. Auch diese, von Beamten herausgegebenen Blätter standen unter strenger Controlle der Censur und wurden sorgfältig überwacht. Ferner erschien in jeder Gouvernementsstadt des Reichs ein Amtsblatt, die sogenannte Gouvernementszeitung. Der Inhalt dieser durch ihre Oede und Geistlosigkeit sprichwörtlich gewordenen Publikationen beschränkte sich auf officielle Bekanntmachungen, Regierungserlasse, Local- und Feuilletonnotizen, welche in der Regel auf die Verherrlichung des örtlichen Gouverneurs und seiner aufgeklärten Verwaltungsmaximen ausmündeten. Journalistische Privatunternehmungen bestanden (Finnland und die Ostseeprovinzen ausgenommen) nur noch in den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau. Die wichtigsten derselben befanden sich in den Händen privilegirter Körperschaften: auf Grund eines ihr von Peter dem Großen ertheilten Privilegiums gab die St. Petersburger Academie der Wissenschaften zwei „St. Petersburger Zeitungen", eine in russischer, die andere in deutscher Sprache heraus. Diese Zeitungen wurden verpachtet und trugen bei dem Mangel aller freien Concurrenz hohe Renten; ihr Inhalt war von dem der officiellen Zeitungen nur bezüglich des Feuilletons verschieden, auf welches sich das Hauptinteresse der Leser wie der Redakteure concentrirte. Hier wurden literarische Fehden über Theater, Concerte, neue Bücher u. s. w. ausgefochten, gelegentlich wohl auch Meinungen darüber ausgetauscht, in wie weit die russische Cultur mit der europäischen im Zusammenhang bleiben oder sich selbständig entwickeln solle. Ein ähnliches Privilegium besaß die Moskauer Universität

zur Herausgabe der Moskauer Zeitung, welche bezüglich ihres geistigen Inhalts noch unter den Petersburger Blättern stand und sich auf die Befriedigung der bescheidenen literarischen Bedürfnisse der in der östlichen Reichshälfte lebenden Gutsbesitzer und Beamten beschränkte. Endlich erschienen in Petersburg zwei von Privatleuten herausgegebene Zeitungen: „der Sohn des Vaterlandes", ein weitverbreitetes, aber geist- und bedeutungsloses Volksblatt, das nur in den unteren Klassen, namentlich unter den kleineren Kaufleuten verbreitet war, und die von Gretsch und Bulgarin herausgegebene „Nordische Biene". Dieses weitaus einflußreichste Blatt, beschäftigte sich — wie das in Zeiten politischer Windstille gewöhnlich ist, — vorwiegend mit schöner Literatur und Kritik und war wegen der bissigen Recensionen seiner Herausgeber in der gesammten literarischen Welt außerordentlich gefürchtet. Während sich der politische Theil desselben in schamlosen Lobpreisungen der russischen Zustände und einem geradezu wahnwitzigen Cultus des Nikolaitischen Systems erging, spielte sein Feuilleton eine Rolle, die vielfach an die literarische Thätigkeit Gottsched's und dessen Genossen erinnerte. Gretsch und Bulgarin vertraten die sog. russische Classicität, die literarische Schule des russischen achtzehnten Jahrhunderts, welche in einer flachen Nachahmung der alten Franzosen und älteren Deutschen (namentlich Klopstock's und Ramler's) das Heil gesucht hatte, Derschawin und Lomonossow waren ihre Heiligen. Die bedeutenderen Talente neuerer Zeit, die Puschkin, Lermontow, Gogol u. s. w., insbesondere die Schriftsteller der nationalen Richtung wurden mit Haß und Verachtung angefallen und herabgewürdigt und als „gefährliche Neuerer" verdächtigt. Kukolnik, ein fader Tragödienschreiber, der die russischen Zaren der Reihe nach in langweiligen Alexandrinern verherrlichte, galt den Männern der „Nordischen Biene", die die Leblosigkeit und Unfreiheit der politischen Zustände auch auf das literarische Gebiet auszudehnen für ihre Aufgabe ansahen, für das einzige Talent der neueren Zeit. Die Herrschaft dieses Journals, welches sich durch einen hochfahrenden absprechenden Ton auszeichnete, nichtsdestoweniger aber bei den Massen in hohem Ansehen stand, war während der ersten Hälfte der 40er Jahre durch Belinski, den russischen Lessing, gebrochen worden. Dieser Kritiker, der mit Aksakow und den übrigen, uns bekannten Koryphäen der liberalen Moskauer Jugend in genauer Beziehung stand, hatte es zuerst gewagt, das Volk und die Volksgeschichte für die einzigen ächten Quellen jeder russischen Poesie zu erklären und der alten akademischen Regel den Krieg zu erklären. Daß er nebenbei liberalen politischen Anschauungen huldigte, verstand sich von selbst; ob er diese gleich vorsichtig in sich verschloß, wurde

Belinski vielfach verdächtigt: er starb ohne es zu einer selbständigen Stellung gebracht zu haben. Ein bleibendes Verdienst hatte er sich durch die Begründung der Monatsschrift „Vaterländische Annalen" (Otetschesstvennija Sapisski) erworben. Krajewski, der eigentliche Unternehmer derselben, gründete, von Belinski und Panajew (einem Freunde des Herzen'schen Kreises) unterstützt, dieses Journal im Jahre 1839, um den Einfluß der alten Schule zu brechen und die Interessen der russischen Romantiker (so nannten sich die Puschkin, Lermontow u. s. w.) in einem selbständigen Organ zu verfechten. Die erste Nummer dieses Blattes brachte eine Uebersetzung des in Rußland damals noch nicht bekannten Göthe'schen Faust und machte dadurch so allgemeines Aufsehen, daß sich ihm alle jüngeren literarischen Kräfte von Bedeutung anschlossen. Während Panajew und Belinski die Grundsätze der neuen Schule verkündeten und die Rückkehr zu den verlassenen Grundlagen der nationalen Cultur als Vorbedingung einer wahren Blüthe der russischen Literatur verlangten, veröffentlichte Graf Sollohub in demselben Journal seine beliebten Novellen, geistreich-satyrische Schilderungen aus der vornehmen Welt, welche die Weise des jungen Deutschland nachahmten; der Weltschmerz, der schon durch Puschkin in Mode gekommen war, wehte durch diese, wie durch zahlreiche andere belletristische Schöpfungen jener Zeit, welche stets die Verkommenheit der öffentlichen Zustände zum Hintergrunde hatten. — Zehn Jahre lang dauerte die Blüthezeit der „Annalen", welche damals allen aufstrebenden Kräften zum Mittelpunkt dienten. Im Jahre 1847 schieden Belinski und Panajew aus; der letztere begründete den „Zeitgenossen" (Sowremennik) und gewann an dem Dichter Nekrassow, einem Nachahmer Heine's, einen talentvollen Genossen. Belinski nahm nur an dem ersten Jahrgang dieses Journals Theil, da er im Jahre 1848 starb. Zu einer mehr wie belletristischen Bedeutung konnten diese Revuen es ebenso wenig bringen, wie die bereits früher erwähnten Organe der Moskauer Slawophilenpartei „Majak" und „Bessjeda"; da die Politik von ihren Programmen ausgeschlossen war und die Censur, deren Strenge sich nach der Entdeckung der knabenhaften Petraschewski'schen Verschwörung (1848) verdoppelt hatte, jede Spur von selbständigen Bestrebungen rücksichtslos niedertrat, blieben kritische Händel die einzigen Beschäftigungen der jungen Literaten. Wiederum unter der Maske verschiedener Ansichten darüber, ob die russische Literatur ausschließlich national zu sein, oder einen Zusammenhang mit den hervorragenderen Erscheinungen des Westens anzustreben habe, versuchte man es, seinen Anschauungen über die politische Zukunft Rußlands Ausdruck

zu geben; da die Slawophilen des Kaisers Abneigung gegen alles west-europäische Leben geschickt zu benutzen wußten und sich den Anschein gaben, den Liberalismus als solchen (nicht nur wegen seines unrussischen Ursprungs) zu verabscheuen, so gelang es ihnen, sich eine Art von publicistischer Bedeutung zu erwerben. Der Kreis, der an diesen literarischen Bestrebungen Theil nahm, war übrigens ein äußerst beschränkter; Alles was zur guten Gesellschaft gehörte oder gehören wollte, gefiel sich in einer absichtlichen Nichtachtung der nationalen von plebejen, dazu rang- und titellosen Civilisten genährten Literatur, las, schrieb, dachte und sprach ausschließlich französisch.

Wenige Jahre reichten hin, dieses Verhältniß rasch und vollständig zu verändern. Nachdem Herzen den Bann des Schweigens gebrochen, der bis dahin über der russischen Gesellschaft gelegen, warf sich Alles, was an den Zeitbestrebungen Theil haben wollte, auf die publicistische Thätigkeit. Die bestehenden Organe wurden erweitert, führten seit dem Jahre 1857 ausnahmslos politische Rubriken und waren in kurzer Zeit unkenntlich verändert; hunderte von neuen Unternehmungen wurden binnen Jahresfrist begründet. Nach der zuverlässigen Berechnung eines russischen buchhändlerischen Blattes sind in den Jahren 1858—1860 allein siebenundsiebzig große Journale untergegangen: funfzig derselben waren in Petersburg, siebzehn in Moskau, zehn in verschiedenen Gouvernementsstädten unternommen worden. Daß die Zahl der überlebenden noch sehr viel bedeutender war als die der todten braucht nicht erst gesagt zu werden. Alte und Junge, Gelehrte und Ungelehrte, hochgeborene Aristokraten und exaltirte Schüler geistlicher Seminarien suchten ihrem Reformeifer als Journalisten genug zu thun. In Petersburg begründete der reiche Graf Kuschelew-Besborodko das radicale Wochenblatt „Rußkoje Slowo" (Russisches Wort), indem er die namhaftesten Schriftsteller durch bedeutende Honorare (er zahlte 100 Rbl. S. pro Druckbogen) an sich zu fesseln suchte, in Moskau legte der Professor Michail Katkow sein akademisches Lehramt nieder, um eine Buchdruckerei zu kaufen und die Monatsschrift „Rußki Wjestnik" (der russische Bote) herauszugeben. Der Zudrang zur Presse wurde so bedeutend, daß die Journale sich förmlich der Mitarbeiter erwehren mußten, der Journalismus galt namentlich der Jugend für die einzige Form zeitgemäßer Thätigkeit. Nicht minder beträchtlich war die Zahl derer, welche sich um Posten in der Censurverwaltung bemühten; da man überzeugt war, daß die Wächter der Presse vor Allem vorurtheilsfreie, liberale und von der Regierung unabhängige Männer sein müßten, bewarben sich reiche Privatleute, pensionirte hohe Beamte um diese Aemter, die sonst

ihrer Verantwortlichkeit wegen wenig gesucht gewesen waren. Konnte doch den bestehenden Gesetzen gemäß jeder Censor von der Obercensur-Verwaltung ohne Angabe von Gründen entlassen werden, sobald seine Zuverlässigkeit zweifelhaft wurde. Seit dem Jahre 1858 wurde es zur Regel, daß jeder wegen Freisinns entsetzte Censor einen noch liberaleren Nachfolger erhielt; stellte sich heraus, daß der Entlassene kein Vermögen besaß, so traten Comités zu seiner Unterstützung zusammen. Nachdem der beliebte ehemalige Moskauer Censor Kruse auf diesem Wege zum wohlhabenden Mann geworden war, wurde der Liberalismus unter den Censurbeamten epidemisch. Bald hörte für die periodische Presse jede Schranke auf und die Journale überboten einander an radikaler Kühnheit und polemischer Extravaganz. Der von Herzen angegebene Ton wurde von der Mehrzahl aller journalistischen Unternehmungen nachgeahmt und war der einzige, der auf allgemeinen Anklang rechnen konnte; binnen kurzer Zeit waren alle Theile des russischen Reichs mit Zeitungspapier überschwemmt und wagte Niemand mehr eine andere Sprache, als die des Liberalismus zu reden. Bücher, deren es in Rußland immer nur wenige gegeben hatte, erschienen fortan nicht mehr; Zeitungen schreiben und Zeitungen lesen wurde die einzige Beschäftigung der gebildeten Kreise. Der Stoff, der der jungen Presse zur Bearbeitung vorlag, war in der That ein unendlicher. Das westliche Europa war nach dem Tode des Kaisers Nikolaus so zu sagen neu entdeckt worden. Die Resultate der modernen Naturwissenschaft, das constitutionelle Staatsrecht, die neueren Abschnitte der russischen Geschichte, die Geschichte der Revolutionen von 1848 und 1849, die kritische Philosophie und die Nationalökonomie, — Alles war dem Gros des russischen Publikums fremd geblieben. Diese Versäumniß nachzuholen, sah die liberale russische Journalistik als ihre Hauptaufgabe an; neben den Uebersetzungen socialer Romane, welche von Alters her den Hauptinhalt der in Moskau und Petersburg gedruckten dickleibigen Revuen ausmachten, brachten dieselben Bearbeitungen und Auszüge der Mehrzahl aller der in den 30er, 40er und 50er Jahren in Deutschland, Frankreich und England erschienenen wissenschaftlichen und politischen Werke, welche unter dem alten Régime verboten gewesen waren. Selbstverständlich standen die Socialisten und Communisten oben an, in zweiter Reihe wurde Alles berücksichtigt, was irgend auf Liberalismus Anspruch machen konnte. Man denke sich die Wirkung, welche die plötzliche Bekanntschaft mit Vogt und Moleschott, Henry Thomas Buckle und Darwin, Stirner und Ruge, Ludwig Feuerbach und Louis Blanc auf ein Publikum machen mußte, das gewohnt gewesen war,

sich nicht nur seine Handlungen und Unterlassungen, sondern auch seine Meinungen und Gedanken von der Regierung vorschreiben zu lassen, und das kaum eine Vorstellung davon gehabt hatte, daß es jenseit der Grenze Staaten gebe, in welchen die Macht des Souveräns durch die Rechte der Bürger beschränkt war und Gesetz und Ordnung dennoch herrschten. Dieselbe Nummer des Sowremennik, aus welcher der Gutsbesitzer oder Beamte, dessen Horizont sich bisher auf sein Gouvernement oder seinen Kreis beschränkt hatte und dem Petersburg bereits als mythische ultima Thule erschienen war, die erste Kunde von dem Wesen parlamentarischer Verfassungen erhielt, unterzog die Grundlagen des Eigenthumsrechts einer spitzfindigen Kritik, leitete den Ursprung des Menschengeschlechts von den Affen ab und riß den Himmel ein, dessen Heilige man bis dahin gläubig verehrt hatte! Da eine direkte Kritik der in Rußland bestehenden staatlichen Einrichtungen zunächst noch nicht möglich war, beeiferten die liberalen Journalisten sich, ihre Meinungen in das Gewand kritischer Untersuchungen über die Verfassungszustände Englands, Dänemarks oder Preußens zu verhüllen oder in polemischen Betrachtungen über die schädlichen Einflüsse des Absolutismus in Oesterreich ihrem Unmuth über das Fortbestehen der zarischen Allgewalt Luft zu machen. In einem wunderlichen Gemisch widersprechender Ansichten und Principien wurde heute die panslawistische Zukunft Rußlands gefeiert und allen Fremden der Tod geschworen, morgen feierlich verkündet, der Kosmopolitismus sei die für wahrhaft liberale Männer allein mögliche, allein vernünftige Weltanschauung.

Neben der Popularisirung freisinniger und revolutionärer Ideen des Westens, war die Verhöhnung der Typen des ancien régime die gebräuchlichste Form journalistischer Bethätigung. Der im Gamaschendienst verdummte General, der unwissende hohe Beamte mit Rang und Stern, der diebische Polizeibeamte, der grausame, bauernschindende Gutsbesitzer wurden in zahllosen Feuilletonschilderungen der allgemeinen Verachtung preisgegeben, alle ehrlichen Leute aufgefordert, das Joch dieser Blutsauger, welche das edle russische Volk quälten, abzuschütteln. Bei der reichen satyrischen Ader der Russen und ihrer Gewohnheit, die eigenen Lebensformen und Gewohnheiten verspottet und kritisch zersetzt zu sehen, fehlte es nicht an Talenten, welche die in Mode gekommene Verhöhnung der bisherigen Autoritäten mit virtuoser Meisterschaft betrieben. Ganz besonderes Aufsehen erregten in der Blüthezeit dieser „Anklageliteratur" die von dem Wjestnik veröffentlichten „Skizzen aus dem Provinzialleben", als deren Autor man einen Geheimrath Saltykow nannte, der sich hinter dem Pseudonym Schtschedrin ver-

barg. Diese „Skizzen" enthielten humoristische Schilderungen all' der verschiedenen Pfiffe und Kniffe, deren die niederen Verwaltungsbeamten sich herkömmlich bedienten, um das Publikum zu plündern, ihre Vorgesetzten zu hintergehen und die eigenen Taschen zu füllen. — Aufsätze verwandten Inhalts erschienen damals zu Dutzenden und mußten naturgemäß allen Respekt vor den Autoritäten untergraben, denn einer Unterscheidung zwischen Amt und Person war die Mehrzahl der Leser durchaus unfähig.

Von all' den zahllosen Publikationen, welche in den Jahren 1858 bis 1862 eine Rolle spielten, war (nächst dem gesetzlich verbotenen Kolokol) keine verbreiteter und einflußreicher, als die bereits oben erwähnte, von Panajew, dem Jugendfreunde Herzen's und dem liederlichen Dichter Nekrassow herausgegebene Monatsschrift Sowremennik (der Zeitgenosse); dieselbe zählte trotz ihres beträchtlichen Umfangs und hohen Preises nicht weniger als 8000 Abonnenten und vielleicht zehn Mal so viel Leser, da sie in der Mehrzahl aller öffentlichen Lokale Petersburgs, Moskaus und der bedeutenderen Gouvernementsstädte auslag und bei dem gänzlichen Mangel selbständig erscheinender Werke die fast ausschließliche Lektüre großer Leserkreise, namentlich der Jugend der Universitäten, Seminarien, Gymnasien und Cadettenhäuser bildete.

Der Standpunkt der Redakteure war von dem Alexander Herzen's kaum zu unterscheiden, der Sowremennik wenig mehr, als eine den Forderungen der Censur entsprechende, abgeschwächte Ausgabe des Kolokol. Der eigentliche Leiter des Blattes war Nikolai Tschernyschewsky, ein plötzlich aufgetauchter Journalist, der sich durch eine reiche satyrische Ader und die zersetzende Schärfe seiner Kritik die erste Stellung unter den in Rußland lebenden Publicisten erwarb und von seinen zahlreichen Anhängern häufig als russischer Robespierre bezeichnet wurde; im Bunde mit ihm wirkten Pypin und Nikolai Dobroljubow, zwei ehemalige Zöglinge eines geistlichen Seminars, die sich nach Befreiung von den Fesseln der geistlosen byzantinischen Dogmatik dem Vogt'schen Materialismus und den extremsten socialistischen Theorien begeistert in die Arme warfen, der später nach Sibirien verwiesene Serno-Solowjewitsch u. A.

Bei dem großen Einfluß dieses Journals wird ein Blick auf Einrichtung und Haltung desselben nicht überflüssig sein. — Jedes Monatsheft enthielt zwischen 30 und 40 Druckbogen, von denen etwa ein Drittheil russischen Originalnovellen, Dramen und Gedichten, sowie den Uebersetzungen beliebter englischer, französischer oder deutscher Romane gewidmet war. In die übrigen zwei Drittheile theilten sich Politik und

Literatur. Die Novellen, Erzählungen und Sittenschilderungen, welche für die weiteren Leserkreise die Hauptrolle spielten, ergingen sich ausnahmslos in vernichtender Kritik der bestehenden russischen Einrichtungen und waren häufig mit großem Geschick geschrieben. Hier veröffentlichten die jungen Atheisten und Radikalen, welche soeben der klösterlichen Zucht der geistlichen Lehranstalten entronnen waren, ergreifende Schilderungen der elenden Lage und knechtischen Abhängigkeit des niederen Klerus, Reminiscenzen aus der Zeit ihres Seminarlebens, welche die Verwahrlosung, Geistlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit dieser Anstalten mit rücksichtsloser Offenheit bloß legten und von der jungen Generation mit Heißhunger verschlungen wurden. In ähnlicher Weise schilderten junge Offiziere die geistigen Qualen ihrer Cadettenjahre, den Unverstand und die Brutalität ihrer Lehrer in novellistischer Form; periodisch wiederkehrende Correspondenzen aus dem Innern des Reichs hielten über die „Typen des Vergangenen", die Büreaukraten der alten Schule Gericht u. s. w. Der beliebteste Novellist dieser Art war Marko Wowtschek, ein Kleinrusse, der sich schon als gemeiner Soldat durch sein poetisches Talent ausgezeichnet hatte; gleichen Ruhm genoß Eugen Tour, ein Pseudonym, hinter welchem sich eine emancipirte Dame versteckte. Nicht minder wichtig waren die in diesen Blättern veröffentlichten Monographien aus der russischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, meist leidenschaftliche Proteste gegen die Günstlingswirthschaft der Kaiserinnen Anna und Elisabeth mit gelegentlichen Ausfällen gegen die deutschen Machthaber jener Zeit; die Censur war instruirt, die bis dahin nur aus den officiellen Darstellungen Karamsin's und Ustrjälow's bekannte russische Geschichte bis zur Thronbesteigung Katharina's II. der Kritik preiszugeben. Es braucht nicht weiter gesagt zu werden, daß die Mehrzahl der historischen Arbeiten, welche von dieser Freiheit Gebrauch machten, unter dem Anschein wissenschaftlicher Rücksichtslosigkeit Zwecke verfolgte, welche mit der Wissenschaft nichts gemein hatten und hauptsächlich auf Mißcreditirung des Absolutismus und seiner Stützen abzielten.

Unter der Rubrik Literatur folgten dann ausführliche Mittheilungen aus den Werken der wichtigsten Staatsrechtslehrer und Volkswirthe des Socialismus und der radikalen Demokratie, Untersuchungen über das Wesen des Eigenthums u. s. w. Allgemeine Literaturgeschichte wurde nach dem Werk des durch seine Excentricität bekannten Johannes Scherr betrieben. Nirgend trat die gefährliche Tendenz des Blattes greller hervor, als in dieser anscheinend harmlosesten Rubrik; die Auswahl der besprochenen Werke, die tendenziöse Behandlung des Stoffs, der leiden=

schaftliche Ton der Darstellung machten es zweifellos, daß die angeblich blos mitgetheilten und kritisch beleuchteten Lehren der socialen Revolution gepredigt und den Lesern tropfenweise eingeflößt werden sollten. Es war auf Nichts weniger abgesehen als auf eine gänzliche Umgestaltung des Staats und der Gesellschaft; bei Gelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft, welche bereits seit dem Jahre 1857 Gegenstand officieller Verhandlungen geworden war, sollte alles persönliche Eigenthum am Grund und Boden zu Gunsten des Gemeindebesitzes vernichtet, der Bauernstand bedingungslos in das volle Eigenthum seiner Dorfmarken eingesetzt, der Adel beseitigt, die Armee aufgelöst, der Thron mit demokratischen Institutionen umgeben, die Macht des Herrschers durch diese beschränkt werden. — Den Schluß des Hefts bildeten dann die „Bemerkungen des neuen Poeten", boshafte Feuilletons über Vorgänge des Petersburger Lebens, sowie die Capitel über auswärtige und innere Politik, zugleich Tummelplätze kritischer Händel mit den übrigen Parteien, Streifzüge gegen die constitutionellen Gelüste der liberalen Adelscoterie, schnöde Abfertigungen des kirchlichen Eifers der Slawophilen u. s. w. Gelegentlich erschienen auch verdienstvolle Abhandlungen über Fragen der russischen Legislation und Administration, welche praktische und vernünftige Zwecke verfolgten. Besonderes Aufsehen erregten in dieser Beziehung Philipow's Betrachtungen über das russische Privatrecht, die in dem Capitel über Eherecht Gleichstellung aller Confessionen verlangten. — Von Zeit zu Zeit folgte als Anhang der sog. Swistok (die Pfeife), eine Art Kladderadatsch. Um den kecken Ton zu charakterisiren, der in den satyrischen Brocken dieser Rubrik herrschend war, greifen wir dem Gang unserer Erzählung voraus, um die Fragen mitzutheilen, mit welchen der Swistok den 1. Januar des Jahres 1862 begrüßte, in welchem bekanntlich der tausendjährige Bestand des Reichs gefeiert werden sollte. Es hieß u. A. wie folgt: „1) Sollen wir vorwärts oder rückwärts? 2) Was heißt vorwärts, was rückwärts? 3) Vorwärts mittelst Stock und Prügel oder ohne solche? 4) Vorwärts nur mit dem ABC-Buch oder soll auch dieses zurückgelassen werden? 5) Vorwärts mit oder ohne Publicität? 6) Soll das ganze Volk vorwärts oder nur die im Stabs- und Oberoffiziers-Range Stehenden? 7) Falls nicht die Stabs- und Oberoffiziere allein, sondern das ganze russische Volk vorwärts soll, sind dann alle die unzähligen Nationalitäten, welche zum russischen Reiche gehören, mit hineinzuziehen?"

Das vom Sowremennik vertretene Programm (insoweit von einem solchen angesichts der exaltirten und widerspruchsvollen Forderungen, welche täglich neu auftauchten, überhaupt die Rede sein kann) wurde

von zahlreichen anderen Journalen, meist gleicher Einrichtung und ähnlichen, wenn auch minder bedeutenden Inhalts, mit geringen Modifikationen wiederholt. „Rußkoje Slowo“, „Rußkaja Rjetsch“, „Wjek“ u. A. waren bemüht, den Ton Tschernytschewski's nachzuahmen oder an Kühnheit und Schärfe zu überbieten. „Slowo“ war ganz besonders durch seinen Deutschenhaß und seinen Eifer für die panslawistische Idee bekannt, der Wjek richtete seine Pfeile vorzüglich gegen die Pfaffen; im Uebrigen lagen diese Journale sich beständig in den Haaren und ihre Kritiken und Antikritiken bildeten schon im Jahre 1858 den Gegenstand des Spotts derselben Leser, welche aus ihnen das Evangelium ihrer politischen Weisheit holten und nicht höher, wie bei Nekrassow, Panajew oder Tschernytschewski schworen. Von den Petersburger Tageblättern hielt die russische St. Petersburger Zeitung (damals von Krajewski redigirt) besonders eifrig zu der radikalen Partei, da sich mit dieser die besten Geschäfte machen ließen.

Auf die übrigen, die gemäßigteren Parteien vertretenden, meist später entstandenen Journale werden wir in der Folge ausführlich einzugehen haben. Erwähnt sei nur, daß Iwan Aksakow, Constantin's Bruder und nach seinem Tode officieller Führer der Slawophilenpartei, im Herbst 1861 das Wochenblatt Djen (der Tag) begründete und daß der gleichfalls in Moskau erscheinende Wjestnik Katkows ein constitutionelles Programm vertrat und mit besonderer Energie die Nothwendigkeit der Decentralisation und eines Selfgovernments nach englischem Muster verkündete — somit sämmtliche Parteien, die eigentlich aristokratische allein ausgenommen, am Ausgang der fünfziger Jahre bereits ihre journalistische Vertretung hatten. Die Mehrzahl der politischen Tageblätter huldigte gleichfalls liberalen oder radikalen Tendenzen, kam aber erst später zu bedeutenderem Einfluß. Mit Ausnahme der damals von Krajewski, einem geschickten, aber principienlosen journalistischen Geschäftsmann geleiteten russischen St. Petersburger Zeitung, die sofort in radikaler und panslawistischer Ueberschwenglichkeit „machte“, trugen die Zeitungen (im engeren Sinne des Worts) damals noch keine bestimmte Parteifarbe; sie huldigten den allgemeinen Zeittendenzen, zogen in ziemlich unklarer Weise gegen das „alte System“ zu Felde, standen im Allgemeinen aber hinter den Revuen und Monatsschriften zurück.

Die veränderte Haltung der Journalistik war aber nicht das einzige Symptom der leidenschaftlichen Bewegung, welche sich des öffentlichen Lebens in Rußland bemächtigt hatte. Nächst ihr spielte die Agitation für eine allgemeine Betheiligung am Volksunterricht die wichtigste Rolle. Der „traurige Zustand“ desselben war seit lange ein

Gegenstand unaufhörlich wiederkehrender Klagen der Presse — im Grunde konnte von einem solchen „Zustande" aber kaum die Rede sein denn auf dem flachen Lande gab es gar keine Volksschulen, in den Städten bildeten sie die Ausnahme und überall waren sie nur schwach besucht. Hier und da unterrichtete ein strebsamer Pope die Jugend seines Dorfs, im Großen und Ganzen war die niedere Geistlichkeit der griechisch-orthodoxen Kirche zu arm, ungebildet und gedrückt, um irgend an die Erreichung sittlicher Aufgaben zu denken; die höhere Geistlichkeit gehörte dem Mönchsstande an, sah alle weltlichen Bildungsbestrebungen mit feindlichen Augen an und trat mit leidenschaftlichem Eifer für die Aufrechterhaltung der alten Zustände ein. Sah sie doch in diesen die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung ihres Einflusses, ihrer Reichthümer und der Herrschaft über den verachteten „weißen Klerus" (die Weltgeistlichkeit, zu welcher alle mit den Gemeinden in Beziehung stehenden Priester gehören). Auf dem flachen Lande waren aber die Popen die allein möglichen Träger der Bildung, da der Begriff des Volksschullehrers unbekannt war und der größte Theil des Adels weder Neigung noch Interesse daran hatte, die Bildung seiner Leibeigenen zu heben: die vornehmeren und gebildeteren Gutsbesitzer brachten den größten Theil des Jahres in der Residenz oder Gouvernementsstadt zu und ließen ihre Kinder von deutschen oder französischen Hofmeistern erziehen, das adlige Proletariat steckte seine Nachkommenschaft im günstigsten Fall in die Militärlehranstalten; häufig genug kam es vor, daß auch die adlige Jugend (z. B. in dem Gouvernement Rjäsan, wo es meist kleine Gutsbesitzer giebt) ohne alle Zucht und Bildung aufwuchs. In den meisten Gouvernements bildete die Schuljugend kaum 2 Procent der Gesammtbevölkerung und noch im Jahre 1868 wurde amtlich constatirt, daß kaum 4½ Procent sämmtlicher zum Militärdienst ausgehobener Rekruten lesen konnten. — Wenig besser sah es in den Städten aus: die Handwerker und kleinen Leute konnten im Durchschnitt weder lesen noch schreiben, die Kaufleute brachten es nur selten über diese Künste hinaus und glaubten auf der Höhe der Zeit zu stehen, wenn sie außerdem noch in der Benutzung des nationalen Rechenbretts unterwiesen waren. Ausnahmen fanden höchstens zu Gunsten der beiden Residenzstädte und der Deutschen statt, welche in zahlreichen Gouvernementsstädten sog. deutsche Kirchenschulen besaßen, die (namentlich in Petersburg) mit Recht für die besten Unterrichtsanstalten des eigentlichen Rußland galten.

Diesem Uebel entgegen zu treten und in der Bildung der niederen Klassen der Sache des Liberalismus eine Stütze zu schaffen, sah die

Jugend der Universitäten und höheren Lehranstalten seit dem Jahre 1858 für ihre heilige Aufgabe an. Nachdem die Residenz das Beispiel gegeben hatte, bildeten sich in der Mehrzahl der ansehnlicheren Städte freiwillige Sonntagsschulen, in denen jüngere Lehrer, Studenten, Zöglinge der Fachschulen und der höheren Gymnasialklassen die Rolle der Lehrer übernahmen. Längere Zeit hindurch war von Nichts als diesen Schulen die Rede — jeder jüngere Mann, der für einen guten Patrioten gelten wollte, mußte an einer derselben Theil nehmen, mindestens für sie begeistert sein und Propaganda machen — kein Fest und keine Feierlichkeit konnte abgehalten werden, ohne daß zum Schluß desselben zur Unterstützung der Sonntagsschulen gesammelt wurde. Der Eifer für dieselben artete häufig zur Manie aus. Leider zeigte sich aber allenthalben, daß dieser Enthusiasmus ein kurzlebiger war, wo er nicht in den Dienst revolutionärer Zwecke gezogen wurde, und daß die Regierung des Talents, die neugeschaffenen Anstalten zu leiten und in wohlthätiger Weise zu beeinflussen, fast vollständig entbehrte. Der Unverstand der Gouverneure in den entfernteren Städten erging sich in pedantischen Reglements, welche den Handwerksmeistern förmlich vorschrieben, daß sie ihre Lehrlinge regelmäßig und „gut gekleidet" in die Sonntagsschule senden sollten, und die dadurch auf die Arbeitgeber verstimmend wirkten; an andern Orten erkaltete der Eifer der Unternehmer, nachdem die erste Hitze verflogen und die Geldquelle versiegt war, aus welcher man anfänglich geschöpft hatte. Immerhin war die Sache drei bis vier Jahre lang im Gang und besonders in Petersburg, wo sich radikale Schriftsteller an die Spitze stellten, von eingreifender Bedeutung. Nicht nur bei der Universität und den Lyceen, auch in sämmtlichen Regimentern der Garde wurden Schulen begründet und durch die jüngeren Offiziere geleitet. Ganz resultatlos sind dieselben sicher nicht geblieben. Nach einem Bericht der Moskauer Zeitung vom Jahre 1862 kamen zufolge dieser pädagogischen Bestrebungen auf je hundert Mann in der Garde-Artillerie 85 Schriftkundige, in der Garde-Infanterie 68, in der Cavallerie 58; einen besonderen Ruf hatte sich das Regiment der Garde-Sappeure erworben, welches förmlich in eine Anzahl Klassen getheilt war, von denen jede ihr eigenes Programm besaß und in dem die Soldaten sich mit höherer Mathematik, Geschichte, Geographie u. s. w. beschäftigten und in den Mußestunden fleißig Lektüre trieben. Noch günstiger soll es bei den reitenden Pionnieren und den Scharfschützen ausgesehen haben.

Aber gerade diejenigen dieser freiwilligen Schulen, in denen der Eifer der Lehrer ein nachhaltiger war, wurden — das stellte sich bald

heraus — die gefährlichsten und schädlichsten: nicht Bildungseifer, sondern politischer Fanatismus war die causa movens gewesen, die die Lehrer antrieb. Statt den Unterricht in richtiger Weise zu beschränken und zu vertiefen, richtete derselbe sich sofort auf die politische Bildung der Zöglinge, d. h. es wurde für socialistische Ideen Propaganda gemacht, die Schule in eine Pflanzstätte revolutionärer Agitation verwandelt und damit von vornherein dem Untergang geweiht und dem Argwohn der Regierung in die Arme getrieben.

So sehen wir die Zustände des russischen ancien régime am Ausgange der fünfziger Jahre in voller Auflösung begriffen. Von allen Seiten her reichten sich destructive Elemente die Hand, um nicht nur den alten Militärstaat des Kaisers Nikolaus, sondern auch die Gesellschaft in Trümmer zu schlagen, aus welcher das alte System sein Material genommen hatte und die an der Ausbeutung und dem Ruin des Volks zu Gunsten eines Einzelnen mitschuldig gewesen war. Die Armee und die Büreaukratie waren durch die im Krimkriege gemachten Erfahrungen um allen und jeden moralischen Credit gebracht, einen gebildeten Mittelstand, auf dessen Mitwirkung zur Neugestaltung des Staats gerechnet werden konnte, gab es nicht, und der Adel, den man bis dahin als die Hauptstütze des monarchischen Princips ansah und der wenigstens einzelne gesunde Elemente besaß, war seit den Vorarbeiten zur Aufhebung der Leibeigenschaft dem Gouvernement sichtlich entfremdet. Auch von der Geistlichkeit konnte ein wirksamer Widerstand gegen die destructiven Kräfte, welche sich zu regen begonnen hatten und die zu entfesseln man nicht umhin konnte, wenn die Sache der Bauernfreiheit, die Grundbedingung jeder wirksamen Reform, durchgeführt werden sollte — nicht erwartet werden, denn dieselbe hatte, Dank ihrem niederen Bildungszustande und ihrer hierarchischen Organisation, immer nur auf den Bauernstand Einfluß gehabt. Der Adel, die gebildete und die halbgebildete Bevölkerung der Städte, auf welche es in erster Reihe ankam, da sie die Träger der geistigen Bewegung waren, standen außer aller Beziehung zum Klerus: die mönchischen Kirchenfürsten waren als Finsterlinge und Feinde der Freiheit verhaßt, die Popen (Weltgeistlichen) als ungebildete arme Teufel verachtet.

So stand die Regierung in völliger Isolirung einem wildbewegten Strome entgegen, den sie selbst entfesselt hatte, den sie entfesseln mußte, weil der alte Staat thatsächlich unmöglich geworden war, und zu dessen Bändigung es doch wieder an allen Mitteln fehlte. Für ihren nächsten Zweck, die Aufhebung der Leibeigenschaft, hatte sie allerdings an der gesammten Jugend, an der ungeheuren Mehrheit aller Gebildeten und

„Liberalen" eine entschiedene Bundesgenossin; aber diese Verbündete — das wußte man in den leitenden Kreisen am genauesten — harrte nur des günstigen Augenblicks, um über die „liberale" Regierung hinweg zu steigen und sich selbst in das Regiment einzusetzen. Der Adel stand zum Theil selbst im Lager des Radicalismus, zum Theil ließ er denselben gewähren, um aus der Hilflosigkeit der Regierung den möglichsten Vortheil zu ziehen: die einen wünschten die Aufhebung der Leibeigenschaft ohne allzu große Opfer der Besitzenden durchgeführt zu sehen, die anderen (und diese bildeten die Mehrzahl) waren zu den weitgehendsten Opfern bereit, falls sie für dieselben durch Erweiterung ihrer politischen Rechte, d. h. durch Erlaß einer aristokratischen Constitution entschädigt würden. Diese Stimmung der einzigen Klasse russischer Unterthanen, nach deren Meinung die Regierung zu fragen gewohnt war, sollte deutlich hervortreten, als die Emancipationsangelegenheit näher an sie herantrat.

III.

Das Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der russischen Monarchie. Datirte der Umschwung in den politischen Anschauungen der russischen Gesellschaft auch bis in die Tage des Krimkrieges zurück, hatte die Regierung sich auch schon seit der Niedersetzung des Hauptcomités für Reorganisation der bäuerlichen Verhältnisse zu einem Bruch mit dem alten System und zu einer Neugestaltung der wichtigsten Verwaltungszweige entschlossen, so begann die eigentlich reformatorische Thätigkeit derselben doch erst, als mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die Schiffe des alten Militärabsolutismus verbrannt waren. Nachdem 25 Millionen leibeigener Bauern von der Willkür ihrer Herren befreit waren, lag es nicht mehr in der Hand des Gouvernements, Tempo und Umfang der Reformen, an welche sie gedacht hatte, nach der eigenen Bequemlichkeit zu bestimmen; dasselbe war fortan an die Consequenzen des großen Schrittes gebunden, der am 19. Februar 1861 gethan worden, und dessen Tragweite sich zunächst noch nicht absehen ließ.

Aber noch in anderem Sinne bildet jenes Gesetz einen neuen Abschnitt in der russischen Entwickelung. Seit den Tagen Peter's des Großen war die Einführung Rußlands in das europäische Staatensystem der Grundgedanke, ja fast der einzige Inhalt aller russischen Politik gewesen; die Erweiterung der Staatsgrenzen, welche während

des achtzehnten Jahrhunderts angestrebt worden, Alexander's I. Versuche, die europäische Civilisation in Rußland einzubürgern, waren ausschließlich in den Dienst dieses Gedankens gestellt, bloße Mittel zu diesem Zweck gewesen. Im Gegensatz dazu sah die Aufhebung der Leibeigenschaft es auf die Erfüllung eines spezifisch russischen Bedürfnisses ab, bildete sie den Ausgangspunkt einer weitschichtigen legislativen Arbeit, welche es blos mit den Interessen des Volks zu thun hatte, dessen Kräfte bisher blos der Staats- und Regierungszwecke wegen dagewesen zu sein schienen. Es versteht sich von selbst, daß damit Gedanken an die Erhöhung russischen Einflusses im Auslande und russischer Widerstands- und Wehrkraft keineswegs ausgeschlossen waren; sie standen aber erst in der zweiten Reihe — „la Russie pour les Russes“ war das Motto alles dessen, was zunächst geschah. Dazu kommt noch, daß der ländliche oder bäuerliche Charakter des russischen Volkslebens und das in diesem wurzelnde Institut des ungetheilten Communalbesitzes durch die Aufhebung der Leibeigenschaft so energisch in den Vordergrund gestellt wurden, daß sie fortan alle übrigen socialen und politischen Gebiete, ja alle Interessen beherrschten. Weil das Bauernthum allein von den Einflüssen westeuropäischer Civilisation unberührt geblieben war, bedeutete seine Freilassung zugleich eine Kräftigung der nationalen Idee, die von der panslawistischen Richtung sofort in tendenziöser Weise geltend gemacht und unermüdlich ausgebeutet wurde. Auf allen übrigen Reformgebieten ließ man der Regierung relativ freie Hand, die Neugestaltung der ländlichen Verhältnisse war dagegen eine Volkssache, in der die gebildeten Klassen sich das Recht mitzusprechen nicht nehmen ließen — sie bildete, namentlich seit dem polnischen Aufstande, den Mittelpunkt aller Parteibestrebungen, den Hauptinhalt aller politischen Gedanken in Rußland. Der Wunsch, dem Staat mit Hülfe des national gebliebenen und jetzt frei gewordenen Bauernthums ein spezifisch russisches Gepräge zu geben, spielt in dem modernen Rußland genau dieselbe Rolle, welche der Kampf um eine dominirende Stellung im europäischen Staatensystem unter Peter, Catharina II. u. s. w. eingenommen hatte. Ihre Wünsche für Begründung eines Rechtsstaates, wahre Freiheit der Presse, Theilnahme des Volks an der Regierung, Verbreitung von Bildung und Unterricht in allen Klassen der Gesellschaft u. s. w. haben die Russen nach den ersten, ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten wieder aufgegeben oder vertagt, der Gedanke, die Bauernemancipation bis in ihre letzten Consequenzen durchzuführen, mit ihrer Hülfe alle fremden Einflüsse an den Grenzen wie im Herzen der Monarchie zu brechen und ein streng nationales System zu begründen,

ist am Leben geblieben und wenigstens zum guten Theil in die Wirklichkeit übersetzt worden.

Der Inhalt des Emancipationsgesetzes vom 19. Februar 1861 ist von dem Verfasser so wiederholt und so eingehend erörtert worden,*) daß wir uns mit ihm an dieser Stelle nicht weiter zu beschäftigen haben — von seinem Entwickelungsgange ist so gut wie Nichts bekannt und dem Zeitgenossen, der sich an die Geschichte dieses Gesetzes wagen wollte, stehen Schwierigkeiten der verschiedensten Art, zum Theil unüberwindliche entgegen. Die officiellen Berichte über den Gang der betreffenden Arbeiten halten sich nur an das Formale derselben, d. h. sie erzählen uns, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Comités, Commissionen und Delegationen zu Rathe gezogen worden und in welcher Weise der Stoff von denselben getheilt wurde. Was weiter bekannt geworden, beruht auf abgerissenen, nichts weniger als zuverlässigen Mittheilungen einzelner betheiligter Personen, die Alexander Herzen im Kolokol veröffentlichte, und auf Conjecturen und Kanzellei-Klatschereien noch zweifelhafterer Art. Wichtiger und brauchbarer als diese in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Notizen sind die zu London in russischer Sprache herausgegebenen Materialien zur Geschichte der Arbeiten des mit der Emancipationsangelegenheit betrauten Hauptcomités, welche ziemlich allgemein dem Geheimrath Miljutin (dem nachmaligen Staatssekretär für Polen und geistigen Urheber der Agrargesetze für dieses Königreich, die litthauischen und die weißrussischen Länder) zugeschrieben werden. Dieser schon am Ausgang der fünfziger Jahre sehr einflußreiche Staatsmann repräsentirte innerhalb des zur Ausarbeitung des Emancipationsgesetzes niedergesetzten Comités die Anschauungen der radikalen Partei, welche unter vollkommener Gleichgültigkeit gegen die Interessen des Adels die Förderung des bäuerlichen Vortheils, womöglich die unentgeltliche Abtretung des Grund und Bodens rücksichtslos verfolgte. Die erwähnte Londoner Publikation enthält der Hauptsache nach die in der Minorität gebliebenen Anträge dieser Partei und ist eine als Parteischrift anzusehende Apologie derselben; als Vorzug muß ihr übrigens nachgerühmt werden, daß sie die einzelnen Fragen mit vieler Klarheit und logischer Schärfe behandelt und aus diesem Grunde die officielle Darstellung beträchtlich überragt. Diese letztere wurde in französischer Sprache durch das Journal de St. Petersbourg veröffentlicht und ist — wenn wir nicht irren — später in einem Separatabdruck als Broschüre herausgegeben worden.**)

*) Vgl. Eckardt, Rußlands ländliche Zustände (Leipzig 1870).

**) Die einzige ältere deutsche Publikation über das Emancipationsgesetz, welche

Es ist oben bereits angedeutet worden, daß der Kaiser Nikolaus wiederholt an die Aufhebung der Leibeigenschaft gedacht und vorbereitende Schritte zum Behuf derselben gethan hat. Diese Maßregel stand, wie die Codificirung des russischen Rechts, bereits seit der Regierung Catharina's II. auf der officiellen Tagesordnung; aber weder diese Monarchin noch ihr Enkel Alexander I. hatten im Drang kriegerischer Schwierigkeiten zu einem entscheidenden Entschluß kommen und die Sache auch nur in Angriff nehmen können. Nikolaus setzte bereits wenige Monate nach seiner Thronbesteigung ein geheimes Comité zur Vorbereitung der Emancipationsangelegenheiten nieder. Die Arbeiten desselben rückten so langsam fort, daß sie im Jahre 1830 noch nicht zum Abschluß gediehen waren. Der Ausbruch der Julirevolution und des polnischen Aufstandes bewogen den Kaiser, das Comité auflösen und dessen Arbeiten für immer reponiren zu lassen. Wichtiger war die Niedersetzung einer zweiten Commission, die im Jahre 1836 zusammentrat und an deren Spitze der Domainenminister Kisselew stand; Anfangs zu der Ausarbeitung von Entwürfen für allmälige Aufhebung der Leibeigenschaft bestimmt, schränkte diese Commission in der Folge ihre Thätigkeit auf Vorschläge zur Besserung der Lage der Domainenbauern ein, die in der Legislation von 1842 ihren Abschluß fanden und nicht ohne Nutzen geblieben waren. Und zwar nicht nur für die Domainen. Der russische Staat ist bekanntlich der größte Grundbesitzer der Monarchie und (wenn man sich blos an den Umfang seiner Territorien hält) reicher als der gesammte grundbesitzende Adel: diesen seinen ausgedehnten Grundbesitz hat der Staat seit Jahrzehnten dazu benutzt, zu Gunsten des Bauernstandes auf den Adel einen moralischen Druck auszuüben — ein Zweck, der durch die Gesetzgebung von 1842 besonders nachdrücklich verfolgt worden war. — Endlich hatte Nikolaus am Ausgang der dreißiger Jahre ein drittes Comité niedergesetzt, das sich unter Leitung des Directors der Codificationsabtheilung der Kaiserlichen Kanzellei Grafen D. Bludow mit der Emancipationsfrage beschäftigen sollte: nach den

die Sache zusammenhängend und mit gewisser Gründlichkeit behandelt, ist des Freiherrn v. Haxthausen „Ländliche Verfassung Rußlands" (Leipzig bei F. A. Brockhaus 1866). Dieses Buch ist aber so schwerfällig, confus und unpraktisch geschrieben, daß es nur sehr schwer zu benutzen ist. Dazu kommt, daß der Verf. leidenschaftlicher Verehrer des russischen Communalbesitzes ist, und daß seine Urtheile demgemäß nur die Präsumtion des Gegentheils für sich haben. Die in diesem Buch verheißene ausführliche russische Darstellung der russischen Agrargesetzgebung und ihrer Geschichte von Dr. Skrebitzky, dem Collaborator Haxthausen's, ist leider noch nicht erschienen und wird, da sie auf fünf Bände angelegt ist, wahrscheinlich noch einige Zeit auf sich warten lassen.

officiellen Berichten sind die Arbeiten dieses Berathungskörpers im Jahre 1839 „eingetretener Mißernten wegen" ausgesetzt und 1840 vollständig „reponirt worden". — Eine weitverbreitete Sage will endlich wissen, der verstorbene Kaiser habe seinem Sohne in der Sterbestunde die Ausführung des großen Planes zur Pflicht gemacht, zu dessen Verwirklichung ihm selbst der Muth des Entschlusses gefehlt hatte.

Zum Gegenstand officieller Verhandlungen unter der Regierung Alexander's II. ist die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft zuerst im Jahre 1857 geworden. Schon bei Gelegenheit seiner Krönung (August 1856) hatte der Kaiser den in Moskau versammelten Adelsrepräsentanten über seine bezüglichen Wünsche Andeutungen gemacht, die indessen kaum ein Echo fanden. Denn der Adel glaubte durch die großen Opfer, welche er dem Staat zur Zeit des orientalischen Krieges gebracht hatte, das Recht auf eine ganz besondere Berücksichtigung seiner Interessen erworben zu haben und traute dem jungen Herrscher nicht den Muth zu selbständigem, energischem Vorgehen zu. Der Entschluß Alexander's war aber schon früher gefaßt worden und gewann an der Entschiedenheit, mit welcher der (damals noch für eine bedeutende und einflußreiche Capacität gehaltene) Großfürst Constantin die Absichten seines Bruders billigte, einen mächtigen Rückhalt; einer ziemlich weit verbreiteten Anschauung nach hatte Constantin für einen Freund des starren Altrussenthums und seiner aristokratischen Tradition gegolten — um so größer war die Ueberraschung, als er nicht nur für die Sache der Bauernfreiheit eintrat, sondern gleichzeitig einen lebhaften Reformeifer in der Verwaltung des ihm anvertrauten Marine-Ministeriums entwickelte, das literarische Organ desselben einer freisinnigen Redaction übertrug, westeuropäischen Mustern nachstrebte, die Anwendung der Körperstrafe für sein Ressort auf dem Verwaltungswege abschaffte, kurz in jeder Beziehung den „Liberalen" zeigte. Auf kaiserlichen Befehl trat 1857 ein Comité zusammen, das die Vorfragen berieth, dessen Existenz aber nicht an die Oeffentlichkeit trat; im Herbst desselben Jahres thaten die Adelskörperschaften der litthauischen Gouvernements Wilna, Kowno und Grodno der Regierung in einer Adresse den Wunsch kund, die Beziehungen zu ihren Leibeigenen in zeitgemäßer Weise zu ordnen und definitiv zu reguliren. Ein kaiserliches Rescript vom 2. December 1857 sprach sich in anerkennendster Weise über dieses Erbieten aus und legte dem Adel des gesammten Reichs den kaiserlichen Wunsch nahe. Die einzelnen Gouvernements-Adelsverbände sollten in Berathung darüber eintreten, wie die Lage der Bauern gegenüber den Eigenthümern der adligen Güter durch genaue Bestimmung ihrer

gegenseitigen Verpflichtungen und Beziehungen zu verbessern und zu sichern sei. Der moralische Druck, den diese Kundgebung der Regierung ausübte, machte sich zunächst im Gouvernement Petersburg geltend, dessen Adel wenig später um die Genehmigung bat, ein Berathungscomité niederzusetzen; diesem Beispiel folgten dann die Adelsverbände von Tambow und Nishny-Nowgorod. Die Antwort des Kaisers wurde in einem vom 17. December 1857 datirten und sofort in den Zeitungen veröffentlichten Rescript an den Petersburger Gouvernements-Adelsmarschall ertheilt, in welchem es u. A. hieß: „Zu diesem Zweck (dem der Reorganisation der bäuerlichen Verhältnisse) befehle ich, daß von heute an in dem Gouvernement Petersburg ein vom Adelsmarschall geleitetes Comité zusammentreten soll, bestehend aus je zwei von den Gutsbesitzern jedes Kreises gewählten Repräsentanten und zwei von Ew. Excellenz gewählten Mitgliedern, welche der Zahl der aufgeklärtesten Gutsbesitzer entnommen werden sollen. Nach Bildung dieses Comités soll dasselbe zur Ausarbeitung eines Entwurfs zu dem Reglement wegen Organisation und Verbesserung der Lage des Bauernstandes schreiten und dabei folgende Grundsätze zur Richtschnur nehmen: 1) der Gutsbesitzer behält das Eigenthumsrecht auf sein ganzes Gut, aber die Bauern behalten ihre Haus- und Gartenstücke*) (Ussadby) und erhalten das Recht, dieselben durch Zahlungen binnen bestimmter Frist zum Eigenthum zu erwerben. Die Bauern sollen ferner die Benutzung desjenigen Ackerland-Areals haben, welches nothwendig ist, um ihren Unterhalt zu sichern und ihnen die Mittel zur Erfüllung der Verpflichtungen gegen den Staat und den Grundbesitzer zu bieten. Für die Benutzung dieses Grund und Bodens sollen die Bauern verpflichtet sein, dem Grundbesitzer entweder eine Geldentschädigung zu zahlen oder ihm Arbeiten zu leisten. 2) Die Bauern sollen in Landgemeinden vertheilt werden, über welche die Grundbesitzer die Landpolizei führen. 3) Alle anderweitigen Beziehungen zwischen Grundbesitzern und Bauern sollen so geordnet werden, daß dadurch die Regelmäßigkeit der Abgabenleistung an den Staat, sowie der Provinziallasten und Steuern sicher gestellt werde." — Obgleich dieses Rescript wie ein Blitz einschlug, von der eben erwachenden Presse mit Begeisterung aufgenommen und als erster Schritt zur vollständigen Beseitigung der Leibeigenschaft gedeutet wurde, folgten die übrigen Adelskörperschaften des Reichs trotz aller Ermahnungen und Drohungen

*) Diese Haus- und Gartenstücke haben bekanntlich mit dem Gemeindelande, dem eigentlichen Ackerlande, absolut Nichts zu thun und stehen im individuellen Besitz der Einzelnen.

der Gouverneure nur sehr langsam und allmälig dem in der Residenz gegebenen Beispiel. Von den 33 Gouvernements, welche im Lauf des Jahres 1858 in Berathung treten zu wollen erklärt hatten, brachten es nur 19 zur Niedersetzung von Comités, und auch in diesen wurden bald Hindernisse aller Art zur Sprache gebracht und trotz der Ermahnungen, welche der Kaiser bei einer Rundreise durch Großrußland an die Adelsverbände richtete, dazu benutzt, die Sache in die Länge zu ziehen.

Der Grundgedanke, von welchem die oppositionellen Adelskreise ausgingen, war der Anspruch an eine Compensation für die vom Adel geforderten Opfer; das Recht zum Leutebesitz war das Hauptprivilegium der Edelleute gewesen und der Verzicht auf dieses müsse — so meinten sie — nicht nur von den Bauergemeinden, welche der Freiheit theilhaft würden, sondern zugleich von der Regierung bezahlt werden und zwar durch die Ertheilung neuer politischer Rechte. Obgleich die in dieser Beziehung verlautbarten Wünsche nichts weniger als übereinstimmend waren, vielmehr die verschiedensten Gebiete berührten, bald auf Umgestaltung der Justiz, bald auf Erweiterung der Rechte der Adelsversammlungen, bald auf Bewilligung einer förmlichen Constitution, mindestens einer allgemeinen Adelsversammlung zum Zweck der Berathung der Emancipationsfrage abzielten und überdies nirgend klar ausgesprochen, sondern nur schüchtern und unklar angedeutet wurden, ließ sich nicht verkennen, daß dieselben von einem gemeinsamen Grundgedanken ausgingen, dessen relative Berechtigung nicht ganz geleugnet werden kann. Der unbeschränkte Absolutismus der Zaren hatte an der Macht und dem Interesse des Adels eine Art von Schranke gehabt; obgleich es dem Kaiser gesetzlich zugestanden hätte, von sich aus und ohne jede Mitwirkung des Adels die Leibeigenen zu freien und grundbesitzenden Bauern zu machen, hatte derselbe durch den Appell an die Initiative des Adels anerkannt, daß das Recht desselben auf Land und Leute noch eine andere Grundlage als die des kaiserlichen Willens habe. Hörte der Adel auf, sich auf seinen Besitz zu stützen, so war nicht nur er, sondern das gesammte Reich der Willkür des Soldaten- und Bauernkaisers bedingungslos preisgegeben, die gesammte Cultur und die Stellung ihrer Repräsentanten, der wenigstens dem Namen nach unabhängigen Klassen und Stände, einzig der Gnade des Herrschers, einem Wink seiner Augen anheimgegeben. Ein Vergleich mit analogen Zuständen in anderen europäischen Staaten, die gleichfalls der absoluten Staatsgewalt gehorchten und doch freie Bauern besaßen, war vernünftiger Weise nicht wohl möglich, jeder Hinweis darauf, daß der Absolutismus in dem größten Theil der Welt das noth-

wendige Durchgangsstadium vom Feudal- zum Rechtsstaat gewesen sei, konnte einfach mit der Berufung darauf beantwortet werden, daß die Unbeschränktheit der russischen Zarenmacht ihres Gleichen in Europa nicht habe und nur dem Namen nach vom Despotismus verschieden sei. Die absoluten Herrscher des Westens hatten es allenthalben mit fertigen Resultaten der Culturentwickelung zu thun gehabt, ihrer Allgewalt hatten feste politische Traditionen, anerkannte Rechte mindestens einzelner Stände und Individuen gegenüber gestanden; das Vorhandensein zahlreicher großer Städte und eines gebildeten, durch Einfluß und Reichthum unentbehrlich gewordenen Bürgerthums war zugleich die Stütze und die Schranke des von der Adelsvormundschaft befreiten Königthums gewesen und hatte dasselbe gebieterisch zur Anerkennung und Achtung gewisser Interessen und Rechte gezwungen, weil sein Beistand die Vorbedingung zu einem siegreichen Kampf mit dem Feudalismus gewesen war. Von all' dem war in Rußland keine Spur zu finden, denn hier war der Wille des Herrschers seit Jahrhunderten das einzige und höchste Gesetz auf allen Lebensgebieten gewesen: das Vorhandensein einer Schranke für diesen war an und für sich eine Wohlthat und zwar ganz abgesehen von dem Charakter und der Beschaffenheit derselben. Gab es in Rußland keinen Adel mehr, der berücksichtigt werden mußte, so hörte für die absolute Staatsgewalt, welche zugleich im Besitz der Herrschaft über die Kirche war, jede Rücksicht auf, war die Analogie mit den Zuständen der Türkei eine vollständige.

Freilich waren diese von den oppositionellen Adelskreisen zur Geltung gebrachten Gesichtspunkte so stark mit Bestrebungen und Ansprüchen des niedrigsten Egoismus versetzt, daß das Recht und die Aussicht auf ihre Berücksichtigung von Hause aus mehr wie fraglich erscheinen mußte. So vollständig aber auch das gute Recht der Regierung und ihres humanen Oberhaupts anerkannt werden muß, so begreiflich es war, daß der überwiegende Theil der Nation und selbst der besseren jüngeren Adelsgeneration auf Seiten dieser Regierung stand und von den selbstischen Wünschen des sklavenhaltenden, inhumanen Oppositionsadels nichts wissen wollte, — daß der instinctiven Abneigung der russischen Aristokratie gegen eine einseitige und bedingungslose Erhöhung der Machtsphäre des Absolutismus ein richtiger Gedanke zu Grunde lag, ließ sich nicht leugnen. Nur der Unkenntniß russischer Zustände, welche den westeuropäischen Liberalismus zu allen Zeiten ausgezeichnet hat und die, wie man glauben möchte, mit der Unfähigkeit gepaart ist, von Zuständen, für welche die Voraussetzungen der romanisch-germanischen Culturentwickelung nirgend zutreffen, überhaupt eine Vor-

stellung zu gewinnen — dieser Unkenntniß ist es zuzuschreiben, daß die Freunde der Freiheit im westlichen Europa die russische Emancipationsangelegenheit lediglich von einer Seite angesehen und für das Zögern des russischen Adels nur Verdammungsurtheile übrig gehabt haben. Bei der vollständigsten Anerkennung des guten Rechts und der Reinheit der Absichten, von denen die Regierung Alexander's II. sich damals leiten ließ — mußten sich viele Kenner russischer Verhältnisse schon im Jahre 1859 sagen, daß die durch die Emancipation veränderte Gewichtvertheilung im russischen Staat die Zukunft desselben bedingungsloser denn bisher dem zarischen Absolutismus frei gebe.

Die Regierung that, nachdem sie sich sattsam davon überzeugt hatte, daß der auf den Adel geübte moralische Druck nicht ausreichend sei, um eine rasche und entschiedene Lösung der Bauernfrage durchzusetzen, nur ihre Pflicht, als sie die Initiative für dieselbe am Ausgang des Jahres 1858 wieder in die eigenen Hände nahm. Schon im Februar desselben Jahres hatte ein kaiserlicher Erlaß erklärt, soweit auch der Spielraum sei, den man den Adelsversammlungen lassen wolle, so müßten doch die im Rescript vom 17. December aufgestellten Grundsätze als unantastbar angesehen und die vom Adel eingeforderten Gutachten auf die Voraussetzung gestellt sein, daß die definitive Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern binnen zwölf Jahren vollständig bewerkstelligt sei.

1859 wurde dann ein aus zwölf Mitgliedern bestehendes sog. „großes Leibeigenschaftscomité" constituirt, dessen ersten Sitzungen der Kaiser selbst beiwohnte, um sodann dem Fürsten Alexis Orlow den Vorsitz zu übergeben; eine besondere vom Großfürsten Constantin geleitete Commission nahm sofort die Sichtung aller bis dahin eingelaufenen Projekte und Vorlagen in die Hand. Nach nochmaliger Feststellung der Fundamentalgrundsätze zog das Hauptcomité die inzwischen von einem großen Theil der Gouvernements-Adelsverbände ausgearbeiteten Gutachten ein, um dieselben einem Special-Ausschuß (bestehend aus dem damaligen Minister des Innern, Lanskoi, und den Grafen Panin, Rostowzow und Murawjew) zur Durchsicht zu übergeben; dieser Ausschuß hatte das Recht, Glieder der adligen Gouvernements-Comités einzuberufen und von diesen Auskünfte einzuziehen. Eine vom Geheimrath Lewschin geleitete Section des beim Ministerium des Innern bestehenden statistischen Comités war unterdessen mit Sichtung des statistischen Materials über die bäuerlichen Verhältnisse beschäftigt, welches gleichzeitig durch die Regierungsorgane beschafft worden war. Dann traten zwei Redactionscommissionen zu-

sammen, welche unter Theilnahme von Gouvernements-Delegirten an die Ausarbeitung des neuen Gesetzes gingen; nach wiederholter Sichtung der Vorlagen zu demselben, wurde binnen vier Monaten (vom October 1860 bis zum Ende des Januarmonats 1861) die eigentliche Codificationsarbeit erledigt und am 19. Februar 1861 die „Poloshenie" publicirt.

Auf diese dürftigen, wesentlich die formale Behandlung der Sache betreffenden Notizen beschränkt sich das Wesentliche dessen, was officiell über die Geschichte des wichtigsten russischen Gesetzes neuerer Zeit veröffentlicht worden ist. Bekannt ist außerdem nur noch, daß es drei Fragen waren, um welche es sich im Kampf der verschiedenen in dem großen Emancipationscomité vertretenen Parteien besonders gehandelt hatte: die Abgrenzung des Gemeindelandes vom Hof, die Dauer des Uebergangszustandes und die Art und Weise der Eigenthumserwerbung der Gemeinden. Während die radikale Partei ausschließlich das Interesse des Bauernstandes im Auge hatte, den Uebergangszustand auf zwei Jahre beschränken und den Gutsbesitzern ein kaum nennenswerthes Aequivalent für die Abtretung der Gemeindeländereien bieten, auch die Verwandlung des Pachtbesitzes in volles Eigenthum obligatorisch machen wollte, setzten die mit gewissen Hofkreisen verbündeten Conservativen allen ihren Einfluß daran, den Uebergangszustand möglichst auszudehnen, die Abgrenzung im Interesse des Adels durchzuführen und die Verwandlung des Pacht- und Frohnverhältnisses in das Eigenthum von der Willkür der Herren abhängig zu machen. Von besonderem Einfluß war es in dieser Beziehung, daß der Präses der Redactionscommission Graf Rostowzow im März 1860 starb und den als conservativ, ja reactionär bekannten Justizminister Grafen Victor Panin zum Nachfolger erhielt. Es war überhaupt eine eigenthümliche, höchst charakteristische Erscheinung, daß ein großer Theil der mit den Arbeiten für Aufhebung der Leibeigenschaft betrauten Staatsmänner der alten Schule und dem Kreise der intimsten Freunde und Genossen des verstorbenen Kaisers angehörte. Als ob ein Werk von der Tragweite der Emancipation isolirt dastehen und ohne Weiteres in das alte System eingefügt werden könne, wurden Leute, die von Alters her für die Männer des kaiserlichen Vertrauens galten, der liberalen Masse aber als Incarnationen der ärgsten Reaction bekannt waren, die Orlow, Bludow, Panin, Brock, Dolgorukow und Murawjew, mit demselben betraut; die meisten ihrer Collegen, sowie die Mehrzahl der in der Kanzlei und in den Sectionen beschäftigten Arbeiter zweiten Ranges huldigten dagegen den Grundsätzen des entschiedensten Radicalismus

und übten wegen ihrer größeren Rührigkeit und Gewandtheit den eigentlich entscheidenden Einfluß. Nach der Anschauung des alten Systems, die immer noch die officielle war, durfte es ja in Rußland keine verschiedenen politischen Parteien geben, war Jeder, den der Kaiser in's Vertrauen zog, nur verpflichtet, diesem Vertrauen durch blinde Ergebung in den kaiserlichen Willen zu entsprechen: thatsächlich stand Alles natürlich ganz anders. Derselbe Gegensatz fand sich freilich auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens wieder. Während das gesammte ungeheure Reich in wilder Gährung siedete, einzelne Adelsversammlungen den Charakter revolutionärer Clubbs anzunehmen drohten, die Deputirten von Twer z. B. offen eine Constitution verlangten, die verschiedenen Organe der Presse sich als Bevollmächtigte geschlossener großer Parteien gerirten und alle Gebiete des öffentlichen Lebens einer Kritik unterzogen, die von den Voraussetzungen der Demokratie und des Socialismus ausging und in der Nachahmung des von Herzen gegebenen Beispiels ihre höchste Aufgabe sah, wurde in den Hof- und Regierungskreisen die Fiction des alten patriarchalischen Zustandes aufrechterhalten und in vollkommen naiver Weise gerade so gehandelt und raisonnirt, als sei in der That noch „des Volks Geschichte des Herrschers Eigenthum". Ein wunderliches Chaos kühner Neuerungen und grasser Auswüchse des alten Militärdespotismus verwirrte und ängstigte das Auge des Zuschauers, zumal wenn dieser mit westeuropäischen Anschauungen an die Betrachtung der Situation ging und vor Allem nach einem System, nach leitenden Grundsätzen der Regierungspolitik fragte. Die Zeitungen ergingen sich in Untersuchungen über die Vorzüge der verschiedenen socialistischen Systeme — aber sie durften nicht wagen, von den stürmischen Auftritten in den Gouvernements-Adelsversammlungen auch nur ein Wort zu sagen; der radikalste aller mit der Emancipationsangelegenheit betrauten Beamten, der Geheimrath Nikolaus Miljutin, galt für einen der einflußreichsten Berather des Kaisers, und Victor Panin, der Erzreactionär, wurde Präses der Redactionscommission; zwei Edelleute aus Twer, Makowski und Europäus, wurden wegen einer Adresse, die sie im Namen ihrer Corporation überreichten und die das Wort „Constitution" enthielt, nach Wjätka verbannt — und die Nothwendigkeit einer Volksvertretung auf demokratischer Basis war zu derselben Zeit das Hauptgespräch aller Clubbs und politisirender Kreise der Residenz; der Großfürst Constantin (wenig später wegen einiger scharfen Ausdrücke, die er über die reactionäre Verstocktheit des Adels gebraucht hatte, auf Reisen geschickt) übte in dem Journal des Marineministeriums eine scharfe und rück-

sichtslose Verurtheilung aller Mißstände seines Verwaltungsressorts — und der Minister des Innern Lanskoi erließ (October 1860) strenge Repressivmaßregeln gegen publicistische Angriffe auf untergeordnete Polizei- und Verwaltungsbeamte.

Orientiren wir uns zunächst über den Zeitpunkt, in welchem der Emancipationsukas publicirt wurde. Was die nächste Wirkung des neuen Gesetzes auf die Stimmung der Bevölkerung anlangt, so zeigte sich bald daß die gebildeten, zum Theil mit Opfern für das Reformwerk belasteten Klassen ihre Freude und Genugthuung über diese große Errungenschaft sehr viel rascher aussprachen, als der zunächst betroffene Bauernstand. Der frondirende und mißvergnügte Theil des russischen Adels war und blieb entschieden in der Minorität; namentlich unter dem ersten Eindruck des großen und entscheidenden Schritts, der gethan worden, wagte Niemand Verstimmung zu zeigen. Die öffentliche Meinung hatte sich zu entschieden mit der Regierung einverstanden erklärt, als daß irgend Jemand wagen konnte, hinter derselben zurück zu bleiben. Im Gegentheil war unter Edelleuten und Beamten die Zahl derer nicht unbedeutend, welche noch über die Regierungsforderungen hinausgingen und nicht verschmerzen konnten, daß ihre Wünsche für unentgeltliche Uebertragung des von den Gemeinden besessenen Grund und Bodens in das Eigenthum derselben unberücksichtigt geblieben waren. Wurden diese Stimmen auch erst in einem späteren Zeitabschnitt deutlich vernehmbar, so hatten sie doch von Hause aus Einfluß, weil sie auf die Sympathien des freigewordenen Theils der Bevölkerung rechnen konnten. — Ueberdies rechnete damals ein großer Theil des Adels auf eine reichliche Compensation für die Opfer, die gebracht worden; man hoffte, die erregte öffentliche Meinung für die im Schooße des Adels aufgetauchte Forderung nach Herstellung einer Constitution begeistern und mit ihrer Hülfe das angestrebte Ziel erreichen zu können. So wurden die unzufriedenen Stimmungen der bis dahin herrschenden Klassen durch Zukunftshoffnungen in Gleichgewicht erhalten und verhüllt; höchstens daß eine kleine Schaar verstockter Anhänger des Nikolaitischen Systems über den in Mode gekommenen Liberalismus murrte, die Einbuße an ihren Einkünften nicht verschmerzen konnte und nach Kräften bemüht war, ihren retrograden Einfluß in den Hofkreisen geltend zu machen.

Der russische Bauer nahm die wichtige Kunde von der Lösung seiner Fesseln zunächst mit befangenem Schweigen auf und ließ eine geraume Zeit verstreichen, ehe er sich zu einer bestimmten Stellung zu derselben entschloß. Theils war die Gewohnheit der Unfreiheit zu alt

und zu tief begründet, um sich sogleich abstreifen zu lassen, theils die Aufmerksamkeit des Volks zu lebhaft auf die noch bevorstehende ökonomische Auseinandersetzung mit den Herren gerichtet, als daß die Publikation des Emancipationsukases sofort nachweisbaren Eindruck machen konnte. Am stärksten und deutlichsten waren die Wirkungen des Emancipationsaktes in den beiden Hauptstädten des Reichs fühlbar; hier lebten Tausende von leibeigenen Kaufleuten, Trödlern, Handwerkern, Fuhrleuten, Dienstboten u. s. w., welche das Recht, ihrem Erwerbe nachzugehen, mit hohen Obrokzahlungen hatten erkaufen müssen und stets in Gefahr gewesen waren, von der Willkür der Herren nach Hause gerufen und in die alten Abhängigkeitsverhältnisse zurückgezwängt zu werden. Für diese lagen die Vortheile der neu begründeten Ordnung der Dinge auf der flachen Hand, von ihnen konnten die Früchte derselben sofort eingeheimst werden; das Emancipationsgesetz beschränkte die Dauer ihrer Abhängigkeit auf bloße zwei Jahre und setzte für diese Uebergangsfrist eine sehr unbedeutende Obroksumme fest. Von Seiten dieser städtischen Leibeignen erfolgten denn auch die ersten Kundgebungen des Danks und der Freude, die ersten Ovationen an den „befreienden Zaren" (Zarj osswoboditel). Aber auch hier verleugnete die weiche, weibliche Natur des slawischen Stammes sich nicht: von leidenschaftlichen Ausbrüchen war eigentlich nicht die Rede. Die Petersburger Schilderungen aus jenen verhängnißvollen Februartagen berichten höchst charakteristisch von angetrunkenen Trupps bärtiger Droschkenkutscher und Handarbeiter, welche durch die Straßen schwankten und „Woljuschka, Woljuschka" (wörtlich „Freiheitchen") vor sich herträllerten. Von wirklichem Effect war nur der Jubelruf, mit welchem die Volksmassen den Kaiser empfingen, als er am 19. Februar das Winterpalais verließ, um der Vorlesung des Emancipationsukases in der Kasanschen Kirche beizuwohnen, später die an den Kaiser gerichteten Adressen der leibeigen gewesenen Fuhrleute und Kleinbürger in den beiden Hauptstädten.

Obgleich das neue Gesetz im gesammten Reich an einem und demselben Tage in den Kirchen publicirt worden war und die Friedensvermittler sofort an's Werk gingen, um die ökonomischen Fragen zu regeln, erfolgten die ersten wichtigeren Kundgebungen auf dem flachen Lande erst zwei Monate später, Ende April des Jahres 1861. Es waren das Kundgebungen der Unzufriedenheit und Enttäuschung, welche östlich von der Wolga auftauchten und die Gouvernements Kasan und Nishni-Nowgorod zu ihren Hauptcentren hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es revolutionäre Agitatoren aus den höheren gebildeteren Klassen gewesen, welche zuerst den Samen der Unzufriedenheit

ausgestreut hatten. Dem Volke wurde eingeredet, der wahre Emancipationsukas des Zaren sei von den Edelleuten und Beamten betrügerischer Weise unterschlagen worden; der Wille des Zaren sei, den Bauern die bisher bearbeiteten Grundstücke ohne Weiteres und ohne jede Entschädigung zum freien Eigenthum zu überlassen. Diese Lehren fielen auf einen um so empfänglicheren Boden, als die den Herren geleisteten Dienste nach der Volksanschauung rein persönlicher Natur, nicht Aequivalente für die den Gemeinden eingeräumten Grundstücke waren. „Wir gehören den Herren, aber das Gemeindeland gehört uns" — lautete der bäuerliche Katechismus; damit war zugleich gesagt, daß die Aufhebung der persönlichen Unfreiheit mit der Herstellung freien Eigenthums gleichbedeutend sein müsse. Im Gouvernement Kasan kam es bald zu offenen Gehorsamsverweigerungen und da die Behörden einschritten, zu Auflehnungsversuchen. Die Volksunzufriedenheit kleidete sich sofort in eine Gestalt ächt-nationalen Gepräges; sie gruppirte sich um einen neuen Pugatschew, den Bauern Anton Petrow, der sich für den aus Petersburg geflüchteten, von den Bojaren verfolgten Zaren ausgab und binnen kurzem 10,000 Mann um sich gesammelt hatte. Nach vergeblichen Versuchen, die Bethörten auf gütlichem Wege zum Gehorsam zurückzuführen, mußte Waffengewalt angewendet werden. Einige vom Grafen Apraxin geführte Bataillone durchzogen die insurgirte Landschaft, nahmen die Rädelsführer gefangen, und nachdem Petrow in ihre Hände gefallen und sofort erschossen worden, war die Ruhe so vollständig wieder hergestellt, daß man im Mai dieser kurzen Episode nirgend mehr gedachte. Die Bauern kehrten zum Gehorsam zurück und allenthalben wurde den Anordnungen der Friedensvermittler Folge geleistet. Ganz vergessen war der Gedanke an die gehoffte volle Freiheit darum noch nicht; die Wolgagegenden blieben noch längere Zeit hindurch der Schauplatz revolutionärer Experimente, welche das Volk mit der Hoffnung auf eine zu erwartende „neue Freiheit" aufregten und an dem alten Gedanken der unentgeltlichen Bodenvertheilung festhielten. Unter dem Titel „Semljä i woljä" („Land und Freiheit") erschienen von Zeit zu Zeit heimlich gedruckte Flugblätter, welche die Agrarfrage im revolutionären Sinne auszubeuten suchten und in den östlichen Gouvernements besonders zahlreich verbreitet wurden. Diesen Kundgebungen einer im Stillen wühlenden Propaganda werden wir im weiterem Verlauf übrigens noch an anderen Orten und unter anderen Formen begegnen.

Im Allgemeinen nahm die Abwickelung des Auseinandersetzungsgeschäfts zwischen Bauern und Herren einen ungehofft raschen und

günstigen Verlauf. So wenig sich behaupten läßt, daß der russische Bauer von seiner jungen Freiheit hinterher den richtigen Gebrauch machte und daß sich günstige Einflüsse dieser Freiheit auf die wirthschaftliche Entwickelung äußerten, so steht doch fest, daß die bäuerliche Bevölkerung bei dem Auseinandersetzungsgeschäft guten Willen, richtigen Einblick in die Sachlage und Gelehrigkeit in reichlichem Maße bewies und daß dieses Geschäft auch von den Friedensvermittlern richtig angefaßt und behandelt wurde. Die Ausführung des Gesetzes vom 19. Februar 1861 war nicht in die Hände der ordinären Behörden gelegt, sondern Beamten übergeben worden, welche ad hoc aus der Zahl der Gutsbesitzer gewählt und mit sehr weitgehenden Vollmachten ausgestattet worden waren. Es war ein glücklicher Griff von entscheidender und nachhaltiger Bedeutung gewesen, daß diese sog. Friedensvermittler (Mirowüje possredniki) nicht zim Staatsdienst zählten und nicht an die Vorschriften der büreaukratischen Hierarchie gebunden waren. Zum ersten Mal standen Leute der verschiedensten Berufsgattung und socialen Stellung in Rußland gleichberechtigt neben einander, um sich zur Durchführung eines patriotischen Werks die Hände zu reichen, das weder Titel, noch Orden oder Avancements in Aussicht stellte. Commandirende Generale und bloße Lieutenants, wirkliche Staatsräthe und simple Titularräthe wurden, sobald die Wahl ihrer Mitbürger und Standesgenossen auf sie gefallen, aus dem Dienst beurlaubt, um die Abgrenzung zwischen den herrschaftlichen Höfen und den Gemeindeländereien innerhalb bestimmter Bezirke nach Vorschrift des Gesetzes vorzunehmen und beide Theile zu einer Verständigung zu bewegen; erst wo diese nicht erzielt werden konnte, traten die strikten Vorschriften des Reglements in Kraft und wurde die Mitwirkung der höheren Instanzen angerufen.

Nachdem die in den Wolga-Gouvernements ausgebrochenen Unruhen beschwichtigt und die Arbeiten der Friedensvermittler in Gang gebracht worden waren, wandte die Aufmerksamkeit der Regierung sich wieder den Gegenständen zu, mit denen sie schon am Ende des Jahres 1860 beschäftigt gewesen war: den Mitteln zur Beschwichtigung der Unruhen in Warschau und andern polnischen Städten und der längst nothwendig gewordenen Umgestaltung der Universitäten. Diese unter der vorigen Regierung mit absichtlicher Mißgunst behandelten Stiefkinder des Ministeriums der Volksaufklärung hatten zufolge der veränderten Richtung des Volksgeistes eine ungeahnte Wichtigkeit erhalten und waren Mittelpunkte der revolutionären Aufregung geworden, welche längst in allen gebildeten Klassen der russischen Gesellschaft gährte.

Kaum waren die Schranken gefallen, welche die Zahl der Studirenden auf 300 beschränkt und die Söhne gewisser Stände von dem akademischen Bürgerrecht ausgeschlossen hatten, so drängten die jungen Leute sich schaarenweise zu diesen bisher nur über die Achsel angesehenen Stätten der Bildung. Die Mißgunst des alten Regimes gegen diese Anstalten war nicht der letzte Grund ihrer plötzlichen Popularität; von Allem, was bisher gegolten, wollte man es jetzt mit dem Gegentheil versuchen, die alten Autoritäten hatten die Präsumtion gegen, die Stiefkinder des früheren Systems das gute Vorurtheil für sich. Am deutlichsten zeigte dieser Umschwung sich natürlich in den beiden Hauptstädten des Reichs und in den höheren und höchsten Klassen; hatte sonst der Gardeoffizier die erste Stelle eingenommen, der gute Ton jede Beschäftigung mit ernsthaften Dingen ausgeschlossen und politisch-liberale Anschauungen stigmatisirt, so kam jetzt das Studententhum in Mode, galt der vornehme Müßiggang der Leibregimenter für ein Verbrechen, mußte jeder Mann, der auf „Position" Anspruch machen wollte, politisiren und war der schlimmste Vorwurf, der einem jungen Edelmann gemacht werden konnte, der ein „gant jaune tout-court" zu sein.

So geschah es, daß die sonst kaum beachteten Professoren der Petersburger Universität plötzlich an der Spitze der öffentlichen Meinung standen, alle Welt studiren und an wissenschaftlichen Bestrebungen Theil nehmen wollte und selbst die Frauen Eingang in die akademischen Hörsäle verlangten. Die studirende Jugend, der von allen Seiten zugerufen wurde, sie sei bestimmt, die Hauptträgerin der besseren Zukunft des Vaterlandes zu sein, verlor vollständig den Kopf. Statt Studien zu treiben, trieb sie hohe Politik, fühlte sie die Verpflichtung, die öffentliche Meinung zu leiten, an der Zertrümmerung der alten Zustände zu arbeiten. Da nichts, was sonst Geltung besessen, taugen sollte, war nicht zu verwundern, daß die jungen Leute vor Nichts Respekt hatten, von Niemand lernen zu können behaupteten und Alles besser wußten. Statt die Vorlesungen zu besuchen, hielt man Studentenversammlungen, welche die Umgestaltung des gesammten Unterrichtswesens diskutirten und pomphafte Resolutionen faßten, statt Hefte nachzuschreiben, schrieb man Journal-Artikel für die neu begründete Studentenzeitung oder den Sowremennik, und die Lektüre beschränkte sich auf das Studium des Kolokol, des Polarsterns und anderer Herzen'schen Schriften. Zur Charakteristik des Schwindelgeistes, der die russische Jugend damals erfaßt hatte, diene eine verbürgte Anekdote aus dem Frühjahr 1861: Eines Tages ließ sich ein Gymnasiast bei dem Dekan der philosophischen Fakultät, Geheimrath Lenz melden und übergab demselben ein Manu

script mit der Bitte um Durchsicht und eventuelle Publikation desselben. Man kann sich das Erstaunen des würdigen Gelehrten denken, als derselbe den vollständigen Plan eines neuen, auf radikale Principien begründeten Unterrichtssystems fand, zu dessen Ausarbeitung der halbwüchsige Bursche sich berufen gefühlt hatte.

Daß es einer Umgestaltung der bestehenden Studienordnung und des Reglements für die Studirenden bedurfte, war freilich längst und in allen Kreisen der Gesellschaft anerkannt. Die alten Einrichtungen, welche die Studenten in Uniformen steckten und zu halbjährigen Klassenprüfungen zwangen, die Collegienhefte der akademischen Lehrer obrigkeitlicher Censur und Bestätigung unterwarfen und den Gebrauch veralteter, eigentlich niemals brauchbar gewesener Lehrbücher vorschrieben, standen zu dem herrschenden Geist und der thatsächlichen Freiheit von all' diesen Schranken in zu lächerlichem Gegensatz, um ohne Schaden beibehalten werden zu können. Es galt die Ausarbeitung eines neuen Studien- und Universitäts-Statuts, welches den Ansprüchen der Gegenwart Rechnung trug und zugleich der eingerissenen Zuchtlosigkeit und Verwilderung eine Schranke setzte, und in der That war der freisinnige, aber ziemlich einflußlose Unterrichts-Minister Kowalewski mit einem solchen schon seit längerer Zeit beschäftigt. Sein Projekt empfahl die Adoption der in Deutschland anerkannten und erprobten Principien, d. h. Selbstbestimmungs- und Cooptationsrecht der akademischen Senate (Conseils), möglichste Lehr- und Hörfreiheit und Aufhebung der alten soldatischen Vorschriften, welche die Studenten wie Cadetten behandelt hatten. Dieses Projekt wurde — charakteristisch für die Principien- und Urtheilslosigkeit in der nächsten Umgebung des Monarchen — einem Comité zur Begutachtung übergeben, das aus ausgemachten Reactionären bestand, Männern, die in den alten Traditionen des Militärabsolutismus ergraut waren, aber freilich auch an der Emancipation der Leibeigenen Theil genommen hatten: dem Justizminister Grafen Victor Panin (dessen Eintritt in das Bauerncomité der Kolokol im März 1860 mit einem schwarzen Trauerrande begrüßt hatte), dem Chef der geheimen Polizei Fürsten Dolgorukow und dem Erzieher des Thronfolgers Grafen Stroganow. Das von diesen Männern gefällte Gutachten über den Kowalewski'schen Plan kam einem Todesurtheil gleich, der liberale Unterrichtsminister mußte zurücktreten und seine Erbschaft übernahm ein vor kurzem aus Japan zurückgekehrter Admiral, der Graf Putjätin, ein bornirter Fanatiker des Rückschritts und bigotter Verehrer des byzantinischen Kirchenthums. Diese Ernennung, die ohne jede Ahnung von ihrer Tragweite vorgenommen worden war, sah einer Herausforderung des

öffentlichen Geistes nur zu ähnlich und führte bald, da Putjätin außerdem kurzsichtig, charakterlos und höchst ungeschickt war, zu einer ebenso peinlichen wie eclatanten Niederlage der Regierung, einem Aufstande, der allerdings auf die akademische Jugend beschränkt blieb, aber von den Sympathien des größten Theils der Gebildeten begleitet wurde.

Während des Winters 1860—61 hatte Putjätin ein neues Reglement ausgearbeitet, welches die kaiserliche Bestätigung erhielt und im Mai — drei Monate nach dem Emancipationsukas und zur Zeit der leidenschaftlichsten Erregung — publicirt wurde. Alle den Studenten bisher factisch gewährten Freiheiten waren denselben durch dieses Reglement genommen worden; um dem Zudrang der Massen zu den Hochschulen zu wehren, hatte man das Eintrittsgeld auf 50 Rbl. S. per Halbjahr erhöht. Den Studenten war verboten, Versammlungen zu halten, ihre vor Kurzem gestiftete Unterstützungskasse für arme Kommilitonen fortzuführen, Deputirte zur Verwaltung derselben zu wählen u. s. w. Man schien es absichtlich darauf abgesehen zu haben, die in Fluß gekommene geistige Bewegung zu hemmen und die Opposition der Jugend und der Freisinnigen unter ihren Lehrern zu reizen, denn auch die Lehrfreiheit der Professoren war auf ein Minimum beschränkt. — Da das Semester zu Ende ging, die Studenten mit ihren Examen und den Vorbereitungen zu den Ferien beschäftigt waren, blieb zunächst Alles ruhig, und Graf Putjätin rühmte sich bereits, den Trotz gebrochen zu haben, den die Schwäche seines conniventen Vorgängers groß gezogen.

Kaum aber war die akademische Jugend im Herbst wieder beisammen, so brach ein Sturm der Empörung los und zwar gleichzeitig in Petersburg, Moskau, Charkow und Kiew, an welchem letzteren Orte zahlreiche Polen studirten. Petersburg ging mit dem Beispiel offener Auflehnung gegen das neue Reglement voran, und ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen wollte, daß der Kaiser, von dem die Jugend Abhilfe hoffte, abwesend war und seit längerer Zeit bei seiner Gemahlin in der Krim weilte. Die Studenten weigerten sich in Masse, die ihnen bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen vorgelegten Reverse zu unterzeichnen, durch welche sie sich zum Gehorsam gegen das neue Reglement verpflichten sollten. Am 23. September wurde dem stellvertretenden Rektor Sresnewski ein von mehreren hundert Studirenden unterzeichneter Protest überreicht, dessen Unterzeichner gegen die Erhöhung des Studienhonorars, die Aufhebung ihrer Unterstützungskasse und das Verbot des ihnen direkt vom Kaiser gestatteten Studenten-Journals Verwahrung einlegten und sofortige Abhilfe ihrer Beschwerden

verlangten. Der Rektor antwortete mit Schließung der Vorlesungen, der Bibliothek und der Laboratorien und als sich am 24. September Morgens neunhundert Studenten auf dem Platze vor dem Universitätsgebäude versammelt hatten, fanden sie die Thore desselben geschlossen. Der Portier erklärte, der Curator Philippson habe diese Maßregel angeordnet. Von einer ungeheuren Volksmasse begleitet und durch ziemlich zahlreiche junge Offiziere und Kadetten verstärkt zog die versammelte Studentenschaft vor das Haus des Curators, um Aufklärung zu verlangen — der herbeigeeilte Polizeimeister der Residenz General Patkull und der dem Zuge begegnende Großfürst Constantin hatten die aufgeregte Jugend vergeblich aufgefordert, sich zu zerstreuen. Vor dem Hause des Curators angelangt, stellten die Studenten sich in dicht gedrängten Colonnen auf, während eine Deputation sich in Philippson's Wohnung begab, um mit ihm zu verhandeln; eine Anzahl Gensdarmen, welche Widerstand leisten wollte, wurde mit Drohungen und aufgehobenen Stöcken vertrieben. Während die Deputirten mit Philippson verhandeln und von diesem in das Universitätsgebäude beschieden werden, wo er ihnen Rede zu stehen verspricht, erscheinen der Sektionschef der geheimen Polizei, Graf Schuwalow, und die Generale Patkull und Ignatjew mit einer Anzahl Soldaten, um die auf der Straße harrende Jugend zu umzingeln: aber die jungen Leute, welche wohl wissen, daß das Publikum zu ihnen stehen werde und daß die Gegner von ihren Waffen keinen Gebrauch machen dürfen, durchbrechen die Soldatenreihen und zerstreuen sich ungeschädigt durch die Stadt, hier und da von Zeichen der Zustimmung begrüßt. — Unterdessen hat der Curator Philippson sich in das Universitätsgebäude begeben und mit der Deputation unterhandelt; zu einer Verständigung war es nicht gekommen, da er die Unterschrift des Reverses als Vorbedingung aller weiteren Verhandlungen gefordert, die Studenten dieselbe verweigert hatten. Aber ein Resultat schien erreicht: der Curator und der gleichfalls anwesende Generalgouverneur Ignatjew hatten auf ihr Ehrenwort versprochen, daß die Vorlesungen am 2. October, die Bibliotheken und Laboratorien am andern Morgen wieder eröffnet werden sollten und daß Niemand werde bestraft oder auch nur arretirt werden. Die Studenten versprachen dagegen, die Ruhe der Stadt nicht mehr zu stören.

Wer beschreibt die Wuth der Jugend und die Empörung der ganzen Stadt, als am nächsten Morgen (25. September) gegen die getroffene Vereinbarung die Universitätslokalitäten geschlossen sind und die Kunde eintrifft, sämmtliche Deputirte und Sprecher der Studentenschaft seien in der Nacht von Gensdarmen überfallen und in das

Gefängniß geworfen worden. Die auf dem Universitätsplatz versammelte Studentenschaft beschloß, auseinander zu gehen, neue Deputirte zu wählen und durch diese Rechenschaft zu fordern. Andern Morgens versammelt man sich wieder an demselben Ort, als plötzlich der Curator Philippson erscheint und feierlich erklärt, die Schließung der Universität und die Verhaftung der Deputirten seien gegen seinen Wunsch und ohne jede Mitwirkung von ihm geschehen, er habe sich dem Minister gegenüber im Sinne der Jugend ausgesprochen, die Erfüllung ihrer Wünsche befürwortet und gefördert. Die Studenten beschlossen jetzt, sich in einer Adresse an den Minister zu wenden, der der Hauptschuldige zu sein schien; während das in der Eile aufgesetzte Papier auf offener Straße circulirte, um unterschrieben zu werden, erschienen von allen Seiten Soldaten, um, wie es hieß, das Universitätsgebäude, dessen Thore die Studenten inzwischen besetzt hatten, mit dem Bajonnet zu nehmen. Das wiederum zahlreich versammelte Publikum wußte aber so nachdrücklich zu Gunsten der Studenten zu demonstriren, daß die Truppen sich auch jetzt wieder zurückzogen. Wiederum trat eine Deputation aus 5 Personen zusammen, um, wie früher mit dem Curator, jetzt mit dem Minister zu unterhandeln, und so groß war die Furcht vor dem Unmuth der erregten Studentenschaft, daß diese Deputirten das Haus des Ministers nach vergeblicher Unterhandlung ungefährdet verließen. Die Feigheit, welche die Leiter des Unterrichtswesens insgesammt bei dieser Gelegenheit bewiesen hatten, ging mit ehrloser Perfidie und entschiedener Härte gegen die verblendete Jugend Hand in Hand. In der Nacht vom 27. auf den 28. September wurden die fünf Deputirten, die im Hause des Ministers gewesen waren, und verschiedene andere Rädelsführer verhaftet und in die Festung geschleppt, das Universitätsgebäude von einer Abtheilung Garde-Infanterie besetzt.

Noch sehr viel skandalöser als diese Auftritte waren die von ihren Urhebern gemachten späteren Versuche, ihr Verfahren zu rechtfertigen. Die betheiligten jungen Leute wurden allerdings streng bestraft (jeder Student, der den erwähnten Revers nicht binnen 48 Stunden unterschrieb, wurde polizeilich ausgewiesen), die Universitätsvorlesungen auf viele Monate geschlossen — aber die sämmtlichen betheiligten höheren Beamten mußten wenig später ihre Aemter niederlegen und hatten überdies die Folgenschwere der öffentlichen Mißgunst und Verachtung zu tragen. Der Kolokol veröffentlichte einen ausführlichen Bericht über den gesammten Hergang, nannte sämmtliche betheiligte Personen mit Namen und sprach sich so entschieden zu Gunsten der Studenten aus, daß Niemand, der auf öffentliche Geltung Anspruch machte, es wagen

konnte, den Putjätin, Philippson oder Ignatjew das Wort zu reden. Selbst die unschuldigen Offiziere, welche bei der Besetzung der Universität und dem wieder aufgegebenen Versuch, die vor Philippson's Hause versammelte Studentenschaar zu cerniren, commandirt hatten, fanden auf den Bällen des nächsten Winters keine Tänzerinnen.

Vielleicht noch ernster, wenn auch von kürzerer Dauer, waren die Studentenunruhen in Moskau gewesen; hier war es aus denselben Veranlassungen wie in Petersburg zu denselben Demonstrationen und schließlich zu einem Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht gekommen, bei welchem zahlreiche Studenten verwundet worden waren. In beiden Residenzen standen die Professoren auf Seiten der Jugend, namentlich in Petersburg, wo das treulose Verfahren Philippson's allgemein verurtheilt wurde, und verschiedene angesehene akademische Lehrer (Utin, Kawelin ꝛc.) zu Gunsten ihrer Schüler zu interveniren suchten. Putjätin machte das vorhandene Uebel dadurch noch schlimmer, daß er ohne Rücksicht auf die veränderten Zeitläufe den Pascha zu spielen und jene Universitätslehrer nichtachtend und grob zu behandeln versuchte, dieselben auch zur Niederlegung ihrer Aemter zwang. Hinter ihnen aber stand der gesammte gebildete Theil der Nation, während der unglückliche Minister von dem aus der Krim zurückgekehrten Kaiser hart angelassen, zu sofortigem Verzicht auf seine Stellung genöthigt und durch den Staatssekretär Golownin ersetzt wurde.

So begann das neue Jahr unter beunruhigenden Zeichen aller Art. Noch immer waren die studentischen Unruhen in aller Leute Mund und von den allgemeinsten Sympathien unterstützt. Da die Vorlesungen der Universität geschlossen worden waren, hielten die beliebtesten akademischen Lehrer sowie verschiedene, natürlich hochliberale Gelehrte und Journalisten öffentliche Vorträge, an denen das Publikum sich mit beispiellosem Eifer betheiligte. Die Redner überboten sich hier in radikalen Excentricitäten. Kostomarow, ein bis dahin viel beliebter liberaler Gelehrter, wurde förmlich ausgepfiffen, als er sich im Sinn der Mäßigung und Vernunft auszusprechen wagte, und nachdem der Professor Pawlow geradezu zum Aufstande, mindestens zum Ungehorsam gegen die Regierung aufgefordert hatte, blieb dieser nichts mehr übrig, als die öffentlichen Vorträge zu schließen. Die neugegründeten Sonntagsschulen, welche gleichfalls zur Verbreitung revolutionärer Lehren gebraucht wurden, ließ man einstweilen noch fortbestehen; auch der Schachclub, in welchem die radikalen Führer sich versammelten und der, wie alle Welt wußte, den Mittelpunkt der gesammten Agitation bildete, blieb ungestört. Die Regierung schwankte in haltloser Weise zwischen den Extremen.

Während sie sich nicht entschließen konnte, der Agitation durch die Presse einen Dämpfer aufzusetzen und die officiellen Journale fortwährend von den großen liberalen Reformen sprachen, welche in Vorbereitung seien, wurde der erwähnte Professor Pawlow ohne jede Untersuchung nach Sibirien geschickt und gegen die verhafteten Studenten mit unbarmherziger Strenge verfahren. Man ermahnte das Publikum zum Gehorsam und suchte die Autorität der Beamten, welche sich den öffentlichen Unwillen zugezogen hatten, aufrecht zu erhalten, während man gleichzeitig nicht umhin konnte, einen großen Theil der höheren Aemter durch neue hochliberale Fortschrittsmänner zu besetzen. In den ersten Januartagen des Jahres 1862 wurden nicht weniger wie drei neue Minister ernannt. Die Verwaltung der Domänen erhielt General Seleny, der für einen entschiedenen Demokraten galt (sein Vorgänger war der später im litthauischen Aufstande bekannt gewordene General Murawjew), das Finanzministerium wurde Herrn v. Reutern, das Kriegsministerium dem General Miljutin übertragen, einem entschiedenen Gegner des alten Systems, der sich gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Staatssekretär, als eifriger Vorkämpfer der Bauernemancipation hervorgethan hatte. Schon ein Jahr früher war das Ministerium des Innern dem General Lanskoi abgenommen und dem Geheimrath Walujew übertragen worden, einem Manne, der zu den Ideen des westeuropäischen Liberalismus neigte und als Freund deutscher Bildung bekannt war. Das wichtige Amt des Petersburger General-Gouverneurs war bald nach Beilegung der Studentenunruhen dem Fürsten Suworow, bisherigem General-Gouverneur der baltischen Provinzen, anvertraut worden, da Ignatjew sich unmöglich gemacht hatte, der Fürst für einen zuverlässigen Freund des Kaisers galt und zugleich wegen seiner Humanität und Unbestechlichkeit bei dem Publikum beliebt war.

Wir haben uns für einen Augenblick den Veränderungen zuzuwenden, welche sich seit dem 1. Januar 1862 in der auf dem Höhepunkte ihres Einflusses stehenden Presse vollzogen hatten. — Wichtig war vor Allem, daß die Regierung die Nothwendigkeit anerkannt hatte, sich ein eigenes Organ anzuschaffen, welches ihre Maßregeln nicht nur verkündigen, sondern motiviren und gegen abweichende Meinungen öffentlich vertheidigen sollte. Dieses Organ war die von Walujew gegründete „Nordische Post". Gleich die erste Nummer dieses Blattes erregte allgemeinste Aufmerksamkeit, denn sie brachte die Kunde von einer ganzen Reihe nahe bevorstehender tief eingreifender Reformen. Obgleich die Bauernemancipation noch in ihren Anfängen begriffen war und die künftige Stellung von erst 3 Procent sämmtlicher emancipirter

Bauern geregelt war, sollten bereits die Hauptübelstände des alten Systems beseitigt werden. Vor Allem galt es der Beseitigung der Branntweinpacht, der Hauptquelle jener furchtbaren Corruption unter den Beamten der Polizei und Justiz, welche namentlich in den entfernten Provinzen sämmtlich im Solde der reichen Branntweinpächter standen und deren Ausschreitungen ihre Unterstützung zu Theil werden ließen. Als zweiten Reformgegenstand bezeichnete die Nordische Post die Neugestaltung der staatsrechtlichen Stellung des Adels, und dasselbe Blatt, das die Kunde von diesen wichtigen Neuerungen brachte, enthielt zugleich die Mittheilung, daß noch in demselben Jahre mit radikaler Umgestaltung des Behördenwesens, der Civil- und Criminalrechtspflege, der Polizei, der Domänen, des Unterrichtswesens und der Stellung der Juden vorgegangen werden solle.

Gleichzeitig mit der Nordischen Post war eine Menge anderer Journale begründet worden, die ihrer Mehrzahl nach auf Seiten des Radikalismus standen. Neben dem Sowremennik, der, wie wir wissen, eine bloße Filiale Herzen'scher Ideen bildete, erstanden zahlreiche Wochen- und Tageblätter verwandter Tendenz: das russische Wort (Russkoje Slowo), begründet von dem steinreichen jungen Grafen Kuschelew-Besborodko, der durch ungeheure Honorare die namhaften Schriftsteller an sich zog, die Zeit (Wremjä), das Jahrhundert (Wjek) u. A. Aber auch die anderen Parteien feierten nicht. In Moskau erschien das von Iwan Aksakow begründete Wochenblatt der „Tag" (Djen), ein mit vielem Talent geschriebenes Journal, welches zugleich Rückkehr zum Altrussenthum, Verewigung des socialistischen Gemeindebesitzes, Abschaffung des Adels, Reform der Geistlichkeit, erhöhten Einfluß der griechischen Kirche, vollständige Befreiung der Presse u s. w. predigte, und dessen Begründer von Alexander Herzen sehr cordial als „Nos amis, les ennemis" begrüßt wurden. Herzen wußte sehr wohl, daß die Slawophilen trotz der Begeisterung für die griechische Kirche und trotz ihrer principiellen Feindschaft gegen den west-europäischen Liberalismus zunächst gegen die bestehenden Autoritäten Sturm laufen und dadurch seine eigenen Bestrebungen unterstützen würden. — In Moskau erschien außerdem der von Katkow geleitete „russische Bote", damals ein eifriger Vorkämpfer constitutioneller Ideen und eines aristokratischen Selfgovernments nach englischem Muster. Fast alle diese Blätter schlossen sich zunächst der in Fluß gekommenen revolutionären Bewegung an und machten der Regierung mit mehr oder minder Entschiedenheit Opposition. Nur ein einziges gleichfalls in Moskau erscheinendes Blatt, die Zeitung „Unsere Zeit" (Nasche Wremjä), hatte den Muth, für konservative,

wenn auch nicht illiberale Ideen einzutreten, Mäßigung, Respekt vor den vorhandenen Autoritäten und Aufrechterhaltung einer centralisirten Verwaltung im Sinne des aufgeklärten Absolutismus zu fordern.

Ende Januar traten in 14 großrussischen Gouvernements die Adelsversammlungen zusammen, um verschiedene durch Aufhebung der Leibeigenschaft nothwendig gewordene Veränderungen zu berathen. Alle Welt sah diesen Versammlungen mit Spannung und Interesse entgegen, denn man hoffte von ihnen, sie würden die Initiative zu zahlreichen Reformen, vielleicht gar zur Herbeiführung einer liberalen Constitution ergreifen. Die Adelsversammlungen waren bis zu den Berathungen über das Emancipationsgesetz vollständig bedeutungslos gewesen, und darum gewöhnlich nur die „Wahlen" genannt worden. Jetzt, wo ihre Berathungen öffentlich und unter der Theilnahme eines auf den Gallerien versammelten zahlreichen Publikums abgehalten wurden, nahmen sie das Ansehen von Parlamenten an und die Presse that ihr Möglichstes, um sie zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu machen: so wurden z. B. die Verhandlungsgegenstände stets einige Tage früher durch die Zeitungen veröffentlicht und ziemlich ausführliche Berichte über die gehaltenen Reden gedruckt. Selbst die officielle Presse konnte sich des Schwindelgeistes nicht ganz erwehren, der die gesammte Nation ergriffen hatte. „Die Wahlen", schrieb der Invalide, das Organ des neuen Kriegsministers, „werden dieses Mal von besonderer Wichtigkeit sein; sie trugen früher einen exclusiven Kronscharakter, jetzt sind sie zu ihrer staatsbürgerlichen Bedeutung zurückgekehrt." Die lebhaftesten Versuche, diese staatsbürgerliche Stellung im Sturmlauf zu erringen, wurden in den beiden Residenzen Petersburg und Moskau gemacht. Das Verlangen der Presse nach vollständiger Aufhebung des Adels fand hier zwar keinen Eingang, dafür sprach man an beiden Orten ziemlich lebhafte Wünsche für eine Constitution aus. In Petersburg standen sich zwei Parteien gegenüber. Nikolaus Besobrasow war der Wortführer des unzufriedenen Adels, der die der Bauernsache gebrachten Opfer mit Erweiterung der politischen Rechte seines Standes bezahlt wissen wollte, während der Kreisadelsmarschall Platonow im Sinne des vorgeschrittenen Liberalismus sprach und nur mit Mühe dazu gebracht werden konnte, die Entscheidung über seinen gleich anfangs eingebrachten Vorschlag um ständische Vertretung zu petitioniren, vertagen zu lassen; dagegen konnte nicht verhindert werden, daß der Petersburger Adel in einer an den Kaiser gerichteten Adresse um Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens bat. — Noch bewegter sah es im Schooße des Moskauer Adels aus, wo

Liberale und Aristokraten sich in ihren Wünschen für Einberufung einer constituirenden Versammlung begegneten und eigentlich nur noch über die Formen und Modalitäten derselben stritten. Ein Antrag des Fürsten Schtscherbatow, dahin gehend, die Staatsregierung um sofortige Einberufung einer Generalcommission aller Stände zur Untersuchung der Wünsche und Bedürfnisse des Landes einzuberufen, wurde mit großer Majorität angenommen, nachdem die betreffenden Verhandlungen so leidenschaftlich geworden waren, daß der Adelsmarschall sie am 23. Jan. für geschlossen erklärte. Die Adresse des Moskauer Adels spielte ziemlich deutlich auf die Nothwendigkeit eines einzuberufenden allgemeinen Reichstags an und bat zugleich um Schwurgerichte. Noch radikaler war man in einzelnen inneren Gouvernements zu Werke gegangen. Der Smolenskische Adel beschloß auf Antrag des Fürsten Gurko, um Aufhebung aller Adelsrechte und um eine ständische Verfassung zu bitten und nur der sofort dekretirte Schluß der Versammlung und die Confiscation aller Akten derselben konnte die öffentliche Verlautbarung dieser Wünsche verhindern. Der Adel Tula's übersprang gleichfalls die Grenzen seiner Competenz und bat um Trennung der Justiz von der Verwaltung, in Twer wurde mit 126 gegen 27 Stimmen die Erbittung einer Constituante und mit 113 gegen 22 Stimmen eine Erklärung beschlossen, welche sofortigen obligatorischen Verkauf sämmtlicher Bauerländereien an die Gemeinden forderte; gleichzeitig erklärten 13 Friedensrichter, daß sie sich in Zukunft nicht mehr an die Bestimmungen des Emancipationsukases halten und hinfort nach eigenem Gutdünken verfahren würden. Während die Regierung die Moskauer Adresse mit einem Verweise beantwortete, die Anträge Tula's einfach unbeantwortet ließ, den Deputirten von Smolensk die Erlaubniß zur Abreise nach Petersburg und die Annahme ihrer Adresse verweigerte, glaubte sie in Twer energischer einschreiten zu müssen; hier waren schon vor einigen Jahren Wünsche für eine constitutionelle Verfassung laut geworden, und es schien geeignet, ähnlichen Ausschreitungen für die Zukunft eine Grenze zu setzen. Die Beschlüsse der Versammlung wurden für ungiltig erklärt, die 13 rebellischen Friedensrichter verhaftet und in's Gefängniß abgeführt. Aber auch hier hielt man es für gerathen, nicht bis zum Aeußersten zu gehen; 14 Tage, nachdem die 13 Friedensrichter ihre Gefängnißstrafe angetreten hatten, wurden sie durch einen kaiserlichen Ukas amnestirt.

Die Wünsche des russischen Adels für Herbeiführung irgend einer Art von Verfassung hatten einmal die Tendenz, der durch Aufhebung der Leibeigenschaft schrankenlos gewordenen Regierungsgewalt Grenzen

zu setzen, sie waren andererseits aus der Aufregung hervorgewachsen, welche sich aller Gesellschaftsklassen bemächtigt hatte und vom Kolokol und dessen Nachbetern genährt wurde. Seit dem Jahre 1862 gab es noch zwei andere russische Journale, welche heimlich importirt wurden. Das eine erschien in Brüssel und wurde von dem ziemlich übel berüchtigten Fürsten Peter Dolgoruki herausgegeben, das andere zu Berlin unter Leitung des Studenten Leonid v. Blümner; beide Blätter wurden nicht müde, eine Constitution nach westeuropäischen Mustern zu fordern. Die bezüglichen Wünsche des russischen Adels hatten aber noch eine andere Veranlassung. Abgesehen davon, daß die Wünsche der Polen berücksichtigt, die Autonomie des Königreichs trotz der in Warschau fortdauernden Unruhen gewährleistet und durch den Marquis Wielopolski in Ausführung gebracht worden war, hatte die Regierung auch in anderer Weise ihre Geneigtheit zu Concessionen im ständischen Sinne dargethan. Schon im Frühjahr 1861 hatte der Kaiser durch den finnländischen Staatssekretär Grafen Armfeld versprechen lassen, die seit 50 Jahren sistirte ständische Verfassung des Großfürstenthums Finnland wieder herzustellen. Finnland war bei seiner Unterwerfung unter die russische Krone bekanntlich die Aufrechthaltung seiner nach schwedischem Muster aus vier Ständen bestehenden Constitution versprochen worden. Nichtsdestoweniger war weder unter Alexander I. noch unter Nikolaus jemals der finnländische Landtag einberufen worden, ja die finnländischen Stände hatten nicht einmal wagen dürfen, officiell um einen solchen zu bitten. Alle Welt nahm an, die constitutionellen Rechte Finnlands seien verwirkt und die Finnländer könnten froh sein, wenn ihre übrigen angestammten Einrichtungen unverletzt blieben. Und selbst die Hoffnung darauf war zu Zeiten ziemlich schwach gewesen. In Finnland leben bekanntlich zwei Stämme nebeneinander: Adel, Geistlichkeit und höherer Bürgerstand sind schwedischer Abstammung und haben dem Lande einen schwedischen Charakter gegeben — der Bauernstand und die ärmere Bevölkerung der Städte besteht aus Finnen, welche ihre eigene Sprache reden und, obgleich den Schweden politisch gleichberechtigt, doch eine sekundäre Rolle spielen. Nicht ohne Mitwirkung der Regierung und unter geheimer Begünstigung russischer Beamten und Geistlichen hatte sich schon zur Zeit der Unterwerfung dieses Landes unter das Scepter Alexander's I. eine specifisch finnische Partei aufgethan, welche die Herrschaft der finnischen Sprache und Literatur durchsetzen und den Einfluß des schwedischen Elements brechen wollte. Wenigstens einzelne Glieder dieser Partei hatten die Sistirung der alten aristokratischen Verfassung nicht ungern gesehen und ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß sie

nicht abgeneigt seien, mit den Russen gemeinschaftliche Sache gegen die Schweden zu machen. Die Schweden aber waren klug genug gewesen, die ihnen drohende Gefahr rechtzeitig zu erkennen; sie ließen die Verfassung während der gesammten Regierung des Kaisers Nikolaus ruhen und suchten die finnomane Bewegung durch Zuvorkommenheit zu entwaffnen, was ihnen, nachdem sie die Gleichberechtigung beider Sprachen anerkannt hatten, bis zu einem gewissen Grade gelungen war. Als auf diese Weise die inneren Gefahren beseitigt schienen, wußte die Aristokratie bald nach Anbruch der „neuen Aera" den Kaiser zur Anerkennung der alten Verfassung und zur Versprechung der baldigen Einberufung des Landtags zu bewegen. Da der Kaiser den Augenblick für einen solchen noch nicht gekommen glaubte, und die Finnländer selbst anerkannten, daß es nach der 50jährigen Stockung ihres parlamentarischen Lebens einer Reihe von Vorbereitungen bedürfen werde, um die Arbeiten des bevorstehenden Landtags in das gehörige Bett zu leiten, so hatte man sich darüber geeinigt, zunächst einen Delegirten-Ausschuß zur Durchsicht und Sichtung der zahlreichen Vorlagen zusammentreten zu lassen. Jeder der vier Stände wählte 12 Deputirte, und diese traten am 24. Januar 1862 in Helsingfors zusammen. Dieser Ausschuß, der sich als Vorbereitungscommission für den Landtag ansah, hatte eine so ungeheure Arbeit zu überwältigen, daß er Monate lang überbeschäftigt war. Da zufolge der Verfassungssistirung die gesammte legislative Arbeit länger als ein halbes Jahrhundert gefeiert hatte, galt es unter einer verworrenen Masse veralteter und längst unpraktisch gewordener Einrichtungen aufzuräumen. Man beschloß, Strafrecht und Strafprozeß zu reformiren, das Verkehrswesen und die Gewerbeordnungen neu zu gestalten, den Rest der dem Adel noch zustehenden Privilegien, namentlich dessen ausschließliches Güterbesitzrecht, aufzuheben, endlich die finnische Sprache in die Schulen und Verwaltungsbehörden einzuführen und dadurch jede Möglichkeit innerer Zwiste im Voraus abzuschneiden. Die Protokolle der Delegirtenversammlung wurden dem Kaiser im März übergeben und waren von einem Schreiben begleitet, in welchem nachdrücklich hervorgehoben wurde, daß der Ausschuß nur vorgearbeitet habe, die Entscheidung aber dem Landtage vorbehalten bleiben müsse. So scharf hatten die Finnländer den constitutionellen Charakter ihres Staatslebens hervorgehoben, daß die Nordische Post es für geeignet hielt, in einem ausführlichen Artikel nachzuweisen, daß das Großfürstenthum Finnland allerdings eine landständische Verfassung besitze, daß man sich aber hüten müsse, diese mit einer Constitution im westeuropäischen Sinne des Worts zu verwechseln.

Das russische Publikum sah die Sache anders an; war der Ueberzeugung, daß die Finnländer (denen man im Uebrigen durchaus nicht wohl wollte) eine wirkliche Verfassung besäßen, und daß es Sache der Russen sei, sich gleichfalls eine solche zu verschaffen. Nicht unbeträchtlich kam für das russische Nationalgefühl dabei in Betracht, daß im Grunde auch die Polen besser gestellt seien, als die Nation, welche die eigentlich herrschende im Reich war. Schon vor Jahresfrist hatte ein kaiserlicher Ukas die Einrichtung von Kreis- und Provinzialversammlungen im Königreich Polen angeordnet, der Autonomie dieses Landes waren durch die Aufhebung der Reichsraths-Departements für polnische Angelegenheiten und Einrichtung einer Warschauer Regierungscommission die festesten Garantien geboten, und daß die Unruhen in Polen dennoch fortdauerten, die Bewohner dieses Landes von ihren neuen Rechten keinen Gebrauch machten, sondern in Warschau Demonstrationen über Demonstrationen inscenirten, sah man als Anzeichen dafür an, daß die im Jahre 1831 aufgehobene polnische Constitution alle Aussicht auf Wiederherstellung habe. Statthalter über Statthalter waren in die polnische Hauptstadt gekommen, keiner hatte die Ruhe wieder herstellen können, und doch war keinem Vollmacht ertheilt worden, energisch einzuschreiten. Unter den Augen der Regierung machte die revolutionäre Propaganda tägliche Fortschritte, verschiedene litthauische Adelsversammlungen hatten bereits Anträge auf Vereinigung mit dem Königreich gestellt, und doch wurde das Regime nicht geändert und das von Marquis Wielopolski adoptirte nationale Regierungssystem beibehalten. Das Alles schien auf weiter gehende Pläne der Regierung und auf die Möglichkeit einer Wiederherstellung der polnischen Verfassung zu deuten. Sollten da die Russen ruhig bleiben, sollten sie mit ansehen, wie den von Fremden bewohnten Grenzprovinzen Rechte ertheilt wurden, für welche man die große rechtgläubige Nation, das slawische „Sechzigmillionenvolk", den Träger einer neuen Weltordnung der Zukunft, für unreif hielt? Der Regierung, welche sich den Polen gegenüber so geduldig und nachgiebig gezeigt hatte, die den Wünschen der Finnländer beinahe zuvorgekommen war — dieser traute man nicht zu, daß sie russischen Volkswünschen, wenn diese nur recht energisch geäußert würden, Widerstand leisten werde. Die Wühler der Petersburger Clubs, die kritiklosen Anhänger Herzen'scher Doktrinen, die Schüler des Sowremennik und der übrigen Brandschriften waren der Meinung, es komme einfach darauf an, weiter zu demonstriren und die Regierung einzuschüchtern. Von consequent gewollten Plänen war natürlich nicht die Rede; viele der heftigsten Schreier wußten kaum, was man sich unter einer Constitution zu

denken habe, Andere hielten nicht diese, sondern eine allgemeine Landvertheilung für die wichtigste Concession, welche gemacht werden müsse, wieder Andere ergingen sich ganz allgemein in Wünschen für Freiheit und Gleichheit, Emancipation der Frauen u. s. w.: die einzige gemeinsame Tendenz all' dieser Leute, die sich für Politiker hielten, weil sie ein halbes Dutzend socialistischer Phrasen auswendig konnten — war der Wunsch, die alten Autoritäten zu stürzen. Aus dem Chaos — so glaubte man — werde sich eine neue freisinnige Staatsordnung von selbst erheben.

Obgleich die aufreizenden öffentlichen Vorträge (zu denen man an der Schließung der Universität den Vorwand genommen hatte) schon seit einiger Zeit verboten waren, die Censoren der Petersburger Tageblätter wiederholte Anweisung erhalten hatten, es mit ihrem Amte genauer zu nehmen, wuchs seit dem Beginn der warmen Jahreszeit die Aufregung von Tag zu Tag, ohne daß sich dem Uebel steuern ließ. Niemand wußte, wie es zuging, aber in aller Leute Händen waren die verbotenen Journale Herzen's und Dolgoruki's, während gleichzeitig jene revolutionären Flugblätter, deren Drucker und Herausgeber Niemand kannte, immer häufiger erschienen, immer frecher zum Umsturz des Thrones und zur Auflösung aller staatlichen Ordnung aufforderten und dem Volke predigten, es müsse zu den Beilen greifen und sich mit diesen sein Recht schaffen. Diese geheimen Blätter bildeten allmälig eine ganze Literatur, und es geschah nicht selten, daß man sie öffentlich an den Straßenecken angeschlagen fand. Mindestens ebenso gefährlich wirkten die Sonntagsschulen, welche ihre Netze über die ganze Residenz verbreitet hatten und selbst in den kaiserlichen Garde-Regimentern Tausende von Schülern zählten, obgleich alle Welt wußte, daß sie die Pflanzschulen revolutionärer Lehren seien und wenigstens zum großen Theil von notorischen Wühlern geleitet wurden. Kein Stand, keine Berufsklasse, auf welche mit Sicherheit seitens der Regierung gezählt werden konnte. Zwei Grafen Rostowzow, Söhne des verstorbenen Generaladjutanten, kaiserlichen Vertrauensmannes und Präsidenten des Emancipationscomités, wurden überwiesen, für den Kolokol correspondirt zu haben, bei mehr wie einem hochgestellten Beamten fanden sich Papiere, welche auf Beziehungen zu dem gefürchteten Londoner Agitator schließen ließen. Ein großer Theil der jungen Offiziere bekannte sich offen zu der neuen Lehre, zahlreiche Gelehrte und Professoren waren wegen Theilnahme an den Studentenunruhen bereits stark compromittirt, Andere hielten im Schachclub wüthende Reden, wieder Andere benutzten ihren Einfluß und ihre Kenntnisse, um die Soldaten

oder das niedere Volk in die Mysterien des Socialismus einzuweihen; kaum daß ein Tag verging, an dem nicht Excesse in den Straßen, tumultuarische Auftritte in den Schulen oder Lesecabinetten gemeldet worden wären. Selbst bis in das Heiligthum der kaiserlichen Familie hatte die Frechheit der Propagandisten sich gewagt: in der Schloßcapelle waren in der Osternacht, als der Kaiser und dessen Familie sich mit den höchsten Würdenträgern zum Gebet vereinigten, Brandbriefe vertheilt worden, und zwar so offenkundig, daß dem Kaiser selbst ein Exemplar in die Hände kam. Es schien in der That, als stehe man am Vorabend einer Revolution.

Und der Versuch zu einer solchen wurde wirklich gemacht, aber freilich in so scheußlicher und barbarischer Weise, daß Allen, denen die Aufregung eine Spur von Vernunft übrig gelassen, jetzt die Augen aufgehen mußten vor dem Abgrunde, an dessen Rand man leichtfertig getaumelt war. Am 22. Mai brach in einem Theil des hölzernen Kaufhofs Feuer aus. Noch bevor dieses gelöscht war, wurden andere Feuersbrünste gemeldet, die sich so rasch folgten, daß an dem planmäßigen Vorgehen einer Mordbrennerbande nicht mehr gezweifelt werden konnte. In den Tagen vom 22.—28. Mai brannte der sogenannte Tschukin Dwor (ein Theil des großen Kaufhofs) trotz wiederholter energischer Löschungsversuche fast vollständig ab, ebenso das Palais des Ministeriums des Innern und zahlreiche andere private und öffentliche Gebäude in den verschiedensten Theilen der Stadt. Vollständig aufgeklärt sind diese Vorgänge nicht; von Alters her war das Aufstecken des rothen Hahnes die Lieblingsäußerung nationaler Unzufriedenheit gewesen, im vorliegenden Fall haben ziemlich zweifellos revolutionäre Anstiftungen mitgewirkt, denn das Feuer war ausgebrochen, während der größte Theil der Bevölkerung sich festlich geschmückt zur herkömmlichen Pfingstpromenade in dem großen am Newaufer gelegenen Sommergarten versammelt hatte. Während des Tumults der Feuersbrünste waren verschiedene Aufwiegler und Colporteure mit revolutionären Brandschriften auf frischer That ertappt worden. Namentlich war es von Bedeutung, daß der Druckort des geheimen radikalen Journals „Welikoruß" in der Typographie des kaiserlichen Gardegeneralstabs durch einen Zufall entdeckt wurde. Ein Student wurde ergriffen, als er das Manuscript mit den am nächsten Tage zu druckenden Artikeln dem Diener der Generalstabsverwaltung für einen zufällig abwesenden Schreiber übergeben hatte. Gleichzeitig wurden der Leiter des Sowremennik, Tschernyschewski, der Schriftsteller Serno-Solowjewitsch, sowie verschiedene junge Offiziere und Studenten als Aufwiegler verhaftet; ob zwischen ihnen und den

Brandstiftern Verbindungen stattgefunden haben, ist zweifelhaft geblieben und von den inzwischen wieder zur Vernunft gekommenen Freunden dieser Männer hartnäckig geleugnet worden.

Jetzt griff die Regierung mit aller Energie und allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ein, um künftigen Ruhestörungen vorzubeugen. Die Nordische Post veröffentlichte einen kaiserlichen Befehl, welcher dem Generalgouverneur Vollmacht ertheilte, mit erwiesenen Brandstiftern nach Standrecht zu verfahren und dieselben ohne Weiteres aufknüpfen zu lassen. Der Schachclub und verschiedene übel berüchtigte Lesecabinette wurden polizeilich geschlossen, sämmtliche Sonntagsschulen provisorisch verboten, die Theilnahme von Soldaten an denselben ein für allemal untersagt, sämmtlichen Commandeuren und Bureauxchefs strenge Aufsicht über ihre Untergebenen zur Pflicht gemacht, und öffentlich verkündigt, daß die Regierung jeden Versuch zur Auflehnung mit rücksichtsloser Strenge niederhalten, die Bahn der Reform aber unbeirrt weitergehen werde. Einige Wochen später erschien ein Gesetz, welches den Handel mit Pressen und Lettern sowie die Thätigkeit der Druckereien und Lithographien genauer Controle unterwarf, die Censurvorschriften verschärfte, drei der keckſten Oppositionsblätter (unter diesen natürlich den Sowremennik) auf 8 Monate suspendirte und Herrn Aksakow vorschrieb, die verantwortliche Leitung seines Blattes (des Djen) in andere Hände übergehen zu lassen. Trotz dieser strengen Restriktionsgesetze dauerte die allgemeine Aufregung noch wochenlang fort. Auf die Umstände, welche ihr wenigstens ein vorläufiges Ziel setzten, werden wir in der Folge zurückkommen.

Der Kaiser verließ beim Beginn des Sommers seine aufgeregte Residenz auf längere Zeit, zunächst um in die Ostseeprovinzen zu gehen, den einzigen civilisirten Theil seines weiten Reiches, der während der letzten stürmischen Jahre ruhig geblieben war, und dem er dafür seine Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen wollte. Der livländischen Reise folgte sodann ein Ausflug nach Moskau, wo der Generalgouverneur Tutschkow für einen möglichst loyalen Empfang zu sorgen gewußt hatte, indem er hervorhob, daß man den Deutschen, die sich so loyal gezeigt hätten, keinen Vorsprung in der kaiserlichen Gunst lassen dürfe.

Unterdessen war in Petersburg der Reichsrath unausgesetzt beschäftigt gewesen, die in den Ministerien ausgearbeiteten Projekte zur Neugestaltung der Justiz- und der Provinzialverwaltung zu prüfen. Außerdem wurde an einer neuen Municipalverfassung für die Stadt Moskau, an der Erweiterung des Richelieu'schen Instituts in eine Odessaer Universität, sowie an einem Gesetz gearbeitet, welches den Privaten den

Salzbergbau frei gab. — Minder erfolgreich als diese Reformarbeiten, auf welche wir im weiteren Verlauf eingehen werden, waren die Versuche des neuen Finanzministers v. Reutern, in das Chaos der russischen Finanz- und Creditverhältnisse System und Ordnung zu bringen. Herr v. Reutern, dem die Freundschaft des Großfürsten Constantin zu seinem Amt verholfen hatte, suchte den Beifall der Tagesmeinung und des großen Publikums zunächst dadurch zu gewinnen, daß er die Veröffentlichung des bis dahin stets geheimgehaltenen jährlichen Budgetvoranschlages bewirkte. Seine übrigen Maßregeln schienen anfangs nicht ohne Erfolg zu sein, und erst die Krisis vom Herbst 1863 hat die Vergeblichkeit der Maßregeln dargethan, mit welchen der Minister am 14. April 1862 vor das Publikum trat. Der Krimkrieg hatte Rußland bekanntlich mit einer Masse uneinlösbaren Papiergeldes überschwemmt; die klingende Münze war so vollständig aus dem Verkehr verschwunden, daß es selbst an kleinem Gelde (Silberstücken zu 50, 25, 15, 10 und 5 Kopeken) vollständig fehlte und die Privaten sich mit willkürlich emittirten Anweisungen auf diese kleinen Beträge Jahre lang behelfen mußten. Von einer Einwechselung der Creditbillette gegen klingende Münze war schon seit dem Jahre 1857 nicht mehr die Rede, da die Reichsbank dieselbe aus Mangel an Mitteln einfach verweigerte obgleich auf jedem Creditbillet der Paragraph eines kaiserlichen Gesetzes abgedruckt war, welches diese Einwechselung als bei jedem Bankcomptoir effektuirbar bezeichnete. Nur mühsam und mit ungeheuren Opfern hatte der immerhin ungünstige Wechselcours mit dem Auslande auf einer erträglichen Höhe gehalten werden können; die Reichsbank konnte den Nominalwerth der russischen Papiere nur durch Trassirungen aufrecht erhalten, bei denen sie in jedem einzelnen Falle zuzahlte. Ebenso hatten die Rentenzahlungen an die ausländischen Staatsgläubiger dadurch gedeckt werden müssen, daß man in Petersburg zu unerhörten Preisen Wechsel aufkaufte. Dieses von dem früheren Minister Knäschewitsch erfundene System konnte, wie auf der Hand lag, nur mit vollständigem Bankerotte endigen, da die Preise fortwährend stiegen und der Wechselcours allen künstlichen Auskunftsmitteln zum Trotz von Jahr zu Jahr sank. Herr v. Reutern suchte sich durch ein anderes aber gleichfalls höchst unpraktisches Mittel zu helfen. Er schloß eine neue (die siebente) fünfprocentige Anleihe ab und verwandte die 15 Millionen Pfund Sterling derselben zur Begründung eines Umwechselungsfonds bei der Reichsbank. Eine Tabelle wurde veröffentlicht, welche im voraus feststellte, zu welchen Preisen die Papierrubel gegen Silberrubel nach einer aufsteigenden Skala eingewechselt werden sollten. Vom 1. Mai

ab sollte 4 Monate lang der Silberrubel mit 110½ Kopeken Papiergeld bezahlt, dieser Betrag vom 1. August ab auf 108½ Kopeken herabgesetzt und so allmälig Parität zwischen Papier und Silber herbeigeführt werden. Die anfänglichen Erfolge dieser Maßregel, welche (wie doch auf der Hand lag) von der Börse in lukrativster Weise ausgebeutet werden konnten, da die Umwechselungspreise im voraus für ein Jahr publicirt waren, täuschten Publikum und Regierung viele Monate lang. Als der Finanzminister am 1. November 1862 berichten konnte, daß die Ausgaben zur Besserung des Courses und zur Regelung der Geldcirculation sich gegen das Vorjahr um beinahe 14 Millionen Rubel vermindert hätten, war des Jubels kein Ende, und freudestrahlend berichtete die Nordische Post, der Pariser Börsenpreis für den Silberrubel sei binnen 6 Monaten um volle 10 Centimes ($371^{59}/_{64}$ statt $361^{7}/_{8}$) gestiegen und im fortwährenden Steigen begriffen. Niemand sah ein, daß nach Verausgabung jener 15 Millionen Pfund Sterling die Freude ein Ende haben müsse, und daß alle Mittel zur Aufrechterhaltung des künstlich gefristeten Wechselcourses fehlen würden. Dieser Zeitpunkt trat, wie wir im voraus bemerken wollen, zufolge der ungeheuren Mittel, welche der polnische Aufstand und die mit diesem zusammenhängende Rüstung verschlungen hatte, schon nach Jahresfrist ein und führte zu einer Panique, wie sie schlimmer kaum denkbar gewesen wäre. In demselben Augenblick, wo dem veröffentlichten Plane nach alle Welt auf die Parität von Papier und Silber rechnete, war der Umwechselungsfond erschöpft und der Wechselcours seiner eigenen Ohnmacht preisgegeben. Daß man sich dann auf die unerwarteten Ausgaben für den polnischen Aufstand berief und den Bankgouverneur Baron Stieglitz in Ungnade entließ, weil er gar keine Maßregeln genommen, um der plötzlichen Krisis zu begegnen, konnte nicht verhindern, daß der russische Staatscredit im In- und Auslande unter Null sank. Die Revue des deux mondes hat die Geschichte dieser Katastrophe in einem Artikel von Wolowski ausführlich erzählt.

Wichtiger und folgenreicher als Alles, was seitens der Regierung im Sommer 1862 geschah und geschehen konnte, war der Umschwung, der sich um dieselbe Zeit in einem großen Theil der maßgebenden Kreise des politisirenden russischen Publikums vollzog. Was bis dahin Niemand, auch nicht die Regierung gewagt hatte, unternahm ein Privatmann — die Antastung des Ansehens und Einflusses, welchen Alexander Herzen und die um diesen gewaltigen Publicisten geschaarten russischen Emigranten bis dahin ausgeübt hatten. — Es ist von uns wiederholt

darauf hingewiesen worden, daß die magische Wirkung, welche der Name Alexander Herzen seit Beendigung des Krimkrieges in Rußland ausübte, wesentlich dadurch bedingt war, daß die Existenz dieses Mannes officiell ignorirt wurde, Niemand wagen durfte und gewagt hatte, den Schriftsteller öffentlich zu nennen, dessen Bücher und Journale seit einem halben Jahrzehnt die Hauptsubstanz aller geistigen Nahrung in Rußland ausmachten. Das jahrelange Schweigen, welches die Regierung zu ihrem eigenen Schaden dem Londoner Agitator gegenüber beobachtet hatte, kann nur aus dem innerlich widerspruchsvollen Charakter erklärt werden, der der neuen russischen Aera von Haus aus eigenthümlich war. So fest gewurzelt waren die Traditionen des alten Militärabsolutismus, daß man die Fiktion, daß an dem System des Kaisers Nikolaus Nichts geändert sei, auch dann noch aufrecht erhielt, als thatsächlich Alles anders geworden, kaum ein Stein des alten Gefängnißbaues auf dem andern geblieben war. — Der Mann, der zuerst den Muth und die Einsicht hatte, sich von der Regierung die Erlaubniß zu einem offenen direkten Angriff gegen Herzen zu erbitten, gehört heute zu den einflußreichsten öffentlichen Charakteren in Rußland; im Sommer 1862 war er ein Journalist, dessen Name zwar ziemlich allgemein bekannt war, den das größere Publikum aber mehr aus den Carricaturen der Petersburger Witzblätter, als aus seinen fleißigen und gründlichen Journalartikeln kannte. Michail Nikoforowitsch Katkow, früher als Professor der Philosophie an der Moskauer Universität thätig, war seit einigen Jahren mit der Redaktion der Monatsschrift Russki Wesstnik (der russische Bote) beschäftigt und wegen seines Eifers für englische Institutionen und für das Selfgovernment bekannt; das humoristische Journal Iskra stellte ihn darum regelmäßig mit einer schottischen Mütze bekleidet dar. Im Juli 1862 war der Name dieses Mannes plötzlich in aller Leute Mund. In verschiedenen, lebhaft und mit entschiedenem Geschick geschriebenen Journalartikeln hatte er den bis dazu allmächtigen Dioskuren Herzen und Ogarew den Krieg erklärt, denselben Theilnahme an den in Petersburg vorgefallenen Unruhen zur Last gelegt und den Einfluß dieser Emigranten als die Hauptquelle der radikalen Irrthümer bezeichnet, welche die Ruhe des Vaterlandes bedrohten und die Regierung bei der Fortführung ihres Reformweges störten. Zunächst wurde der Russki Wesstnik nur gekauft, weil die Leute Herzen's Namen in einem mit Erlaubniß der Censur veröffentlichten Journal lesen wollten, dann weil der Angegriffene dem Redakteur eine Erwiderung zugesandt hatte, welche dieser sofort veröffentlichte. Damit war das Eis gebrochen, die

Zauberkraft des Namens Herzen um ihr bestes Theil gebracht und es dauerte nicht lange, so begann das Publikum auf die Sache selbst einzugehen, für den einen oder den andern Theil Partei zu ergreifen und von der Unfehlbarkeit des im Kolokol gepredigten Programms ein Stück nach dem andern fallen zu lassen.

Natürlich folgte ein großer Theil der Presse dem vom Wesstnik gegebenen Beispiel, und alsbald entbrannte der publicistische Kampf auf einer ziemlich ausgedehnten Schlachtlinie. Katkow hatte durchaus nicht geleugnet, daß Herzen durch seine früheren Schriften einen willkommenen Anstoß zu der neuen Bewegung der russischen Geister gegeben, aber das specielle Programm des Kolokol hatte er schonungslos angegriffen und die Unausführbarkeit jener socialistischen Utopien nachgewiesen, für welche zu schwärmen bis dahin guter Ton gewesen war. Von richtigen und klar durchdachten volkswirthschaftlichen Grundsätzen ausgehend, erklärte Katkow sich sodann gegen jenes Institut des ungetheilten Gemeindebesitzes, in dessen Cultus die Schüler Herzen's und die Slawophilen einig waren und das die Rolle eines Nationalheiligthums spielte. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, die ziemlich radikale Veränderung des Katkow'schen Programms kennen zu lernen, welche sich drei Vierteljahre später, zur Zeit des polnischen Aufstandes, vollzog und aus dem Vertreter des Selfgovernment und eines aufgeklärten Liberalismus den Führer der fanatischen Nationalpartei und der mit dieser verbündeten Demokratie machte: damals war von all' dem keine Spur, und als der Herausgeber des Wesstnik bald nach seinem Feldzug gegen Herzen die Moskauer Zeitung pachtete, nahm alle Welt an, dieser Schriftsteller werde sich an die Spitze der liberalen Adelspartei stellen, Decentralisation und Schonung nationaler Eigenthümlichkeiten predigen. — Zu bemerken ist übrigens, daß einzelne radikale Journale die Polemik gegen Herzen vollständig ignorirten, andere sogar einen leisen Tadel der rücksichtslosen Art und Weise wagten, in welcher mit ihrem Führer umgesprungen wurde. Namentlich erging sich die Nordische Biene (unter dem alten System das bedeutendste nichtofficiöse Blatt Rußlands, seitdem aber längst herabgekommen und vor einigen Jahren völlig untergegangen) in ziemlich scharfem Tadel der Grobkörnigkeit von Katkow's Auslassungen.

Diese Episode der journalistischen Geschichte Rußlands war keineswegs von einem plötzlichen Erfolg begleitet. Als die ersten Artikel des Wesstnik erschienen, waren Aller Blicke auf die bevorstehende Feier des 1000jährigen Reichsjubiläums gerichtet, welches in Nowgorod, der

alten Hauptstadt Ruriks, gefeiert werden sollte. Bei der heftigen Bewegung der Gemüther konnte nicht ausbleiben, daß sich Wünsche und Hoffnungen der ausschweifendsten Art an diese Jubelfeier knüpften und es schien eine Weile, als wäre die Herzen-Katkow'sche Polemik über den Milleniumsgedanken, nachher über die neuen Gesetzentwürfe vergessen worden, welche in den letzten Septembertagen publicirt wurden. Erst als einige Monate später der polnische Aufstand aus- und mit ihm die wichtige Krisis anbrach, welche einen vollständigen Wechsel des Systems zur Folge hatte, zeigte sich, daß der Redakteur des Russki Wesstnik nicht vergeblich gearbeitet, sondern einen Umschwung der öffentlichen Meinung vorbereitet hatte, wie er vollständiger nicht gedacht werden konnte und wie Katkow selbst ihn am wenigsten geahnt hatte.

IV.

Ziemlich allgemein erwartete man in Rußland, das am 7. September 1862 zu Nowgorod gefeierte tausendjährige Jubiläum der Begründung des russischen Reichs werde durch einen großen legislativen Akt bezeichnet werden. Die Einen erwarteten Freigebung des religiösen Bekenntnisses, die Andern Verkündigung der Preßfreiheit, die Dritten gar den Erlaß einer constitutionellen Verfassung auf breitester demokratischer Grundlage. Verschiedene Zeitungen des Auslandes brachten bereits Mittheilungen über den Inhalt dieses Verfassungsentwurfs; am verbreitetsten war eine Version, nach welcher das Reich in eine Anzahl Gruppen mit gemeinsamen Landtagen getheilt werden sollte, um auf diese Weise dem Uebel einer allzu vielköpfigen Reichsversammlung zu entgehen. Die Socialisten sprengten aus, an dem Tage, wo das zweite Jahrtausend russischen Staatslebens beginne, werde eine „neue Freiheit", d. h. unentgeltliche Ueberlassung des bäuerlichen Grund und Bodens an die ländlichen Gemeinden ausgesprochen und damit das Fundament des russischen Bauernstaats der Zukunft gelegt werden — eine Fabel, an welche natürlich die Urheber derselben nicht glaubten, die aber wohl geeignet war, das leichtgläubige und begehrliche Landvolk zu bethören. — Die Regierung strafte all' die an die Feier des Milleniums geknüpften Erwartungen Lügen. Der Kaiser und seine

Familie nahmen an der Nowgoroder Feier Theil, im Uebrigen blieb dieselbe aber auf militärische Schaustellungen der gewöhnlichsten Art beschränkt und wurde Alles vermieden, was nach einer Kundgebung im panslawistischen Sinne aussah.

Aber noch bevor die turbulente Demokratie Zeit gehabt hatte, ihren Aerger über diese Enttäuschung zu öffentlichem Ausdruck zu bringen, erfolgte eine neue Ueberraschung. Drei Wochen nach dem Nowgoroder Fest brachte die Nordische Post, das amtliche Organ des Ministeriums des Innern, die Entwürfe für zwei Reformen von größter Tragweite: das „Fundamental-Reglement" für die Umgestaltung der Rechtspflege und die Grundlinien einer neuen, auf das Princip der Selbstverwaltung gegründeten Provinzial- und Kreisordnung. — Obgleich diese letztere den Beweis führte, daß die Regierung von allen Gedanken an Adoption des Repräsentativsystems weit entfernt war und daß sie die Betheiligung des Volks an der Staatsverwaltung zunächst auf einen Kreis untergeordneter Geschäfte und materieller Interessen beschränken wollte, war die Wirkung dieser Publikationen eine außerordentliche. Namentlich erregte das Programm für Umgestaltung der Rechtspflege die allgemeinste Begeisterung, zumal gleichzeitig bekannt geworden war, daß der bisherige, hochconservative und darum populäre Justizminister Graf Victor Panin*) seinen Abschied genommen habe, um durch seinen bisherigen Gehilfen, den Staatssekretär Samjätin ersetzt zu werden.

Die gänzliche Umgestaltung der Justiz war seit lange ein dringend und allgemein gefühltes Bedürfniß gewesen. Nicht nur daß die Bestechlichkeit auch der höchsten russischen Justizbeamten seit lange innerhalb wie außerhalb Rußlands sprichwörtlich war, — die Organisation der Gerichte war die Handhabung einer wirklichen Rechtspflege, so gut wie unmöglich gemacht. Die absolute Heimlichkeit des Civil- wie des Criminalverfahrens, die Schriftlichkeit aller Verhandlungen, die Länge der Termine, der endlose Instanzenzug hatten das Vertrauen des Volks zu den Gerichtshöfen vollständig erstickt. Es war bekannt, daß Prozesse, die an die dritte Instanz (den Senat) gelangt waren, hier Jahre lang liegen blieben und dann nach dem zufälligen Dafürhalten der Sekretäre und Obersekretäre entschieden wurden — in der Regel zu Gunsten der Partei, welche diese Beamten

---

*) Seit dem Tode des Reichskanzlers Grafen Nesselrode (März 1862) war Panin der einzige Minister, der noch zur Zeit des Kaisers Nikolaus ernannt worden war.

am reichlichsten bezahlt hatte. Die Senateure selbst, meist alte Generale, hatten weder eine Spur von juristischer Bildung, noch gaben sie sich die Mühe, die ihnen vorgelegten Akten selbst zu studiren. Dazu kam noch, daß von der Entscheidung der einzelnen Senatsdepartements (welche bereits die dritte Instanz bildeten) an die volle Senatsversammlung appellirt werden konnte und daß von dieser ein Recurs an den Kaiser möglich war — mit einem Wort, daß die Sachen endlos verschleppt werden konnten, sobald die eine Partei über bedeutende Geldmittel oder einflußreiche Verbindungen zu verfügen hatte. Ferner war die Justiz in schmählichster Weise von der Verwaltung abhängig gewesen; nicht nur Minister und General-Gouverneure, sondern auch Generale und Würdenträger aller Art mischten sich nach Belieben in den Lauf der Gerechtigkeit, um denselben zu hemmen und zu kreuzen. Jeder General-Adjutant des Kaisers besaß z. B. das Recht, die Ausführung gerichtlicher Urtheile in Strafsachen zu suspendiren, sobald er die Verantwortung dafür übernahm, alle Urtheile mußten von den Procuratoren und Gouverneuren unterschrieben werden, die Beamten der geheimen Polizei durften sich in die Gerichtsverhandlungen mischen, alle Senateure hatten das Recht, die Unterbehörden beliebig zu revidiren. Zu diesen Uebeln kamen noch andere: die Justizbeamten waren so schlecht bezahlt, daß sie stehlen mußten, die meisten Glieder der Provinzial-Gerichtshöfe bestanden aus unwissenden Leuten, welche nicht vom Staat, sondern von den Ständen gewählt wurden, um als Beisitzer zu fungiren; endlich waren Justiz, Polizei und Verwaltung nicht von einander getrennt, sondern die meisten Gerichte zugleich Verwaltungs-Instanzen und als solche von der Willkür der Administration abhängig. Endlich waren die Gesetzbücher, nach denen Recht gesprochen wurde und welche die Formen des Prozeßverfahrens vorschrieben, so schwerfällig, veraltet und unpraktisch, daß sie der Willkür der Richter den größten Spielraum ließen.

All' diesen Uebeln sollte nun plötzlich und mit einem Mal abgeholfen werden. Das am 29. September (a. St.) 1862 veröffentlichte Fundamental-Reglement für Umgestaltung der Rechtspflege, schrieb Unabhängigkeit der Justiz von der Verwaltung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, Beschränkung des Instanzenzugs, Einführung der Jury in Strafsachen, Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes, Ernennung aller Richter durch den Staat auf seine Fahne.

Da diese neuen Justizeinrichtungen bereits in einem großen Theile des russischen Reichs eingeführt sind und sich jährlich weiter aus-

breiten,*) wird es nothwendig sein, auf dieselben näher einzugehen und ihre Organisation der Hauptsache nach kennen zu lernen. Gleich hier sei erwähnt, daß diese neuen Einrichtungen sich im Großen und Ganzen vortrefflich bewährt, das Vertrauen des Volkes gewonnen, sein Rechtsgefühl gehoben haben. Von einer tadellosen, durch die Rechtswissenschaft und deren richtige Anwendung geläuterten Rechtspflege kann darum freilich noch nicht die Rede sein: da die meisten Richter ohne Rechtsbildung sind, kann vielmehr nicht ausbleiben, daß sie oft verkehrte Urtheile fällen, in Civilsachen nicht selten mit Verletzung der bekanntesten Rechtslehren verfahren, der Billigkeit und dem menschlichen Gefühl**) mehr Raum geben, als vor dem strengen Recht verantwortet werden kann. Aber diese Richter sind meist ehrliche Leute, die nach bestem Wissen und Gewissen verfahren, die öffentlich Recht sprechen und für Bestechung und ungesetzliche Beeinflussung unzugänglich sind. Aehnlich steht es um die Geschwornengerichte, die sehr viel Thorheiten begangen, sehr viel sentimentale Freisprechungen gefällt haben, wie sie in andern Staaten unmöglich gewesen wären, nichtsdestoweniger aber einen Fortschritt bezeichnen. Von allen unter der gegenwärtigen Regierung vorgenommenen Reformen ist die Umgestaltung der Justiz entschieden am besten geglückt. Die Erwartungen, welche sie erregte, sind zum Theil übertroffen worden, die Vorhersagungen der Pessimisten nicht eingetroffen. Trotz des Jubels, mit welchem die liberale Presse die Ankündigung der neuen Organisation begrüßte, fehlte es nämlich keineswegs an beachtenswerthen Stimmen, welche den Sprung, den die Regierung zu thun im Begriff war, für allzu kühn und gewagt hielten. Daß der „Sowremennik", das Organ der fortgeschrittensten Radikalen, sich nicht zufrieden gab und von unerfüllt gebliebenen Erwartungen fabelte, wollte freilich nichts sagen, denn in den Kreisen, welche dieses Journal repräsentirte, war an eine unbefangene Würdigung von Regierungshandlungen im voraus nicht zu denken. Von größerer Bedeutung war, daß Iwan Aksakow, der Redakteur des Slawophilenorgans „Djen", die Anwendbarkeit der projektirten neuen Institutionen in Zweifel zog —

---

*) Die neuen Gerichte wurden Anfangs nur in den beiden Residenzstädten Moskau und Petersburg und deren Umgebungen eingeführt. Sodann zog man andere Provinzen hinzu. Für das Königreich Polen, Finnland und die Ostseeprovinzen sind diese neuen russischen Einrichtungen gar nicht bestimmt.

**) Im Allgemeinen herrscht bei den neuen Gerichten, namentlich den Friedensrichtern, die Tendenz vor, die bis dahin gedrückten niederen Klassen auf Unkosten der höheren Stände zu begünstigen.

und zwar unter Berufung auf die Unreife desselben Volks, das gerade dieser Publicist zu vergöttern und als Urquell aller politischen Macht und Weisheit zu preisen gewohnt war. War es auch zum guten Theil auf Rechnung nationaler Principienreiterei zu setzen, daß Aksakow sich vor dem „westeuropäischen Charakter" der neuen Institutionen entsetzte, so schien doch höchst plausibel, was dieser Schriftsteller über die Unfähigkeit des russischen Bauern und Kleinhändlers zur Rechtsprechung, namentlich die Gleichgiltigkeit dieser Klassen gegen das Eigenthumsrecht und dessen Verletzung sagte und daß er davor warnte, in andern Fällen als denen, wo Leidenschaften ins Spiel kämen, jemals ein verurtheilendes Verdict zu erwarten: auch der blasirte Ex-Gardelieutenant und der apathische russische Landjunker würden es nur ausnahmsweise dazu bringen, eine energische Verurtheilung auszusprechen.

Daß diese von wahrhaft kundiger und nichts weniger als reactionärer Seite ausgesprochenen Befürchtungen sich nur zum Theil bewahrheitet haben, beweist, daß der Werth einer unabhängigen und volksthümlichen Justiz auch von einem auf der niedrigsten Stufe intellectueller Cultur stehenden Volke begriffen werden kann, zumal wenn dasselbe über die Folgen jahrhundertelanger Kabinetsjustiz in Kriminal- und völliger Justizverweigerung in Civilsachen Erfahrungen hinter sich hat. Experimente auf diesem Gebiet scheinen einmal minder gefährlich zu sein als Rechnungen auf politische Frühreife und Mündigkeit der Völker.

Die von der „Nordischen Post" veröffentlichten „Grundzüge für die Umgestaltung der Rechtspflege" umfaßten das gesammte Gebiet der Justiz und zerfielen in drei Theile:

Theil 1 handelte von der Gerichtsverfassung und stellte als leitende Principien auf: Trennung der richterlichen Gewalt von der Administration, der Exekutive und der Legislation; Einführung von Schwurgerichten für schwere Verbrechen, soweit dieselben nicht politischer Natur sind, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, Uebertragung der richterlichen Gewalt an die Friedensrichter, die Friedensrichterversammlungen, die Bezirksgerichte, die Obergerichte (Gerichtshöfe) und die Kassationsdepartements des Senats.

Außerdem waren als leitende Principien anerkannt: die Nothwendigkeit juristischer Bildung aller richterlichen Beamten, Unabsetzbarkeit und Unversetzbarkeit der Richter, Aufhebung aller privilegirten Gerichtsstände, contradiktorisches Verfahren auch in Kriminalsachen. Neu eingeführt wurden Staatsanwälte und Advokaten, die man bis dahin nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

Theil 2 handelte vom Kriminal-Prozeß (das Strafrecht ist nicht direkt berührt und erst durch die am 17. April 1863 dekretirte Aufhebung der Körperstrafen modificirt worden).

Theil 3 handelte vom Civil-Prozeß.

Der Senat, bisher die höchste Kassationsinstanz, sollte in Civil- wie in Kriminalsachen nur die Funktion einer Kassationsinstanz ausüben. Die Friedensrichter, respektive deren Versammlungen, entscheiden inappellabel in untergeordneten Civil- und Kriminalsachen; nicht einmal das Rechtsmittel der Kassation ist gegen ihre Entscheidung zulässig. Die Friedensrichter nehmen überhaupt eine exceptionelle Stellung ein: sie entscheiden nicht allein Civil- und Kriminalsachen, sondern üben auch gewisse Befugnisse der nichtstreitigen Rechtspflege aus, indem sie vorläufige Maßregeln in Erbschafts- und Vormundschaftssachen ergreifen und die Pflichten der Notare, wo solche nicht vorhanden sind, übernehmen; sie sind ferner die einzigen Justizbeamten, welche nicht vom Staate ernannt, sondern innerhalb eines gewissen Bezirks von den Insassen aller Stände gemeinschaftlich gewählt werden und ein bestimmtes Grundvermögen besitzen müssen. Sie sind die einzigen Richter, die nicht auf Lebenszeit bestellt werden und für welche keine nachweisliche juristische Bildung gefordert wird. Ihre Kompetenz ist eine außerordentlich weite. In Straffachen dürfen sie nicht allein Korrektionsstrafen bis zu Geldbußen von 300 Rubeln und drei Monaten Gefängniß, sondern auch bei Verbrechen, die nach dem Strafgesetzbuch mit dem Verlust von Standesrechten bedroht sind, wie Diebstahl und Betrug, gegen solche Personen, welche weder dem persönlichen, noch dem Erbadel angehören, auf Arbeitsstrafe erkennen. Die Friedensrichter erkennen ferner inappellabel auf Geldbußen bis fünfzehn Rubel und Arrest bis zu drei Tagen; bei der Arbeitshausstrafe dürfen sie indessen nicht auf Verlust von Standesrechten erkennen. In Civilsachen entscheiden sie bei Klagen über persönliche Leistungen und Verträge, sowie auf Schadenersatz bis zum Betrage von 500 Rubeln, desgleichen in allen Injuriensachen und bei Klagen über Besitzesstörung inappellabel bis zu 30 Rubel; einzige Appellationsinstanz in Civil- und Kriminalsachen ist die Versammlung der Friedensrichter des Gerichtsbezirks.

Von einem beeidigten Protokollführer findet sich weder bei den Friedensrichtern, noch bei den Versammlungen derselben eine Spur; ja diese wichtige, die Sicherheit der gerichtlichen Handlungen garantirende und die Handlungen des Richters kontrolirende Amtsperson scheint geradezu ausgeschlossen zu sein, indem der Friedensrichter selbst seine Urtheile in ein dazu bestimmtes Buch trägt. — Die Bezirksgerichte

treten in Civil- und Kriminalsachen für alle Stände an die Stelle sämmtlicher bisherigen Gerichte erster Instanz, die Obergerichte an die der früher von ständischen Assessoren begleiteten Civil- und Kriminalgerichtshöfe, welche letztere in der Regel nur als Appellations- und Revisions-Instanzen zu fungiren haben und in keinem Falle, weder in Civil- noch in Kriminalsachen, als erste Instanzen kompetent sind. Die Kompetenz der Bezirksgerichte beginnt da, wo die des Friedensrichters aufhört. Auf zwei Instanzen beschränkt sich der Justizgang, der Senat ist nur Kassationshof.

Während bisher für jedes Gouvernement ein Prokurator (mit seinen Gehilfen, den Kreis- und Ober-Fiskalen) zur Ueberwachung der Rechtspflege und der Verwaltung bestellt war, wurden bei jedem Ober- und Bezirksgericht Staatsanwälte mit Gehilfen durch das neue Gesetz angestellt. Die Aufgabe derselben ist wesentlich von der der Prokuratoren und Fiskale verschieden und beschränkt sich einerseits auf die betreffende Gerichtsbehörde, andererseits erweitert sie sich innerhalb dieser Schranke sowohl in Ansehung des Kriminalverfahrens als der Civilrechtspflege. Hervorzuheben ist, daß man es vermieden hat, dem Staatsanwalt in Beziehung auf die Verfolgung von Kriminalverbrechen eine so bevorrechtete Stellung einzuräumen, wie das z. B. in Preußen der Fall ist.

Die Einführung von Untersuchungsrichtern, welche in Kriminalsachen den Prozeß zu instruiren und ihn behufs weiterer Verhandlung vor den Gerichten vorzubereiten haben, war durch die neue Ordnung des Kriminalverfahrens ebenso nothwendig geworden, wie die der Creirung eines eigenen, bis dahin in Rußland völlig unbekannten Advokatenstandes durch die Umgestaltung des Civilprozesses. Auch für den Kriminalprozeß mit seinem contradiktorischen Verfahren gewannen die Advokaten als regelmäßige Vertheidiger der Angeschuldigten eine hohe Bedeutung. Die Errichtung eines Ehrenraths aus der Mitte der Advokaten, dem gewisse disciplinarische Befugnisse zugetheilt wurden, war bestimmt, auf den Geist des neu zu bildenden Advokatenkorps wohlthätig einzuwirken und deren Ehrenhaftigkeit zu gewährleisten. Bis zum Jahr 1862 war jeder „freie Mann" befugt gewesen, als Bevollmächtigter vor Gericht zu fungiren. Sehr zweckmäßig erscheint es ferner, daß eine Vorschule für die Justizämter in den „Kandidaten" geschaffen worden ist, die nach absolvirtem juristischem Kursus den Justizbehörden und Staatsanwälten zur praktischen Beschäftigung zugewiesen werden.

Das Institut der Notare wurde zunächst für gewisse Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit eingeführt. — Die Einführung der Gerichts-

Exekutoren stand zu dem an die Spitze gestellten Grundsatze der Trennung der Justiz von der Exekutive in Beziehung. Die Gerichte sollten fortan ihre Urtheile selbst in Vollziehung setzen, zu welchem Behufe jene Beamten als ausführende Organe einzutreten hatten, während sie in Kriminalsachen bei Haussuchungen, Verhaftungen und Konfiskationen hinzugezogen werden.

Der zweite Theil des Reorganisationsgesetzes handelt vom Kriminalverfahren; die im ersten Theile festgestellten Grundsätze erhalten hier eine weitere Ausführung. — Niemand kann ohne Urtheil des kompetenten Gerichts bestraft werden; Ankläger und Richter sind von einander getrennt, die Staatsanwälte die öffentlichen Ankläger; die Polizei hat es nur mit der Ermittelung des objektiven Thatbestandes zu thun, die weitere Untersuchung führt der Untersuchungsrichter, dessen Handlungen von dem Staatsanwalt überwacht werden; jeder Angeklagte muß vierundzwanzig Stunden nach seiner Verhaftung verhört werden, die Verhaftung darf nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen eintreten, und über jede Verhaftung ist sofort dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt Anzeige zu machen. Beeidigung der Zeugen und Sachverständigen darf der Untersuchungsrichter nicht vornehmen; der Staatsanwalt kann die Entlassung Verhafteter fordern, und umgekehrt Verhaftung von Verdächtigen beantragen; das Untersuchungsverfahren kann vom Bezirksgerichte auf Klage von Privatpersonen, auf Ansuchen des Instruktionsrichters oder auf Antrag des Staatsanwalts geprüft werden; der Staatsanwalt kann die Niederschlagung einer Untersuchung beantragen, und entscheidet hierüber entweder das Bezirksgericht oder der Gerichtshof; Verbrechen, welche mit dem Verluste der Standesrechte verbunden sind, werden mit Zuziehung von Geschworenen, geringere Verbrechen aber ohne Geschworene bei den Bezirksgerichten abgeurtheilt; die Verhandlungen sind öffentlich und mündlich.

Die Richter entscheiden, wie die Geschworenen, nach moralischer Ueberzeugung; es darf nur auf Verurtheilung oder Freisprechung, nicht auf Absolution von der Instanz erkannt werden; das Gericht kann nach Umständen die Strafe um zwei Grade mildern, und in besonderen Fällen den Verbrecher der Gnade des Kaisers empfehlen; die Schwurgerichtssitzungen finden vier Mal im Jahre, nach Erforderniß auch häufiger statt. Die allgemeinen Geschworenenlisten werden vom Gouverneur geprüft und bestätigt, die für eine bestimmte Periode geltenden besonderen Geschworenenlisten von Lokalkommissionen angefertigt. Geschworene können sein: Edelleute, Ehrenbürger, Kaufleute,

Künstler, Handwerker, wie überhaupt alle Stadtbewohner und von den Bauern Gewissensrichter, Dorfrichter, Amtsbezirksrichter, sowie diejenigen, welche eine bestimmte Zeit hindurch als Gemeinde- oder Kirchenälteste gedient haben. Die weiteren Erfordernisse der Geschworenen sind später durch ein specielles Gesetz geregelt worden; es dürfen nicht weniger als dreißig Geschworene in der Schwurgerichtssitzung anwesend sein. Von diesen darf der Staatsanwalt sechs, der Angeklagte aber nur so viel Geschworene zurückweisen, daß mindestens achtzehn übrig bleiben; von den übriggebliebenen werden zwölf Geschworene durch das Loos für den einzelnen Fall bestimmt. Erkennt das Gericht durch einstimmigen Beschluß an, daß ein Unschuldiger von den Geschworenen verurtheilt worden ist, so haben andere Geschworene ein Verdikt zu fällen, welches aber unter allen Umständen definitiv ist. Von den ohne Zuziehung von Geschworenen gefällten Erkenntnissen der Bezirksgerichte ist Berufung an den Gerichtshof statthaft. An den Senat kann eine Berufung nur stattfinden wegen Verletzung der Formen, wegen falscher Auslegung des Gesetzes und wegen neuentdeckter, die Unschuld beweisender Umstände; hebt der Senat das Urtheil auf, so ordnet er die Entscheidung des Falles durch eine andere Gerichtsbehörde an, von welcher keine Berufung zulässig ist. Der kaiserlichen Bestätigung unterliegen alle Urtheile, durch welche Edelleute, Beamte oder Geistliche zum Verlust aller oder der besonderen Standesrechte kondemnirt werden; bei Verbrechen gegen den Glauben sollen die Geschworenen, sobald es sich um Angeklagte griechisch-orthodoxer Konfession handelt, dieser Kirche angehören; bei Staatsverbrechen bildet der Gerichtshof die erste Instanz; er zieht in solchen Fällen statt der Geschworenen den Gouvernements-Adelsmarschall, den Kreismarschall des Adels, das Stadthaupt und ein bäuerliches Bezirkshaupt hinzu, und fällt mit diesen gemeinschaftlich das Urtheil; dasselbe Verfahren findet statt bei Preßvergehen, in denen es sich um Verbrechen gegen die höchste Staatsgewalt und die bestehende gesetzliche Ordnung handelt; Amtsvergehen können auf administrativem Wege geahndet werden. Richter können nur nach stattgehabtem Disciplinarverfahren für Dienstvergehen bestraft werden; von den Bezirksgerichten werden die Amtsverbrechen der Bezirks-, Gemeinde- und Polizeibeamten abgeurtheilt; von dem Obergerichte Dienstverbrechen aller übrigen Beamten der Gouvernements- und Reichsbehörden und der Geschworenen; von dem dirigirenden Senate die Amtsverbrechen der Beamten der vier ersten Rangklassen, der Glieder der Obergerichte, der Staatsanwälte und deren Gehilfen; von dem höchsten Kriminalgerichtshofe werden endlich Minister und Chefs der Oberverwaltungen

für Amtsverbrechen gerichtet; die Prozeßkosten in Strafsachen werden vom Staate getragen und nur zum Theil von dem Schuldigen beigetrieben.

Der dritte Theil der Grundzüge, welcher vom Civilverfahren handelt, zerfällt in drei Abtheilungen: das Verfahren vor dem Friedensrichter, bei den Bezirks- und Obergerichten und in Sachen der Administrativ-Justiz. In Beziehung auf das Verfahren der Bezirks- und Obergerichte finden sich zunächst Verordnungen über den Gerichtsstand, über das Verfahren vor dem Erkenntniß, über die Rechtsmittel, über den summarischen Prozeß, über die Ausnahmen von der allgemeinen Prozeßordnung, über den schiedsrichterlichen Prozeß, über die Vollstreckung der Urtheile und über die Gerichtskosten. Hier sind diejenigen Bestimmungen zu unterscheiden, welche sich auf das eigentliche prozessualische Verfahren beziehen und diejenigen, welche die allgemeine Gerichtsorganisation betreffen.

Was die letzteren anbetrifft, so ist zunächst aus den allgemeinen Bestimmungen hervorzuheben, daß es fortan für Civilsachen nur zwei Instanzen giebt; daß von den Erkenntnissen der zweiten Instanz eine Berufung an die Kassationsdepartements des dirigirenden Senats nur zuläßig ist, wenn eine offenbare Verletzung des klaren Sinnes des Gesetzes oder wesentlicher Prozeßformen stattgefunden, oder neue Umstände, oder eine Fälschung entdeckt worden, oder wenn dritte Personen, ohne an dem Prozesse Theil genommen zu haben, durch ein Urtheil verletzt wurden, und daß in allen diesen Fällen der Senat die Urtheile aufheben und die fragliche Angelegenheit einem anderen Gerichtshofe zur endlichen Entscheidung überweisen kann; daß alle Geldstrafen wegen ungerechtfertigter Appellation und wegen Erhebung einer bereits abschlägig beschiedenen Klage aufgehoben werden sollen. Die Gerichtshegung ist überall öffentlich.

Die bisher gangbaren Rechtsmittel der Appellation an den dirigirenden Senat, an die allgemeine Versammlung des Senats und den Reichsrath sind aufgehoben. Dagegen sind außer der Appellation und den Nullitätsbeschwerden Restitutionsgesuche gegen Kontumazialurtheile gestattet, welche bei demselben Gerichte, das diese Urtheile fällt, in Form einer Supplik eingebracht und von demselben erledigt werden. Beschwerden über ungerechte und parteiische Handlungen der Richter, Staatsanwälte und anderer Beamten der Gerichte bei Verhandlungen oder bei Fällung von Erkenntnissen sind gestattet, und je nach ihrer Beschaffenheit bei den Gerichtshöfen oder bei den Kassationsdepartements des Senats einzureichen. Appellations- und Kassationsgesuche müssen binnen vier Monaten eingebracht werden.

Besondere Bestimmungen gelten in Sachen, welche das Interesse der Krone, des Apanage- und Hofressorts und anderer Kronverwaltungen oder geistlicher Stiftungen betreffen. Diese sind der Kompetenz der Friedensrichter entzogen und werden von den officiellen Sachwaltern oder von Advokaten vertreten; die Verhandlungsmethode und der Instanzengang ist derselbe, wie bei allen übrigen Civilstreitigkeiten, mit dem Unterschied, daß bei jenen nur ein Rechtsmittel, das der Appellation statthaft ist, daß dieselben nicht summarisch verhandelt, auch nicht durch Eid oder Vergleich entschieden werden können, daß die Staatsanwälte vor Fällung des Urtheils ein Gutachten abzugeben haben und auf Kassation des Erkenntnisses beim dirigirenden Senate antragen können, daß die Krone wohl von der Zahlung der Gerichtskosten, nicht aber von der Entschädigung der Zeugen und Sachverständigen befreit ist.

Das ist der Hauptinhalt der im September 1862 veröffentlichten „Grundzüge", welche durch eine Reihe im Jahre 1865 bestätigter neuer Gesetzbücher ausgeführt wurden und seitdem in einem großen Theil des russischen Reichs praktisch geworden sind. Für Finnland, die Ostseeprovinzen, das Land der donischen Kosaken und das Königreich Polen waren diese Gesetze von Hause aus nicht bestimmt,*) aber auch in die übrigen Provinzen konnten sie aus verschiedenen Gründen nicht gleich eingeführt werden: der litthauische Aufstand und die Proklamation des (auch gegenwärtig noch nicht vollständig aufgehobenen) Kriegszustandes traten für die General-Gouvernements Wilna und Kiew hindernd in den Weg, in den süd- und ostrussischen Gouvernements fehlte es für den Augenblick an den nöthigen Geldmitteln, an der erforderlichen Anzahl auch nur annähernd brauchbarer Beamten (von der Forderung juristischer Bildung ist in der Mehrzahl der Fälle ohnehin vorläufig abgesehen worden) und an den Kräften zu sofortiger Erledigung der bei den alten Gerichten anhängigen Sachen. Zunächst wurde mit den beiden Hauptstädten und deren Gerichtsbezirken der Anfang gemacht und dann allmälig zu den innern Gouvernements übergegangen. Im laufenden nächsten Jahre soll Südrußland an die Reihe kommen, das der Justizminister**) Graf Pahlen zu diesem Zweck bereist hat. Für die

*) Für die Ostseeprovinzen sollte von der russischen Justizreform zu einer eigenartigen Umgestaltung der bestehenden Einrichtungen Veranlassung genommen werden. Die von der Dorpater Juristencommission (1864 und 1865) ausgearbeiteten Vorlagen sind bis jetzt noch nicht bestätigt.

**) Der geistige Schöpfer der Justizreform, Reichssekretär Butkow, ist aus der höheren Justizverwaltung ausgeschieden und durch einen Fürsten Urussow ersetzt worden. Justizminister wurde, wie erwähnt, Samjätin, dem vor zwei Jahren Graf Pahlen folgte.

unter Kriegsrecht stehenden Provinzen ist die Einführung allen bezüglichen Verheißungen und dem obwaltenden Nothstande zum Trotz noch gar nicht abzusehen.

Neben dem stattlichen Neubau, der durch diesen am 29. September publicirten Entwurf auf dem Gebiete der Rechtspflege aufgeführt worden war, nahmen sich die Zugeständnisse, welche der Selbstverwaltung der einzelnen Gouvernements (Provinzen) gemacht wurden, ziemlich bescheiden aus. Statt der gehofften politischen Befugnisse waren den Provinzialständen blos Gegenstände wirthschaftlicher Natur übertragen worden. Als solche wurden bezeichnet: die Verwaltung der Güter, Kapitalien und Einkünfte, welche den Gouvernements- und Kreislandschaften gehören, die Ausführung und Erhaltung der Landesbauten und Wege, Maßregeln zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, gegenseitige Assekuranzen, Beförderung des lokalen Handels und der Gewerbe, Beschaffung der materiellen Bedürfnisse für die Militär- und Civil-Verwaltung, die Betheiligung an der Regelung der Abgaben für den Postdienst, die Repartition derjenigen Steuern, welche den Gesetzen gemäß den Landes-Organen zur Erhebung auferlegt worden; Vorschläge oder Beschlüsse über Gegenstände des öffentlichen Lokalbedürfnisses und alle sonstigen diesen Organen anvertrauten Angelegenheiten.

Früher hatte es gar keine Vertretung der Provinzialinteressen gegeben und waren selbst die städtischen Communen*) von der Willkür der Administration vollständig abhängig gewesen. Alle drei Jahre hatten sich die angesessenen Edelleute jeder Provinz versammelt, um gewisse Wahlen vorzunehmen, d. h. ihren Gouvernements-Adelsmarschall, die Kreismarschälle, sowie die adligen Beisitzer der Gerichte zu wählen und Vorschläge in Bezug auf Adelsangelegenheiten zu machen, deren Annahme oder Ablehnung von den örtlichen Gouverneuren abhängig gewesen war. Selbst auf den Gang der Bauernemancipation hatten diese Adelsverbände, wie wir oben gesehen haben, einen blos untergeordneten Einfluß geübt.

Im Vergleich zu diesem früheren Zustande bezeichneten die neuen Einrichtungen bereits einen Fortschritt. Der Kompetenzkreis der Provinzialversammlungen war ungleich größer als der, in welchem sich die Adelsversammlungen (die übrigens fortbestehen blieben) bewegten, die Beschlüsse dieser Versammlungen werden durch von ihnen selbst gewählte Ausschüsse zur Ausführung gebracht und — was die Hauptsache ist —

*) Die größeren russischen Städte, namentlich Petersburg, Moskau und Odessa haben seitdem neue Verfassungen erhalten, die ihren selbstgewählten Municipalbehörden größere Freiheit und Selbständigkeit einräumen.

alle Schichten der Bevölkerung sind in diesen Provinzialständen vertreten. Es handelt sich um einen nach einheitlichen Principien aufgeführten Organismus, der sowohl die einzelnen Provinzen (Gouvernements) umfaßt, wie die Kreise, aus welchen dieselben bestehen. Es wurden eingerichtet: für jeden Kreis eine Kreisversammlung und eine von dieser gewählte Kreisverwaltung, für jedes Gouvernement eine Gouvernements-Versammlung und eine Gouvernements-Verwaltung, d. h. ein von der Versammlung gewählter Verwaltungsausschuß.

Die Kreisversammlung besteht aus Delegirten, welche gewählt werden: a) von den Gutsbesitzern des Kreises, b) den Stadtbewohnern aller Stände, c) einer Versammlung der bäuerlichen Gemeindeältesten und Dorfschulzen aller Bauergemeinden des Kreises. Die Betheiligung an der Wahl dieser Delegirten wird nach einem Vermögens-Census geregelt und bestimmt, auf derselben Grundlage auch die Zahl der Delegirten fixirt; zu Delegirten können nur Personen gewählt werden, welche den betreffenden Wahlkörpern angehören (zugleich das aktive Wahlrecht ausüben).

Die Kreisverwaltung besteht aus sechs Delegirten, welche von der betreffenden Kreisversammlung gewählt werden.

Die Gouvernements-Versammlung besteht aus Kreisdelegirten, welche von den Kreisversammlungen, und zwar in der Zahl von zwei bis fünf für jeden einzelnen Kreis (je nach der Ausdehnung desselben), gewählt werden; die entsprechende Gouvernements-Verwaltung besteht aus sechs Delegirten, welche die Gouvernements-Versammlung ernennt.

In den Kreisversammlungen präsidirt ein von der Regierung ernanntes Mitglied derselben, in den Gouvernements-Versammlungen ein direkt vom Kaiser ernannter Vertrauensmann; der Gouvernements-Adelsmarschall ist Vice-Präsident und fungirt, wenn der Präsident am Erscheinen behindert ist; in den Gouvernements- und Kreisverwaltungen präsidiren der betreffende Gouvernements- und Kreis-Adelsmarschall.

Die erwähnten Versammlungen finden jährlich ein Mal statt; die der Gouvernements dauern keinenfalls länger als zwanzig, die der Kreise nicht länger als sieben Tage; die gewählten Verwaltungs-Ausschüsse sind dagegen immer versammelt. Entscheidungen werden durch einfache Majorität der Stimmen gefällt; zur Beschlußfähigkeit der Versammlung ist erforderlich, daß mindestens zwei Drittel der Glieder anwesend ist. Verhandlungen außerhalb der Kompetenzgrenze, namentlich die Diskussion auf das gesammte Reich bezüglicher Fragen sind ausdrücklich untersagt. Die Verwaltungs-Ausschüsse haben bezüglich Aus-

führung der ihnen gewordenen Aufträge freie Hand, sind aber stets der Versammlung verantwortlich.

Die diesen Blättern gesteckte Grenze macht es unmöglich, auf die Einzelheiten einzugehen, durch welche der in diesen Grundzügen enthaltene Entwurf bei seiner praktischen Einführung ergänzt worden ist. Da wir im weiteren Verlauf aber nicht mehr Gelegenheit haben werden, auf den Entwickelungsgang näher einzugehen, den das Institut der Provinzialversammlungen genommen, sei eines für die Zukunft desselben wichtigen Umstandes gleich hier gedacht: die Regierung richtete die Vertretung der einzelnen Stände auf diesen Versammlungen so ein, daß wenigstens in vielen Fällen der Bauerstand prävalirte und dadurch die gebildeten Klassen der Bevölkerung in Schach gehalten werden konnten, zumal wenn die Städter mit den Bauern zusammen gingen.

Die große Masse der bäuerlichen Vertreter ist noch gegenwärtig so ungebildet, daß sie ohne Mühe nach den Wünschen der Regierung gelenkt werden kann. Dazu kommt noch ein anderes wichtiges Moment: die vom Bauerstande vertretenen Interessen stehen zu denen des Adels und der gebildeten Klassen in direktem Gegensatz. Der Adel vertritt das Princip des persönlichen Eigenthums am Grund und Boden; dieses ist den Bauern vollständig fremd, da kein Glied einer bäuerlichen Gemeinde persönlichen Grundbesitz hat, sondern mit seinen Dorfgenossen in ungetrenntem Besitz der der Gemeinde gehörigen Ländereien lebt. Auf diese Weise ist das seinem Wesen nach socialistische Princip des Gemeindebesitzes das in den Provinzialversammlungen vorherrschende; das Bleigewicht seiner Interessen zieht die gebildeten Stände mit herab und verhindert sie an der freien Entfaltung ihrer Kräfte.

Wesentlich aus diesem Grunde haben die Provinzialversammlungen bis jetzt außerordentlich wenig geleistet. Bei der Unbildung ihrer meisten Glieder wurden Beschlüsse gefaßt, die entweder überhaupt nicht ausführbar waren oder doch unter den gegebenen Verhältnissen und mit den vorhandenen Mitteln nicht praktisch gemacht werden konnten. Die Eifersucht der bäuerlichen Majoritäten sorgte dafür, daß die mit der Ausführung der Beschlüsse betrauten Verwaltungsausschüsse nicht sowohl mit solchen Gliedern des Adels besetzt wurden, welche der Ehre und des politischen Einflusses wegen gedient hätten, sondern mit Leuten, die diese Arbeit als Mittel zum Gelderwerb ansahen und in rein büreaukratischer Weise ausbeuteten. Aus der politischen Bürgerpflicht ist ein bloßes Metier geworden. Die gewählten Beamten der ständischen Ausschüsse richteten ihr Augenmerk darauf, möglichst hohe Gehalte zu beziehen und wußten es durch ihren Einfluß auf die Bauern dahin zu

bringen, daß diese Gehalte nach einem sehr hohen Maßstabe bewilligt wurden; demgemäß sehen sie ihren Beruf als büreaukratisches Geschäft an und sind sie hauptsächlich darauf bedacht, ihre Wähler bei guter Laune zu erhalten und sich wieder wählen zu lassen. Auf diese Weise sind viele Millionen ausgegeben worden, ohne daß irgend etwas Wesentliches erreicht worden wäre.*) Ausnahmen haben nur da stattgefunden, wo der Adel sich das Uebergewicht zu erobern wußte, wie z. B. im Gouvernement St. Petersburg. Aber hier kam es auch sofort zu Conflicten mit der Regierung, welche ängstlich darüber wachte, daß diese Versammlungen sich keinen politischen Einfluß anmaßten. Statt vieler Beispiele sei ein besonders charakteristisches angeführt. Zu den Verpflichtungen der Gouvernements-Versammlungen gehört u. A. die Umlegung gewisser Steuern; im December 1866 verbot die Regierung, das bewegliche Vermögen der Kaufleute und Fabrikanten mit zu besteuern. Die Petersburger Versammlung erklärte im Januar 1867, die Regierung habe nicht das Recht, eine derartige Verordnung einseitig zu erlassen und dieselbe sei für das laufende Geschäftsjahr nicht mehr anzuwenden. Zugleich wurde beschlossen, den Minister des

---

*) Wir führen zwei Zeugnisse der Presse an. Nachdem das amtliche Organ des Ministeriums des Innern nachgewiesen hatte, daß allein in 28 Gouvernements 2½ Millionen Rubel für die „Selbstverwaltung" ausgegeben worden seien, bemerkte die Wesstj, das Organ der conservativen Partei, die Selbstverwaltung werde von einer zahlreichen Klasse von Menschen nicht als Ausübung einer staatsbürgerlichen Pflicht, sondern als Erwerbszweig, als Mittel zur Bereicherung auf Unkosten der Communen und Provinzialverbände angesehen. Bei dem Uebergewicht derartiger Elemente in dem Landschafts-Ausschusse sei nicht zu verwundern, daß dieselben, statt praktischen Bedürfnissen abzuhelfen, vorwiegend damit beschäftigt gewesen seien, unreife Reformpläne und Gesetzesabänderungen zu discutiren und Handlungen der Staatsregierung in unfruchtbarer Weise zu kritisiren. Solle wirklich geholfen werden, so müsse man sich von der liberalen Schablone befreien und das Heft in die Hände der gebildeten und besitzenden Klassen legen, nicht aber den Vertretern des Gemeindebesitzes das entscheidende Wort einräumen; nur wenn die Handhabung der Selbstverwaltung zur unentgeltlichen Ehrenarbeit werde, lasse sich eine Besserung hoffen. — Auch eine warme Anhängerin dieser Einrichtung, die demokratische Zeitung Moskwa, klagte über handwerksmäßige, unreife und resultatlose Behandlung der Geschäfte, welche der großen aufgewandten Kosten nicht werth sei. Die große Masse der Delegirten nehme an den Verhandlungen so wenig Antheil, daß in der Regel nur die Hälfte, zuweilen blos ein Drittheil derselben zu den Sitzungen erschienen und unreife Doctrinärs allein das Wort führten. Eine Versammlung z. B., die über bloße 5000 Rbl. S. zu verfügen gehabt, habe den Bau einer Schule für 100,000 Rbl. S. decretirt, ohne nach den Mitteln zur Deckung dieses Betrages auch nur zu fragen, eine andere die doppelte Besteuerung aller im Auslande lebenden Insassen ihres Bezirks beschlossen u. s. w.

Innern um Einberufung einer Versammlung von Repräsentanten aller Provinzialverbände zu ersuchen, damit die Regierung mit diesen über die in Rede stehende Neuerung verhandele. Die Regierung sah das für einen Versuch zur Einschränkung der kaiserlichen Gewalt und zur Einberufung eines Parlaments an und antwortete mit sofortiger Schließung der Versammlung, sechsmonatlicher Suspension der ständischen Rechte des St. Petersburger Gouvernements und Verbannung der Parteiführer, welche diesen Beschluß durchgesetzt hatten.

Aber der Entwickelungsgang dieses Instituts wie aller übrigen Verhältnisse, welche sich auf der Gesetzgebung vom September 1862 aufbauten, wurde durch ein Ereigniß bedingt, welches umgestaltend auf das gesammte russische Leben einwirkte und zu dessen Betrachtung wir jetzt übergehen müssen — durch den polnisch-litthauischen Aufstand, der im Januar 1863 ausbrach und unter dessen Wirkungen Regierung und Volk Rußlands noch heute stehen. — Die revolutionäre Aufregung in den beiden Hauptstädten des Zarenreichs, welche sich während der Sommermonate des Jahres 1862 für einen Augenblick gelegt hatte, war eben im Begriff neu aufzuflackern, als die Kunde von der polnischen Emeute in Petersburg eintraf und die Situation binnen weniger Wochen in ungeahnter Weise veränderte.

Den Gang der polnischen Ereignisse setzen wir als bekannt voraus. Es ist oben gesagt worden, daß die im Frühjahr 1861 erlassene Provinzialverfassung für das ehemalige Königreich eine ablehnende Aufnahme gefunden hatte, daß keiner der nach Warschau gesandten kaiserlichen Statthalter im Stande gewesen war, den Straßentumulten ein Ende zu machen, mit denen die demokratische Aktionspartei die Unruhe des Volks schürte und daß selbst die Ernennung des Marquis Wielopolski, eines Patrioten von der gemäßigten Partei der Weißen (Aristokraten) zum Civilgouverneur, von den Thoren verworfen worden war, welche die öffentliche Meinung dieses unglücklichen Volks beherrschten. Wohl hatte der Marquis den Haupttheil der aristokratischen Fraction für sich, welche in der vom Grafen Andreas Zamoisky geleiteten landwirthschaftlichen Gesellschaft ihren Vereinigungspunkt besaß, aber diese Partei verlor in der öffentlichen Meinung ihres Volks täglich an Boden. Die im Auslande lebenden polnischen Demokraten, welche die Demagogie berufsmäßig trieben und an deren Spitze der charakterlose Schwätzer Mieroslawski stand, beherrschten mit Hilfe einer Anzahl gewandter Emissäre Warschau so vollständig, daß es dem Marquis und dessen Freunden unmöglich wurde, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, zu deren Aufrechterhaltung sie sich in Petersburg anheischig gemacht

hatten und welche die nothwendige Vorbedingung jeder heilsamen Entwickelung, jedes ferneren Wohlwollens der Regierung war. Im Sommer 1862 war der Großfürst Konstantin als Vice-König nach Warschau gesendet worden und mit Wielopolski in ein aussichtsvolles Vertrauensverhältniß getreten; die Demagogen hatten diese aus dem kaiserlichen Wohlwollen geflossene Ernennung mit hinterlistigen Attentaten gegen die beiden Männer beantwortet, welche von dem lebhaftesten Wohlwollen gegen Polen erfüllt, von den reinsten Absichten beseelt waren. Der revolutionäre Schwindel griff so unaufhaltsam um sich, daß auch die benachbarten litthauischen Provinzen mit fortgerissen wurden. Die Adelsverbände mehrerer dieser Provinzen, welche zwar zu Polen gehört hatten, in denen ein großer Theil der Bevölkerung aber zur griechischen Kirche und litthauisch-weißrussischen Nationalität gehörte und die man darum von Seiten der Regierung als russische ansah — verlangten Einverleibung in das Königreich, in den Straßen Wilnas, Kownos, Grodnos u. s. w. wiederholten sich dieselben Demonstrationen wie in Warschau und die Lage wurde täglich schwieriger. Wielopolski mußte ernstlich fürchten, nicht nur seinen Einfluß und das Vertrauen des Kaisers zu verlieren, sondern auch die General-Gouverneure von Wilna und Kiew, welche ihr Möglichstes thaten, um den polnisch-litthauischen Adel in freundlicher Weise zu beruhigen, durch harte und polenfeindliche Stockrussen ersetzt zu sehen. In dieser Noth griff er zu einem verzweifelten Mittel; bei Gelegenheit der bevorstehenden Rekrutenaushebung sollten all' die Unruhstifter, welche in Warschau und andern Städten ihr Unwesen trieben und in Wahrheit die gefährlichsten Feinde der polnischen Sache waren, sammt ihren Helfershelfern aufgegriffen und durch Einstellung in die russische Armee unschädlich gemacht werden.

Es ist bekannt, daß diese harte, auch durch den Drang der Umstände nicht zu rechtfertigende Maßregel den lange vorbereiteten Aufstand zum Ausbruch brachte und alle polnischen Parteien in ein gemeinsames Verderben begrub. Da wir es hier aber nicht mit dem polnischen Aufstande selbst, sondern mit dessen Wirkungen auf die russische Gesellschaft zu thun haben, können wir uns bei den einzelnen Ereignissen nicht aufhalten. Für unsere Zwecke genügt die Bemerkung, daß die polnisch-litthauische Revolution während ihrer ersten Monate von der aristokratischen Partei mit größerer oder geringerer Entschiedenheit verurtheilt wurde und daß ein nicht geringer Theil der „Weißen" bis zuletzt zu Wielopolski hielt. Daß seit dem Juni 1863 für die Masse der aristokratischen Partei ein Umschlag stattfand und daß auch diese sich schließlich dem Aufstande anschloß, war wesentlich die Schuld der drei Mächte,

welche auf diplomatischem Wege zu Gunsten des aufständischen Polen intervenirten, ohne über die Consequenzen dieses Schritts klar geworden und ohne entschlossen zu sein, ihren Noten im äußersten Fall durch die Waffen Nachdruck zu geben. Erst als die Nachricht von den Depeschen Lord John Russell's und des Herrn Drouyn de L'Huys in Warschau eingetroffen waren, wurden die Häupter der landwirthschaftlichen Gesellschaft an ihrer bisherigen Politik irre. Sie fragten sich mit banger Besorgniß, ob der polnische conservative Adel das Recht habe, einen Aufstand zu desavouiren, der die gesammte übrige Nation mit fortgerissen und dem die Westmächte ihre Sympathien zu zeigen begonnen hatten. War nicht zu fürchten, daß die Zurückhaltung der vornehmsten und einflußreichsten Polen die guten Absichten Englands, Frankreichs und Oestreichs zurückstoßen, deren Action aufhalten und Rußland den Vorwand bieten werde, die ganze Erhebung für eine Pöbel-Emeute zu erklären und sich auf die russische Gesinnung des hohen Adels und seiner Anhänger zu berufen? Diese Rücksicht wog schwerer, als die Antipathie, welche man in diesen Kreisen gegen Mieroslawski und dessen Spießgesellen hegte, schwerer als das Mißtrauen gegen die Westmächte, welche sich auch im Jahre 1830 auf halbe Maßregeln beschränkt und dadurch das vorhandene Uebel nur noch größer gemacht hatten. Zu der Scheu vor der Verantwortlichkeit, welche die conservative Partei im Falle fortgesetzter Zurückhaltung Europa gegenüber auf sich genommen hätte, kam noch die Besorgniß, um allen moralischen Einfluß gebracht zu werden und das künftige Polen völlig in den Händen der Demagogen lassen zu müssen. So bewirkte die diplomatische Intervention die Theilnahme der Conservativen an einem Aufstande, den dieselben vorher gemißbilligt hatten. Damit war zugleich der Fortbestand des Wielopolski'schen Systems unmöglich gemacht und der Sturz des einzigen Staatsmannes unterschrieben, der im Stande gewesen war, die Sache Polens bei der russischen Regierung mit Erfolg zu vertreten.

Seit dem Beginn der neuen russischen Aera war, wie oben erwähnt worden, in der russischen liberalen Gesellschaft eine entschieden polenfreundliche Stimmung an der Tagesordnung gewesen. Man wußte sich durch gemeinsame Wünsche für eine freie Verfassung und freisinnige Institutionen mit den Polen verbunden, man hatte mit ihnen gemeinschaftlich unter dem Druck des alten Systems geschmachtet, in den Staatsmännern der alten Schule gemeinsame Gegner bekämpft, an den Herzen und Bakunin gemeinsame Vorkämpfer für russische und polnische Freiheit gehabt, — warum sollte die polnische Revolution nicht von der russischen Demokratie unterstützt, von einer russischen Revolution

begleitet werden? Nicht nur in Warschau hatte man sich diese Frage vorgelegt, auch die russische Regierung war eine Zeit lang um die Beantwortung derselben verlegen gewesen; ja es kann noch gegenwärtig zweifelhaft erscheinen, ob die Wirkungen der polnischen Revolution nicht in diesem Sinne ausgefallen wären, wenn dieser Aufstand ein halbes Jahr später ausgebrochen wäre und ein späteres Stadium der Auflösung der alten russischen Gesellschaft abgewartet hätte. — Während der Wochen, in denen die ersten Nachrichten von den Kampfplätzen des Aufstandes eintrafen, herrschte in den liberalen Kreisen Moskaus und Petersburgs ein abwartendes Schweigen. Der Sowremennik und die übrigen Organe der radicalen, von Herzen'schen Einflüssen abhängigen Demokratie brachten keine Sylbe, die als patriotische Kundgebung gegen die Polen hätte gedeutet werden können; das Organ der Slawophilen, der „Djèn", erklärte, trotz der Censur, noch im Februar öffentlich, er sei leider nicht in der Lage, seine Meinung über das neue Ereigniß sagen zu können. Von Herzen, Bakunin, Ogarew und den übrigen Londoner Emigranten wußte man, daß sie leidenschaftlich für die Sache der polnischen Unabhängigkeit Partei ergriffen hatten; der Kolokol brachte bereits eine Notiz, nach welcher die Offiziere mehrerer in Polen stehender Regimenter die förmliche Weigerung ausgesprochen hatten, für die Sache der Tyrannei und gegen die Sache der Freiheit zu kämpfen. Es kam Alles darauf an, von welcher Seite her zuerst ein muthiges und entscheidendes Wort gesprochen wurde. Die Unselbständigkeit und Unreife der russischen Gesellschaft leistete dafür Bürgschaft, daß dieses zu rechter Zeit und in der rechten Weise gesprochene Wort den Ausschlag geben und die Massen mit sich fortreißen werde.

Dieses Wort wurde von demselben Mann gesprochen, der sechs Monate früher den ersten Versuch gemacht hatte, die geheimnißvolle Macht Alexander Herzen's zu brechen. Michael Katkow, der inzwischen die Redaction der Moskauschen Zeitung übernommen hatte, erklärte in männlichem und entschiedenem Ton, daß die Zeiten vorüber seien, in denen Rußland ungestraft mit liberalen und kosmopolitischen Ideen sein Spiel treiben durfte, daß Angesichts der dem Staate plötzlich erwachsenen Gefahr Alles zum Verbrechen geworden sei, was dieser Gefahr Vorschub leiste und daß der russische Patriot nur noch eine Pflicht habe: die Rebellen, welche die Reichseinheit gefährdeten, unbarmherzig zu Boden zu schlagen, das Vaterland zu retten. Lang genug habe man dem Treiben der Rebellen an der Weichsel langmüthig zugesehen und liberalen Utopien zu Liebe den strafenden Arm zurückgehalten; eine Freiheit ohne Vaterland sei ein leeres Phantom, Selbsterhaltung die

erste Pflicht jedes Staats und jeder Nation. Es handele sich nicht um ein Mehr oder Minder von liberalen Concessionen an die Polen, sondern darum, ob Rußland hinter die Weichsel zurückgeworfen werden und den Besitz des wichtigen Grenzlandes aufgeben solle, das 70 Jahre lang unbestritten russisches Eigenthum gewesen oder ob der russische Staat sein Recht und sein Eigenthum zu behaupten im Stande sei. Dieser Staat sei eine Realität, die sich durch anderthalb Jahrhunderte mühsam aufgebaut und in die Reihe der europäischen Großmächte gestellt habe, die Aufrechterhaltung dieses Staats sei die Grundlage und Voraussetzung aller liberalen russischen Zukunftspläne. Es sei thöricht von der künftigen Weltherrschaft des Slawenthums zu reden und zugleich den Staat in Trümmer zu schlagen, der allein die slawische Idee personificire. Den Namen des Patrioten werde hinfort nur noch verdienen, wer diese Realität anerkenne, ihr all' seine Kräfte widme und bis zur Sicherung der Staatsgrenzen auf alle persönlichen Wünsche und Partei-Programme verzichte. Nur thörichte Sentimentalität könne in den Polen etwas Anderes als Feinde der russischen Staatsidee sehen, nur verbrecherischer Wahnsinn von Rechten reden, welche dem russischen Staatsinteresse zuwiderliefen. Jetzt zeige sich's, wie strafbar und gefährlich die von den Londoner Emigranten geschürte Agitation von Hause aus gewesen sei, denn diese Männer, die sich in die Toga des Patriotismus gehüllt und dem russischen Volk von seinen angeborenen Rechten geredet hätten, seien die Verbündeten der russenfeindlichen Revolution an der Weichsel und klatschten den Banditen Beifall zu, welche sich im Blut russischer Soldaten badeten. Wer noch einen Funken patriotischen Ehrgefühls in sich habe, müsse mit diesen Verräthern für immer brechen und das Schwert erst wieder in die Scheide stecken, wenn der letzte rebellische Pole am Boden liege.

Mit der Energie der Ueberzeugung ausgesprochen, wochenlang täglich wiederholt und in den kühnsten Wendungen neu paraphrasirt, konnte dieses männliche Wort seinen Eindruck nicht verfehlen. Es bedurfte nur der Unterstützung durch die Ereignisse und Michaël Katkow war ebenso unumschränkter Herrscher der öffentlichen Meinung Rußlands, als es einige Monate früher der Herausgeber des Kolokol gewesen war. Und diese Unterstützung durch die Ereignisse trat in unerwartet reichem Maße ein. Der polnische Aufstand leckte nach Litthauen hinüber und schon Ende Februar stand dieses Land in hellen Flammen. Jetzt war der Augenblick gekommen, in dem sich ohne Mühe die Formel finden ließ, unter welcher auch die entschiedene Demokratie in den Kampf gegen das Polenthum geführt werden konnte. — Litthauen

hatte bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts unter russischen Beherrschern gestanden und dem Kreuz der orientalisch-griechischen Kirche gehuldigt. Erst nach seiner Vereinigung mit der polnischen Republik war dieses Land polonisirt und katholisirt worden. Sein Adel hatte den Lockungen der Jesuiten und dem Glanz polnischer Junkerfreiheit nicht widerstehen können, er hatte Glauben und Volksthum der Väter verleugnet und war vollständig polnisch geworden. Aber das gemeine Volk war der nationalen Tradition wenigstens zum Theil treu geblieben, es hatte das Joch harter Leibeigenschaft tragen müssen, seine geistlichen und weltlichen Tyrannen waren dieselben Polen gewesen, welche sich jetzt als Vorkämpfer der Freiheit gebärdeten. „Wiederherstellung des russischen Charakters der litthauischen und weißrussischen Länder, Wiederherstellung der alten Volksfreiheit, welche einst in diesen Ländern geherrscht hatte" — auch diese Devise wurde zuerst von der Moskauschen Zeitung auf die Fahnen geschrieben und ihr konnte die Demokratie den Gehorsam nicht versagen. Redete man den Demokraten vor, daß die Bekämpfung der polnischen Ansprüche auf Litthauen eine wahrhaft liberale Arbeit sei, so köderte man die rechtgläubigen Slawophilen mit der Versicherung, es komme hauptsächlich darauf an, den Druck der polnisch-katholischen Priesterherrschaft zu brechen und die griechisch-orthodoxe Kirche in ihr altes litthauisches Eigenthum wieder einzusetzen; die Panslawisten machte man darauf aufmerksam, daß die slawische Sache zugleich die russische Sache sei, daß die Polen sich an den Occidentalismus und Katholicismus verkauft hätten und zum Gehorsam gegen die panslawistische Idee zurückgebracht werden müßten. Als vollends die Gefahren einer Intervention durch die Westmächte und eines auswärtigen Krieges drohten, war der Sieg der von Moskau her gepredigten Anschauungen entschieden, das Mittel gefunden, Jungrußland mit den Ueberbleibseln des alten Systems zu versöhnen. Gerade so willenlos, wie man einige Jahre früher den radicalen Einflüsterungen des Kolokol gehorcht hatte, unterwarf man sich jetzt den Machtsprüchen der Moskauschen Zeitung — die verschiedenen Parteien suchten sich in blindem Haß gegen das Polenthum und in fanatischer Begeisterung für die Russification der litthauischen und weißrussischen Länder zu überbieten. Für die charakterlosen Schwätzer, welche nie eine andere Religion als den Cultus der Modephrase gekannt hatten, war es nicht schwer, die Schwärmerei für die „Freiheit" mit der Hingabe an die „Nationalität" zu vertauschen und dadurch auf der Höhe der Zeit und — des eigenen Interesses zu bleiben. Denn die Regierung verstand es meisterhaft, den Umschwung der Gemüther zu benutzen und zu befestigen, welchen die neue, von der Moskau=

schen Zeitung ausgegebene Parole hervorgerufen hatte. Sie baute ihren bisherigen demokratischen Widersachern goldene Brücken und lud sie ein, an dem heiligen Nationalwerk der Pacifikation Litthauens und der Befreiung des litthauischen Volks mitzuarbeiten. Die Moskausche Zeitung hatte durchzusetzen gewußt, daß derselbe General Murawjew, der bisher als freiheitsfeindlicher soldatischer Despot verhaßt gewesen war und dessen Namen kein „Liberaler" ohne Hinzufügung eines Fluchs genannt hatte — daß dieser nach Wilna geschickt wurde, um den Aufstand mit eherner Hand zu zermalmen. Die wilde Brutalität dieses unerbittlichen Polenfeindes wurde jetzt als Bürgertugend, als uneigennützige Hingabe an die heilige Sache des Vaterlandes gepriesen, das grade solcher Dienste bedürfe, um aus dem Kampf als Siegerin hervorzugehen und den „russischen Charakter" der nordwestlichen Provinzen wiederherzustellen. Murawjew machte aus dieser Phrase den furchtbarsten Ernst. In einem Lande, dessen gebildete Klassen seit Jahrhunderten blos aus Polen und Katholiken bestanden hatten, in welchem die Begriffe „Bildung" und „Polenthum" längst gleichbedeutend waren, behandelte der „nationale" General-Gouverneur die Polen als Fremde, verbot er den Gebrauch der polnischen Sprache und die Anwendung polnischer Schriftzüge bei Strafe, ließ er hunderte katholischer Kirchen unter dem Vorwande schließen, daß sie vor 400 Jahren russische gewesen seien — und das alles unter dem rauschenden Beifall der russischen Presse und des russischen Publikums. So unfähig man zu Moskau und Petersburg in den Jahren 1859—61 gewesen war, Freiheit und Anarchie von einander zu unterscheiden, so unfähig war man jetzt, das Recht staatlicher Selbsterhaltung von der rohesten Barbarei, der Niedertretung aller Menschenrechte zu unterscheiden. Gedankenlos sprach man die patriotischen Phrasen nach, die Katkow in Cours gesetzt hatte und es gab bald kein Gräuel mehr, das nicht mit einem patriotischen Aushängeschild versehen und dann heilig gesprochen worden wäre. Kein Bankett und kein Fest, das nicht mit Telegrammen an den russischen Vorkämpfer zu Wilna und an den Moskauer Publicisten geschlossen hätte, der den Nationalgeist zum Bewußtsein gebracht, die russische Revolution mit der Regierung und dem Staatsinteresse ausgesöhnt, der slawischen Sache neue Bahnen gewiesen hatte.

Selbst die Frauen der vornehmen Petersburger Gesellschaft, die sonst für Alles, was sich nicht auf die Mode bezog, unzugänglich gewesen waren, begeisterten sich plötzlich für die Wiedereroberung der zum Occidentalismus abgefallenen „nord- und südwestlichen Gouvernements" und für den Proconsul von Wilna, der sich zur Durchführung dieser

Aufgabe anheischig gemacht hatte. Als Murawjew die Residenz besuchte, wurde er von der Blüthe der Petersburger Damenwelt auf dem Bahnhof empfangen und wie ein römischer Triumphator mit patriotischen Versen begrüßt; man suchte sich in Ausdrücken der Begeisterung für ihn zu überbieten und die verschiedenen Versuche, welche gemacht wurden, um dem allgemeinen Taumel Einhalt zu thun, dienten nur dazu, die einmal in Zug gekommene Bewegung zu verstärken. Zwei Petersburger Journale, welche auf die Bedenklichkeit eines Kreuzzuges gegen die gebildeten Klassen ganzer Provinzen hingewiesen und die „heikele Frage" aufgeworfen hatten, ob man im Stande sein werde die polnisch-katholische Civilisation der westlichen Provinzen zu ersetzen, wurden als Beleidiger der öffentlichen Meinung Rußlands sofort verboten, und die russische Presse, welche sonst so mannhaft für die Freiheit des Gedankens eingetreten war, verlor kein Wort darüber. Der Fürst Suworow, allbeliebter Militär-Generalgouverneur von Petersburg, büßte sofort seine Popularität ein, als er bei offener Tafel erklärte, er werde sich nimmermehr an den Ovationen für Murawjew betheiligen und rathe, wenn man diesen beschenken wolle, zu der symbolischen Ehrengabe eines goldenen Beils. Die St. Petersburger Adelsversammlung, welche im Februar 1862 ernstliche Miene gemacht hatte, eine Constitution zu verlangen, wies den Antrag des Obristen Platonow „die Regierung um Zuziehung von Adelsdeputirten zum Reichsrath zu ersuchen" dreizehn Monate später mit Entrüstung zurück, weil sie alle Zweifel an ihrer patriotischen (oder wie man jetzt wieder sagte, „loyalen") Gesinnung ausschließen wollte; im Innern des Reichs zogen dieselben Adelsverbände, welche Jahre lang mit den Polen in revolutionären Kundgebungen gewetteifert hatten, schaarenweise in die Klosterkirchen, um „für das Heil unserer Waffen" zu beten und sich mit Heiligenbildern beschenken zu lassen. Jede Opposition gegen das System der Polenvernichtung, Demokratisirung und Russificirung der Grenzländer war im voraus als Vaterlandsverrath diskreditirt, und die Parteien, welche an der Spitze der öffentlichen Meinung bleiben wollten, mußten sich in Kundgebungen blinden Eifers für dieses System überbieten. Man fand es nicht nur in der Ordnung, daß die General-Gouverneure von Kiew und Wilna gegen Sprache und Religion der Polen mit Strafgesetzen vorgingen, Edelleute und katholische Priester ohne Weiteres als verdächtig behandelten und jeder Willkür der Bauern, welche die herrschaftlichen Schlösser plünderten und die Wälder verwüsteten, Vorschub leisteten, — Presse und Publikum hielten es für patriotische Pflicht, den Nachdruck dieser terroristischen Maßregeln durch weitergehende Vorschläge zu ver-

stärken und die Vollstrecker der neuen Regierungspolitik an Unerbittlichkeit zu übertreffen. Die Denunciation wurde ein liberales Handwerk, zu dem sich Leute von Rang und Stand drängten und der Dienst in den Murawjew'schen Kanzelleien galt für ein Ehrenamt, das man auch ohne Gehalt, aus bloßem Patriotismus übernahm. So weit ging der blinde Eifer des Hasses gegen die abendländische Cultur, daß selbst die lateinischen Lettern, welche die Litthauer von den Polen angenommen hatten, auf die Proscriptionsliste kamen, förmlich verboten und durch kyrillische Schriftzeichen ersetzt werden sollten, die doch kein litthauischer Bauer verstehen konnte.

Der Gog der Revolution war durch den Magog der Nationalität ausgetrieben worden und als Fürst Gortschakow die diplomatische Intervention der Westmächte in seinen Depeschen zurückwies, schien ganz Rußland nur dem einen Gedanken der Polenvernichtung zu leben.

Aber noch ein wichtiger Umstand trat hinzu, um der Wendung der russischen inneren Politik, welche sich in den ersten Monaten des Jahres 1863 vollzogen, ihr entscheidendes Gepräge zu geben. Als Murawjew nach Wilna kam, waren die Auseinandersetzungen zwischen den polnischen Gutsbesitzern und ihren aus der Leibeigenschaft befreiten litthauischen und weißrussischen Bauern noch in vollem Gange. Um den Bauernstand durch sein Interesse von dem revolutionären Adel zu trennen und für die Sache der Regierung zu gewinnen, erwirkte Murawjew zwei Dekrete, durch welche die Bauern sofort zu Grundeigenthümern der Höfe erklärt wurden, welche sie bisher nur als Pächter besessen hatten. Die Ablösungssummen, welche dem Adel als Entschädigung für sein früheres Eigenthum gezahlt werden sollten, waren so gering, daß die Bauern ihr Land eigentlich zum Geschenk erhielten und dadurch der Regierung verpflichtet waren. Außerdem wurde die Bestimmung getroffen, daß die von den Bauern zu zahlenden Summen in die Kassen des Staats flossen und nur den Edelleuten ausgezahlt wurden, welche an dem Aufstande keinen Antheil nahmen. Diese Maßregel, welche das Eigenthumsrecht auf's Empfindlichste kränkte und die Gutsbesitzer Litthauens um drei Viertel ihres Vermögens brachte, wurde von der russischen Demokratie ebenso gebilligt, wie von der Moskauschen Zeitung. Schaarenweise traten russische Demokraten in den Dienst Murawjew's, um die Auseinandersetzung zwischen den Gutsbesitzern und Bauern zu leiten, zugleich als „Missionäre der russischen Sache und der demokratischen Idee" thätig zu sein und hohe Gehalte und Orden zu erwerben. Es war jetzt der Staat selbst, welcher diesen Männern des Umsturzes zu einer geregelten Thätigkeit verhalf und ihnen Gelegenheit gab, ihren

Haß gegen den Adel und ihre Vorliebe für das russische Bauernthum zu bethätigen. Adel und Geistlichkeit in Litthauen wurden geradezu für rechtlos erklärt; ihre Sprache war durch drakonische Gesetze verboten, ihr Cultus unter polizeiliche Controlle gestellt, ihr Eigenthum den Bauern überantwortet und alles das im Namen demokratischer und nationaler Principien. Bei jedem Conflict zwischen Gutsbesitzer und Bauer erhielt der letztere durch die aus Moskau und Petersburg eingewanderten demokratischen „Missionäre" Recht. Jeder gegen einen Polen begangene Exceß, selbst die Plünderung und Niederbrennung von Edelhöfen, war durch den patriotischen Zweck geheiligt, denn die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß der Geschädigte heimlich oder öffentlich ein Verbündeter des Aufstandes gewesen war. Nationalfanatismus und adelsfeindlicher Terrorismus waren staatlich sanctionirt und in ein gouvernementales System gebracht worden. Regierung und Volk Rußlands erklärten frei und öffentlich, daß sie die aus polnischen Elementen bestehenden höheren Klassen von der Erde Litthauens und Weißrußlands verdrängen und alles politische Gewicht in die niederen Klassen verlegen wollten. Im December 1865 wurde das famose Gesetz gegeben, welches allen bei dem Aufstande compromittirten Personen befahl, ihre Güter binnen kurzer Frist zu verkaufen; ein anderes Gesetz verbot Personen polnischer Herkunft und katholischer Religion, in den zu den General-Gouvernements Kiew und Wilna gehörigen Provinzen Güter zu kaufen.

Aus diesen gegen den polnischen Adel gerichteten Maßregeln, welche die Regierung anfangs mit der Gewalt der Umstände und der Nothwendigkeit, den Einfluß des revolutionären polnischen Adels auf die litthauischen und weißrussischen Bauern zu brechen, entschuldigt hatte, wurde unter den Händen der russischen Demokratie ein förmliches System. Derselbe Geheimrath Nikolaus Miljutin, der in der Commission zur Aufhebung der Leibeigenschaft die radicalen Anschauungen vertreten hatte, wurde nach Bewältigung des bewaffneten Aufstandes und, nach Ernennung des Grafen Berg zum Statthalter des Königreichs Polen, mit der Umgestaltung Polens beauftragt. Sein Werk war es, daß auch hier ein Ablösungsgesetz zu Stande kam, welches den Adel ruinirte, den Bauernstand zum Eigenthümer seiner Pachthöfe machte, daß die Güter der Geistlichkeit confiscirt, die meisten Klöster aufgehoben wurden. Auch in Polen sollte alles politische Gewicht in die niederen Klassen verlegt werden: diese hoffte man zu russificiren und dadurch den Adel zu entwurzeln, die polnische Nationalität zu einer adligen Eigenthümlichkeit machen zu können. Wiederum wurde an die Gesinnungs-

tüchtigkeit der russischen Demokratie appellirt und wiederum sandte Jungrußland seine besten Männer als Missionäre in den Kampf gegen Polenthum und Katholicismus nach Süden: eine Reihe bekannter Führer der Slawophilenpartei, Fürst Tscherkaßki, Koschelew und Andere traten in den Staatsdienst und übernahmen es, den polnischen Adel durch ein parteiisches Ablösungsgesetz zu Gunsten der polnischen Bauern zu ruiniren und das Königreich, in dem 6 Millionen katholischer Polen lebten, in eine russische, womöglich griechisch-orthodoxe Provinz zu verwandeln. Die russische Demokratie, von der wir wissen, daß sie in dem Bauernstande den Träger der künftigen russischen Weltherrschaft sah, verfolgte bei ihrer Betheiligung an den organischen Auseinandersetzungen zwischen Herrn und Bauern in Polen, Litthauen, Weißrußland und der Ukraine noch einen besonderen Zweck: sie hoffte auch hier dem Gemeindebesitz den Boden bereiten, die geschlossenen Höfe sprengen und jenes socialistische Princip durchführen zu können, nach welchem alle Menschen gleichen Anspruch an die mütterliche Erde haben.

Die gemeinsame Thätigkeit, welche Demokratie und Regierung Rußlands zur Bekämpfung des polnischen Aufstandes aufwandten, ist seitdem die Grundlage des neuen politischen Systems geworden, welches Rußland seit den letzten sieben Jahren beherrscht. Dieses System ist das Bündniß des Absolutismus mit den bäuerlichen Massen gegen die gebildeten Klassen der Gesellschaft. In Polen und Litthauen waren diese Klassen zugleich nichtrussisch und katholisch gewesen, sie hatten sich gegen die Regierung aufgelehnt und den Aufstand bewirkt: um diesen Aufstand zu bewältigen hatte Rußland den Bauernstand in sein Interesse ziehen, die Bildung proscribiren müssen. Die Regierung wollte dabei stehn bleiben, sie wollte fortfahren, sich in den übrigen Theilen des Reichs als Schützerin der conservativen Interessen zu geriren, nur in den ehemals polnischen Ländern Arm in Arm mit der Demokratie gehen, nur hier den Adel, der ihr Feind gewesen war, systematisch ruiniren. Aber es zeigte sich bald, daß eine solche Doppelstellung unmöglich war, daß die Demokratie sich die guten Dienste, welche sie in der polnischen Frage geleistet hatte, mit keinem geringeren Preise, als dem der Herrschaft über die gesammte innere Politik bezahlen ließ und daß die Regierung nicht umhin konnte die Consequenzen des Terrorismus auf sich zu nehmen, der in ihrem Namen gegen die unglücklichen Polen geübt worden war. Die Moskausche Zeitung fühlte sich als unumschränkte Beherrscherin der russischen öffentlichen Meinung und zugleich als Retterin der Regierung: ohne ihren Beistand wäre es nimmermehr möglich gewesen, die russische Demokratie zur Uebernahme des Henkeramts gegen

die Polen zu bewegen, einen Murawjew zum Nationalhelden zu machen. Auch die Moskausche Zeitung forderte ihren Preis und dieser bestand in der schrankenlosen Freiheit, zu sagen und zu fordern, was ihr richtig dünkte. Obgleich die Präventivcensur noch nicht aufgehoben war, kritisirte Herr Katkow alle Handlungen der Regierung mit souveräner Freiheit, schrieb er die Anstellung und Absetzung von Ministern und Generalgouverneuren vor. Seine Rathschläge hatten das Vaterland im Jahre 1863 gerettet, wer ihnen nicht folgte, wurde fortan als Verräther behandelt. Dieser Publicist übte einen Terrorismus, wie er nur mit dem der französischen Revolutionsmänner verglichen werden kann, den Terrorismus im Namen der Freiheit und des Volkswillens; weil die übrigen Organe der Presse von ihren Censoren abhängig waren, concentrirte sich in der Moskauschen Zeitung alle Gewalt, den Presse und öffentliche Meinung überhaupt ausüben konnten — eine so ungeheure Fülle von Einfluß war vielleicht noch nie in dem Büreau eines Schriftstellers vereinigt gewesen und konnte den besten Mann schwindeln machen. Herr Katkow war und ist auch heute nicht Demokrat, aber er hat mit der Demokratie Miljutin's ein Bündniß schließen müssen, um seine polnisch-litthauische Politik durchzusetzen. Ihm ist die uniforme Einheit des Staates das höchste Princip, und dieses Princip durchzusetzen hält er für seine Lebensaufgabe. Aus diesem Grunde und um der Reichseinheit die festesten Garantien zu bieten, verlangte er Ausrottung des polnischen Adels in den litthauischen Ländern, Verschmelzung des Königreichs Polen mit dem russischen Reich und in weiterer Reihe Russification aller übrigen von Westeuropäern bewohnten Grenzländer des Reichs. Die von Miljutin geführten Demokraten wollen dasselbe: sie hassen in den Polen Litthauens, den Deutschen Liv-, Est- und Kurlands, den Schweden Finnlands nicht nur die Fremden, sondern namentlich die Aristokraten, welche über Litthauer und Weißrussen, Letten, Esten und Finnen herrschen. Katkow will all' diese Länder russificiren, die Demokratie will in ihnen die Aristokratie der gebildeten Leute ausrotten, das politische Gewicht in die niederen Klassen, namentlich in den Bauernstand verlegen. Was der Eine im Namen der Staatseinheit verlangt, verlangt der Andere im Namen der demokratischen Idee — in ihren praktischen Zwecken begegnen beide Richtungen sich allenthalben, in Polen wie in Litthauen, in Livland wie in Finnland. Sie sind sich gegenseitig unentbehrlich und darum machen sie sich Concessionen: Herr Katkow läßt sich die Plünderung des Adels zu Gunsten der Bauern gefallen, die sonst nicht eigentlich nach seinem Geschmack ist, die Demokraten führen ihr Werk im Bunde mit Gens'darmen und Kosaken

durch, die sie sonst als Attribute und Liktoren des freiheitsfeindlichen Militärdespotismus verabscheuten.

Von dieser demokratisch-nationalen Coalition ist die Regierung abhängig geworden, seit sie die Dienste derselben in Wilna, Warschau und Kiew entgegen nahm. Die Regierung dachte Anfangs nicht daran, den in Litthauen geführten Krieg gegen das westeuropäische Element auf andere nichtrussische Provinzen zu übertragen; Herr Katkow aber wiederholte unaufhörlich, die Deutschen in den Ostseeprovinzen und die Schweden in Finnland seien ebenso gefährliche „Separatisten" wie die Polen, die Consequenz des einmal angenommenen Princips verlange, daß auch in diesen Provinzen russificatorisch vorgegangen werde: die russische Nation, die Polens Erhaltung mit ihrem Blut bezahlt habe, könne nicht dulden, daß an der Ostsee ein neuer Heerd staatsfeindlicher Tendenzen aufgebaut, ein neues Polen vorbereitet werde. Die Regierung antwortete, sie habe sich von der Loyalität der deutschen und finnländischen Provinzen überzeugt und wünsche dieselben unbehelligt zu lassen; Herr Katkow meinte, das müsse er besser wissen und seine demokratischen Verbündeten bezeugten sofort, daß eine so aristokratische Ordnung der Dinge, wie die in den Ostseeprovinzen herrschende an und für sich unrussisch, weil undemokratisch sei und daß das Staatsinteresse verlange, das politische Gewicht auch hier aus den höheren in die niederen Klassen zu verlegen, zumal diese Klassen mit leichter Mühe russificirt werden könnten. Innerhalb der höchsten Regierungsbehörden hatte die national-demokratische Partei bereits eine Anzahl von Freunden, welche mit ihr einverstanden waren, z. B. den Kriegsminister Miljutin, dessen Bruder, den Staatssekretär für Polen, den Domänenminister Selenny u. s. w. — Aber es fehlte auch nicht an einer conservativen Oppositionspartei. Innerhalb wie außerhalb der Regierung gab es Männer, welche nicht nur die im Namen von Freiheit und Vaterland verübten Henkerthaten Murawjew's verabscheuten, sondern auch einsahen, daß das gegen Polen, Deutsche und Schweden aufgerichtete Bündniß zwischen Demokratie und Büreaukratie schließlich der Regierung über den Kopf wachsen und nach Vernichtung der fremden Aristokraten auch die Vernichtung des russischen Adels verlangen werde. Mehrere Minister wie Walujew, der bereits erwähnte Minister des Innern, und Golownin, der Unterrichtsminister, der General-Gouverneur von Petersburg Fürst Suworow und Andere waren Gegner Katkow's und verabscheuten die bluttriefenden Befreier und Freunde der litthauischen und polnischen Bauern, in denen sie Feinde des conservativen Princips und der westeuropäischen Bildung erkannten. Der Reihe nach haben

alle diese Männer ihre Aemter niederlegen und Günstlingen oder doch Geduldeten des Moskauer Publicisten Platz machen müssen.

Dem Einfluß, den die Demokratie auf die Regierung übte, kam es wesentlich zu Statten, daß diese den russischen Adel schon seit einiger Zeit mit mißtrauischen Augen ansah. Die Verbindung des Absolutismus mit den bäuerlichen Massen legte dem Adel den Wunsch nahe, sich Sicherheiten gegen beide zu schaffen, und das konnte nur geschehen, wenn der zarische Absolutismus zu Gunsten der gebildeten Klassen eingeschränkt wurde. Das im Jahre 1862 zu Petersburg gegründete Organ der conservativen Partei, die (seitdem untergegangene) Zeitung Wessti, gelangte schon während der ersten Monate des polnischen Aufstandes zu der Erkenntniß, daß die zur Bekämpfung desselben angewandten Mittel höchst gefährliche Eingriffe in das Eigenthumsrecht seien und daß die Theorie von der Verlegung des politischen Gewichts in die unteren Klassen allmälig auch auf Rußland angewandt werden würde. Aus diesem Grunde nahmen ein Theil des Adels und die mit diesem einverstandenen Organe der Presse gegen die Miljutin'sche Politik und gegen das System, welches die Vernichtung des polnischen Elements forderte, Partei. Das Bedürfniß nach Einschränkung der absoluten Gewalt und Beschaffung wirklicher Garantien für Recht und Eigenthum des Individuums trat in den gebildeten Kreisen des Adels von Jahr zu Jahr deutlicher hervor und machte sich periodisch in Beschlüssen der Adelsversammlungen von Moskau und Petersburg Luft, welche unter mehr oder minder dichter Verhüllung Theilnahme an der Staatsgewalt verlangten. Die energischste Kundgebung dieser Art erfolgte im Jahre 1865 durch eine Adresse, welche die Moskauer Adelsversammlung auf Antrag eines talentvollen jungen Redners, des Gutsbesitzers Golochwastow votirt und dem Minister des Innern Geheimrath Walujew behufs Uebergabe an den Kaiser zugesandt hatte. Diese Adresse wurde nicht nur in einem (durch die Nordische Post veröffentlichten) kaiserlichen Rescript als unberechtigter Eingriff in die monarchische Initiative nachdrücklich zurückgewiesen, sondern diente nur dazu den Einfluß Miljutin's und der demokratisch-büreaukratischen Partei zu verstärken. Der Regierung galt diese Richtung fortan für die zuverlässigste Stütze des Absolutismus, die Aristokratie für die gefährlichste Feindin derselben. Grade wie in Frankreich war der Bund zwischen dem persönlichen Regiment und den Massen geschlossen, seine Spitze gegen die Mittelklassen gerichtet.

Nur ein Mal und für kurze Zeit schien es, als wolle die Regierung ihr System ändern und wiederum zu den conservativen Elementen ihre Zuflucht nehmen. Am 4. April 1866 schoß ein früherer Moskauer

Student, Wladimir Karakosow, sein Pistol auf den im Sommergarten lustwandelnden Zaren ab und es stellte sich bald heraus, daß dieser Mensch kein Pole und kein Separatist, sondern ein russischer Socialdemokrat und das Mitglied einer in Moskau und Petersburg verbreiteten revolutionären Gesellschaft war, welche fast ausschließlich aus Russen und zwar aus Anhängern des extremsten Radikalismus bestand, „Unversöhnlichen", welche die Schwenkung von 1863 nicht mitgemacht hatten. Während die gemäßigteren und praktischeren Elemente dieser Fraktion mit der Regierung Frieden gemacht und in dem Kreuzzuge gegen den aristokratischen Polonismus Beschäftigung gefunden hatten, waren die sich selbst überlassenen jüngeren und unreiferen Elemente bei einem System des Communismus angelangt, welches die gesammte sittliche Weltordnung: Staat, Kirche, Ehe, Eigenthum u. s. w. über den Haufen werfen und das große Werk dieser Neugestaltung mit der Ermordung des Kaisers einleiten wollte. Man nannte die Leute, die dieser Richtung huldigten, Nihilisten, weil sie grundsätzlich nicht aufbauen, sondern nur zerstören wollten. — Obgleich zwischen diesen hirnverbrannten Fanatikern und den Männern der demokratisch-büreaukratischen Partei selbstverständlich keinerlei Art von Verbindung bestand oder bestehen konnte, ließ sich doch nicht leugnen, daß der Haß der Letzteren gegen den Adel, ihre Gleichgiltigkeit gegen das persönliche Eigenthum und das positive Recht auf die Vorstellungen der nihilistischen Tollhäusler verwirrend gewirkt hatte, und dieser Umstand genügte, um den conservativen Elementen in der Petersburger Hofsphäre für einen Augenblick das Uebergewicht zu geben. Verschiedene höhere Aemter wurden mit Gegnern der Miljutin und der nationalen Demokratie besetzt, Murawjew, der trotz seines Zusammengehens mit dieser Richtung als Feind aller modernen Ideen bekannt war, an die Spitze der Commission zur Untersuchung der nihilistischen Umtriebe gestellt und der junge Graf Schuwalow, der sich als General-Gouverneur der Ostseeprovinzen den Ruf eines talentvollen Administrators erworben hatte, an die Spitze der geheimen Polizei gestellt. Von ihm, der dem Kaiser persönlich nahe stand und ein persönlicher Feind der Miljutin, Selenny u. s. w. war, ließ sich eine besonders energische Bekämpfung der Ideen erwarten, welche in der Zerstörung der westeuropäischen Civilisation in den Grenzländern das alleinige Heil des russischen Staats sahen. Gleichzeitig wurde der Unterrichtsminister Golownin durch den Grafen Tolstoy ersetzt und eine Reihe conservativer Männer mit den General-Gouvernements von Finnland, Liv-, Est-, Kurland und Litthauen betraut; besonderen Effekt machte die Entlassung des Polenfeindes Kaufmann, der Murawjew's Wilnaer

Erbschaft übernommen hatte. Endlich wurde am 23. Mai 1866 ein kaiserliches Rescript an den Präsidenten des Reichsraths Fürsten P. Gagarin durch die Zeitungen veröffentlicht, welches die Rückkehr zu conservativen Principien in aller Form anzukündigen schien: Recht, Eigenthum und Religion — so hieß es in diesem merkwürdigen, in der Folge allen Ministern und Oberverwaltungen mitgetheilten Aktenstück — seien durch revolutionäre Umtriebe, denen man in Folge des Attentats auf die Spur gekommen, ernstlich bedroht. Die liberalen Absichten der Regierung seien mißdeutet und verdreht worden; die Regierung erkläre darum, daß sie Recht und Eigenthum stets anerkannt habe und anerkannt wissen, sich auch nach wie vor auf den Adel und die conservativen Elemente des Staatslebens stützen und allen dieser Tendenz zuwiderlaufenden Bestrebungen nachdrücklich begegnen wolle. — Diese Kundgebung, welche ungeheures Aufsehen erregte, war von verschiedenen Maßregeln begleitet, welche den Ernst derselben bekunden sollten. Der „Sowremennik" und „Russkoje Slowo", die beiden noch übrig gebliebenen Organe des Herzen'schen Radikalismus, wurden als staatsgefährlich unterdrückt und wenig später mußte sich die Moskausche Zeitung, welche bisher den Vorschriften des Ministers Walujew und der Oberpreßverwaltung offnen Trotz geboten hatte, eine zweimonatliche Suspension gefallen lassen, weil sie den Abdruck einer ministeriellen Verwarnung verweigert hatte.

So stand es um die Mitte des Jahres 1866. Die conservative Partei schickte sich bereits an, öffentlich den Triumph über ihre Gegner zu verkündigen, die Polen begannen wieder freier zu athmen, als zum allgemeinen Erstaunen eine Ernennung stattfand, welche alle Berechnungen kreuzte und in direktem Gegensatz zu den Entschließungen des Maimanifestes stand: der Geheimrath Miljutin, bisher Leiter der Commission zur Umgestaltung des polnischen Agrarsystems, wurde zum Minister-Staatssekretär für das Königreich Polen ernannt. Damit war zugleich gesagt, daß die Regierung nur im eigentlichen Rußland an „der conservativen Grundlage des Staatslebens" festhalten, in Polen und den übrigen westlichen Grenzländern aber nach wie vor mit Hilfe der Demokratie russificiren und „rustificiren" und blos den Eingebungen jener Utilitätspolitik folgen wollte, nach welcher die nicht-russischen Elemente geradezu außerhalb des Gesetzes standen.

Die Unmöglichkeit in der östlichen Hälfte des Reichs eine andere innere Politik zu befolgen, wie in der westlichen, hier Bildung und Entwickelung auf conservativer Grundlage zu fördern, dort die Träger derselben auszurotten und das Eigenthumsrecht nach wechselnden prak

tischen Rücksichten zu beugen, stand für alle denkenden Beobachter russischer Zustände von vornherein außer Zweifel. Schon daß beide Richtungen der inneren Politik von verschiedenen, unter einander tödtlich verfeindeten Persönlichkeiten repräsentirt wurden, bedingte mit Nothwendigkeit, daß ein Mittelzustand unhaltbar war und von beiden Seiten mit allen Kräften auf eine Entscheidung zu Gunsten des einen oder des anderen Programms und dessen ausschließlicher Herrschaft hingearbeitet wurde. Und diese Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Nach einer kurzen conservativen Episode stand die Macht der demokratisch-socialistischen und streng-nationalen Ideen unerschüttert auf ihrem vorigen Platz. Das Beispiel, das die Regierung in Litthauen und Polen gab, wo trotz der Verarmung und Verwilderung des Landes an dem bauernfreundlichen Terrorismus festgehalten wurde, wirkte stärker, als es das conservative Manifest vom Mai 1866 thun konnte. Die Regierung konnte und kann noch gegenwärtig von der Consequenz ihrer eigenen Handlungen nicht loskommen. Wohl wird nach wie vor der Versuch gemacht, in reformatorischer Weise vorzugehen, die Uebel, an denen Volk, Staat und Kirche kranken, auszurotten, aber die Rücksicht darauf, daß das gegenwärtige Russenthum, die gegenwärtige russische Kirche ihren siegreichen Einzug in die westlichen Provinzen der Monarchie halten sollen, in denen alles gesunde Leben gewaltsam unterbunden war, lähmte alle Reformbestrebungen, von denen sittliche Früchte erwartet werden konnten.

Daß dem so und nicht anders ist, geht schon aus der Betrachtung des Geschicks hervor, das die verschiedenen in den letzten Jahren erlassenen russischen Reformgesetze gehabt haben. Von der Umgestaltung der Justiz abgesehen, welche wegen ihrer Beschränkung auf die inneren Gouvernements hier nicht in Frage kommt und sich, wie wir wissen, segensreich bewährt hat, haben nur diejenigen Maßregeln wirklichen Erfolg gehabt, welche sich auf bestimmt abgegrenzte, so zu sagen, politisch-neutrale Gebiete bezogen, d. h. außer Verhältniß zu der in den westlichen Provinzen befolgten Politik standen. Dahin gehören vor Allem die Neugestaltung des Heerwesens und die, wenigstens im Princip entschiedene, Entäußerung des Staats von wirthschaftlichen Unternehmungen.

Die Militärreform war das fast ausschließliche Werk des gegenwärtigen Kriegsministers Miljutin, der mit Recht für einen tüchtigen Techniker gilt und sich bisher gegen die antagonistischen Bestrebungen des Feldmarschalls Fürsten Barjätinski und dessen publicistischen Adjutanten, den General Fadejew (welche für den Uebergang zu einem

Milizsystem agitiren) siegreich behauptet hat. Wichtig war vor Allem, daß man mit dem alten System der 25jährigen Dienstzeit, welches zum Schaden des Staatsschatzes die gesammte Armee beständig unter den Waffen hielt, brach. So lange die Leibeigenschaft bestand, erwarb jeder Leibeigene, der in das Heer trat, für sich und seine Kinder die Freiheit. Diese Einrichtung bedingte, da das Interesse der Gutsherrn geschont werden mußte, die endlose Länge der Dienstzeit, die Seltenheit der Aushebungen und die Unmöglichkeit zu dem im gesammten übrigen Europa längst adoptirten System überzugehen. Nur im Kriegsfall durfte die Regierung öftere Rekrutenaushebungen vornehmen und doch waren dieselben unumgänglich, weil die Hälfte der Armee aus alten, durch die endlose Länge der Dienstzeit verkommenen, zum Theil ganz unbrauchbaren Soldaten bestand. Mit der sofortigen militärischen Verwendung der Neuausgehobenen hatte es gleichfalls seine Schwierigkeiten gehabt; die alten Regimenter waren nur dem Namen nach complett und zur Bildung neuer Truppentheile fehlte es an Cadres, an Offizieren an Ausrüstungsmaterial. Erst durch jahrelangen Garnisondienst konnten die neuausgehobenen Truppen einigermaßen brauchbar gemacht werden. Diese Uebelstände hatten sich während des Krimkrieges mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt; trotzdem, daß 900,000 Soldaten bei der Fahne standen, hatte man keine Kräfte, welche dem Feinde entgegengestellt werden konnten. Eine ganze Armee stand in Polen, um hier allen Aufstandsgelüsten vorzubeugen, eine zweite war im Innern des Reichs verstreut, um die Gutsbesitzer gegen Bauernaufstände zu schützen. Was übrig blieb bestand zur Hälfte aus alten, abgelebten, unbrauchbaren Leuten — mit den Neuausgehobenen wußte man aus den angegebenen Gründen Nichts anzufangen. Dazu kamen die Mängel eines veralteten, blos auf Schaustellungen berechneten Exercirreglements, unmenschlicher Härte in Behandlung der zu Maschinen herabgesunkenen Leute, eines elenden Verpflegungswesens und der vollständigen Unbildung des Offiziersstandes, der sich blos auf den Gamaschendienst verstand und dessen Bildungsanstalten so gut wie Nichts leisteten. Endlich bedingte der Mangel an ausreichender Fabrikproduktion, überhaupt privater Industrie, daß die Armee ihre Bedürfnisse an Kleidung, Schuhwerk, Munition u. s. w. zum größten Theil selbst bestreiten und durch Leute anfertigen lassen mußte, welche als Soldaten zählten, vom Staat erhalten wurden, den Militärballast vermehrten und ebenso theuer wie schlecht producirten.

Nachdem die Aufhebung der Leibeigenschaft die Annahme eines neuen, rationelleren Wehrsystems ermöglicht hatte, entwarf Miljutin den

Plan zu einer Umgestaltung an Haupt und Gliedern. Zunächst wurde die bisher blos von einer Stelle aus geleitete Militärverwaltung decentralisirt; man bildete 8 Militärbezirke (Petersburg, Moskau, Orenburg, Kiew, Wilna, Warschau, Helsingfors und Riga) mit selbständigen Oberbefehlshabern, Stabs-, Proviant- und Fourage-Verwaltungen, welche unter der Oberaufsicht des Kriegsministers standen, sich aber selbständig bewegen und die Vortheile benutzen konnten, welche die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Landschaften boten. Sodann ging man zu dem System der Reserven über. Schon um der schwierigen Lage der Finanzen willen war in den ersten Jahren nach Abschluß des Pariser Friedens eine beträchtliche Reduction der Armee nothwendig — überdies fühlte man das Bedürfniß sich des ungeheuren Ballastes von alten, unbrauchbaren Soldaten zu entledigen. Nach einigen Jahren der Erholung und Vorbereitung trat sodann eine völlig neue Ordnung in Kraft. Jährliche Aushebungen und eine um $^3/_4$ ihrer bisherigen Dauer verkürzte Dienstzeit ermöglichten, daß man fortan den größten Theil der (bis jetzt auf die untersten Classen beschränkten) militärpflichtigen Bevölkerung durch die Armee gehen lassen, dann beurlauben und im Kriegsfall wieder unter die Fahnen rufen konnte. Dabei waren vornehmlich zwei Gesichtspunkte maßgebend: bei dem Uebergang vom Friedens- zum Kriegsetat sollte die Bildung neuer Truppentheile vermieden werden können, und blos eine Completirung der vorhandenen Regimenter eintreten, und zweitens sollten zur Einstellung in die active Armee nur geschulte und als Reservisten beurlaubte Leute verwendet werden. Die Zahl dieser Leute bildete die Differenz zwischen der Friedens- und Kriegsstärke und machte möglich, daß die neuausgehobenen Rekruten niemals in die active Armee, sondern zunächst in Reservebataillone traten; bei jedem Regiment befand sich ein solches Bataillon, das im Kriegsfall zum Regiment erweitert werden konnte.

Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die im alten System ergrauten, blos zu Paradezwecken tauglichen Offiziere und Mannschaften an das neue System und das neue, direct auf Kriegszwecke gerichtete Reglement zu gewöhnen. Zunächst bestanden beide Reglements neben einander und erst nach dem allmäligen Aussterben der alten Generation trat die neue Ordnung in Kraft. Die Offiziere wurden daran gewöhnt, ihre Leute besser zu behandeln, die Verpflegung wurde reichlicher und sorgfältiger controllirt, endlich im Jahre 1865 die Körperstrafe aufgehoben und auf die sog. Strafklasse beschränkt. Nicht minder wichtig waren die Reorganisation des Kosakenheers, die Aufhebung der Orenburger Militärkolonien und vor Allem die radikale Umgestaltung der

Cadettenhäuser und Militärlehranstalten, welche in Militärgymnasien und Fachschulen verwandelt wurden und schon wegen der Aufhebung der verderblichen Pensionate aufhörten, ausschließlich Stätten der Corruption und Unbildung zu sein. Daß Verkürzung der Dienstzeit, Besserung der Verpflegung, Milderung der Disciplin, Aufhebung der Körperstrafe und Erhöhung des sittlichen und intellectuellen Niveaus der Offiziere bereits gegenwärtig ihre Früchte zu tragen begonnen haben, geht aus dem Umstande hervor, daß die Sterblichkeit in der Armee sich binnen einiger Jahre von 66²/₃ pro Mille, auf 19¹/₂ vermindert hat. Die militärischen Sonntagsschulen, welche 1860 und 1861 in der Mehrzahl der Garde=Regimenter eingerichtet worden waren, mußten leider im Jahre 1862 geschlossen werden, weil sie zu Pflanzschulen des Socialismus geworden waren und sind seitdem nicht wieder eröffnet worden.

Nach den im Jahre 1868 von dem Militärschriftsteller General Fadejew veröffentlichten Berichten beträgt das Total der russischen Infanterie gegenwärtig 46 Divisionen (560 Bataillone reguläre Infanterie, 76 Grenadier= und 28 Schützenbataillone) und 260 Schwadronen regulärer Kavallerie. In seiner vollen Kriegsstärke soll jedes Bataillon 1000 Mann zählen, für die Friedenspräsenz werden drei verschiedene Grade (350, 500 und 680 Mann) angenommen, so daß die Zahl der russischen Soldaten im Kriegsfall gegen den Friedensetat verdreifacht werden kann. 82 Reserve=Bataillone, die in Friedenszeiten den Dienst der früheren „inneren Wache" versehen, sind bestimmt die Leute aufzunehmen, welche hier zum Eintritt in die active Armee vorbereitet werden sollen. Die Neubewaffnung mit Hinterladern kann aus finanziellen Rücksichten nur allmälig bewerkstelligt werden, dagegen sind die Feldbatterien der Artillerie zu Fuß und zu Pferde bereits mit Hinterladungsgeschützen (9= und 5=Pfündern) versehen worden.

Von gleicher Wichtigkeit, wie die Reformen auf militärischem Gebiet, sind die Maßregeln gewesen, welche getroffen oder angebahnt werden, um verschiedene wirthschaftliche Staatsanstalten in private Hände übergehen zu lassen. Es hatte zu der Signatur des alten Systems gehört, daß der Staat wie der einzige Pädagog, Rechtslehrer und Volkswirth auch der größte russische Unternehmer sein wollte und daß den einzelnen Funktionen staatlicher Thätigkeit keinerlei entsprechende Strömungen privater Arbeit parallel liefen, mithin für die bezüglichen Branchen aus diesem Grunde jede Concurrenz ausgeschlossen war. Wie den staatlichen Bildungsanstalten keine Privatschulen, den Richtern keine Advokaten fördernd und anregend zur Seite standen, so sollten auch Eisenbahnen, Fabrikation und Bergbau möglichst in die Hände staatlicher

Verwaltung gelegt und private Unternehmungen dieser Art nur geduldet werden, wenn sie sich die Aufsicht der parallellaufenden „Kronsanstalten" gefallen lassen und den Systemen dieser fügen wollten. Der Erfolg war gewesen, daß die gesammte Productionskraft der Nation herunterkam; die Privaten waren durch hundert lästige und tendenziöse Einschränkungen an der freien Entfaltung behindert und der Staat machte trotz des Mangels aller gefährlichen Concurrenz die schlechtesten Geschäfte, denn wie alle übrigen Zweige der Administration waren auch die auf diese Branchen bezüglichen ungeschickt organisirt, miserabel verwaltet gewesen. Die Kronsfabriken kosteten Millionen, producirten erbärmliche Waare und kamen dennoch nie auf die Kosten, die Erträge des Minen- und Bergwerkwesens hatten sich binnen 60 Jahren um blos 2½ Millionen Pud (1 Pud = 40 Pfund) vermehrt (in England hatten sie sich innerhalb des gleichen Zeitraums vervierzigfacht), die Domänenverwaltung kostete beinahe ebenso viel als die ungeheuren Staatsländereien einbrachten und verstand es doch nicht die Kronsbauern auf einen grünen Zweig zu bringen, und die Moskau-Petersburger Staatsbahn (die einzige Eisenbahn, die Alexander II. bei seiner Thronbesteigung vorfand) war trotz der unerhörten Kostspieligkeit ihrer Verwaltung so schlecht administrirt, daß die Kaufleute oft Wochen lang warten mußten, ehe ihre Güter spedirt wurden, und immer wieder drohten, zu den alten Frachtfuhrleuten zurückkehren zu wollen, weil diese prompter, ehrlicher und sorgfältiger in der Behandlung der Waaren wären. — Für all' diese Gebiete der Administration brachte das Jahr 1867 eine heilsame Krisis: im Januar desselben wurde die Verwandlung eines großen Theils der Domainenpächter in Eigenthümer und die Aufhebung der meisten Domainenhöfe ausgesprochen, im März und April trat die Regierung mit der Absicht hervor, die russisch-amerikanischen Colonien und die Nikolai-Staatsbahn (Moskau-Petersburg) zu verkaufen und einige Wochen später that das Finanzministerium seine Absicht kund, die Staatsbergwerke zu verkaufen resp. zu verpachten und die albernen Beschränkungen aufzuheben, welche bis dazu das private Hütten- und Minenwesen und die sibirischen Goldwäschereien unter dem Vorwande nothwendiger staatlicher Ueberwachung niedergehalten hatten. — Diese Entschließungen haben, obgleich sie noch nicht in allen Theilen ausgeführt worden sind, doch schon gegenwärtig entschiedenen Nutzen gebracht. Der Staat ist eine Unzahl diebischer und unbrauchbarer Beamten losgeworden, er hat Aussicht seine Einnahmen beträchtlich zu erhöhen, und die Befreiung von dem büreaukratischen Ballaste der bezüglichen Verwaltungen kommt der gesammten Staatsmaschine

zu Gute, die einfacher geworden ist und darum sorgfältiger controllirt werden kann.

Sehr viel ungünstiger war der Verlauf, den die Versuche zur Durchbrechung des Prohibitivsystems und zur Annahme einer gesunden Handels- und Zollpolitik nahmen.

Trotz der freihändlerischen Neigungen, welche dem Finanzminister v. Reutern und einem Theil seiner Beamten imputirt wurden, gelang es den Monopolisten in Handel und Industrie als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen, den die Denkschrift des beständigen Ausschusses des deutschen Handelstages in der Tariffrage heraufbeschworen hatte. Nicht nur daß das aus gewählten Sachverständigen bestehende Comité, welches der Minister zu Rathe zog, fast ausschließlich aus Schutzzöllnern bestand und fast sämmtliche Handelskammern des Reichs im Sinne des engherzigsten Protektionismus ihre Stimmen abgaben, die öffentliche Meinung und die national-demokratische Presse standen — wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — fast ausnahmslos auf Seiten des Prohibitivsystems; die Folge davon war, daß der neue Tarif dem alten an Engherzigkeit und Schwerfälligkeit Nichts nachgab. Neben der volkswirthschaftlichen Unbildung, welche im Handelsstande noch heimischer ist als in der Büreaukratie, und der unsinnigen Berufung auf das Beispiel Amerikas, mit dessen analoger Entwicklung auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet zu prahlen Mode war und ist, trug der nationale Hochmuth zu diesem traurigen Resultat am meisten bei. „Was im Westen taugte — ist für Rußland Verderben", „wir wollen uns auch wirthschaftlich vom Abendlande emancipiren", „unsere Produktion soll ebenso national bleiben, wie unsere Bildung" — das waren die Schlagworte, welche Aksakow's „Moskwa" unter die Massen geworfen hatte und die (trotz des zeitweisen Widerspruchs der Moskauschen Zeitung) gedankenlos nachgebetet und bis zum Ekel wiederholt wurden. Nur bezüglich des Materials für Eisenbahnen und den Eisenbahnbetrieb behielten die gesunde Vernunft und die bessere Einsicht des Finanzministeriums die Oberhand, und wesentlich diesem Umstande ist es zu danken, daß das russische Schienennetz sich außerordentlich rasch verbreitet hat und nächstens die gesammte westliche Hälfte des ungeheuren Reichs umspannen wird. Die meisten Bahnen wurden durch Private und durch die Landschafts-Verwaltungen in Angriff genommen, welche eigentlich nur in dieser Beziehung etwas genützt haben. Leider ist der Aufschwung der Eisenbahnbauten von einem Ueberwuchern schwindelhafter Actienspeculationen begleitet gewesen, das noch gegenwärtig zunimmt, dessen trauriges Ende sich aber schon jetzt unschwer voraussehen läßt.

Daß auf diesen Gebieten des öffentlichen Lebens, welche zu der polnischen Frage und zu dem eigentlichen Herzen der inneren russischen Politik nicht in direkter Beziehung stehen, Erhebliches geleistet, zum Theil sogar die ungeheure Versäumniß der nikolaitischen Periode eingeholt worden ist, läßt sich nicht läugnen. Desto trauriger sieht es überall da aus, wo die Fragen der staatlichen Gewichtvertheilung und der politischen Moral und wo die Entwicklung zur Freiheit ins Spiel kommt. Daß die Provinzialvertretung zufolge des prävalirenden Einflusses der rohen Massen, des Ausschlusses aller Oeffentlichkeit und der Unterbindung aller freien Selbstthätigkeit eine Fehlgeburt ist, wissen wir bereits. Ebenso schlimm ist es um die ländlichen Zustände bestellt. Der große Grundbesitz geht dem Bankerott entgegen, die Bauerschaften sind in Liederlichkeit, Arbeitsscheu, Völlerei und Verarmung versunken. Conservative, demokratische und politisch-neutrale Beurtheiler der ländlichen Zustände stimmen darin überein, daß die Production rückwärts geht, daß der Viehstand und der Umfang der bebauten Territorien fortwährend abnehmen, der Werth des Grund und Bodens zugleich sinkt, die bäuerliche Moralität ungeheure Rückschritte gemacht hat, und daß alle Mittel zur Hebung der Volksbildung fehlen. Zufolge des unseligen Instituts des ungetrennten Gemeindebesitzes und der solidarischen Haftbarkeit aller Gemeindeglieder ist es im nördlichen Rußland bereits dahin gekommen, daß die Gemeinden nur noch mit Mühe Individuen ausfindig machen können, welche die Bewirthschaftung leer gewordener Parcellen übernehmen, auch wenn dieselben ihnen zu Spottpreisen angeboten werden. Ohne Rücksicht darauf hält die Demokratie an dem Cultus der neuen Civilisationsformel fest und läugnet sie die auf der Hand liegenden Uebelstände mit kecker Stirn. Die furchtbare Hungersnoth, welche im Winter 1867—68 wüthete, legte nicht nur einen furchtbaren Grad wirthschaftlicher Verkommenheit, sondern die gewissenlose Ausplünderung der Gemeindekassen und Gemeinde-Magazine durch die von den Bauern selbst gewählten Beamten bloß. Nichtsdestoweniger wurden die Warnungen dieser furchtbaren Katastrophe leichtfertig in den Wind geschlagen und mußte der Minister des Innern Walujew (der einzige conservative Staatsmann, der neben dem Grafen Schuwalow übrig geblieben war und ein unbefangenes Urtheil über die Gefährlichkeit des Miljutin'schen Systems besaß) in Folge derselben seinen Abschied nehmen. Schon aus der Besorgniß davor, durch Erhöhung des Einflusses der großen Grundbesitzer die bauernfreundliche Russification der ehemals polnischen Länder gehemmt zu sehen, widersetzt die demokratische Nationalpartei sich allen Vorschlägen, welche behufs

Umgestaltung der Provinzialstände und der ländlichen Gemeindeverwaltung und Jurisdiction gemacht worden sind. Sie hält unerschütterlich an dem Glauben fest, das Heil könne nur von dem national gebliebenen Bauernstande kommen und der „gesunde russische Sinn" werde binnen Kurzem die Uebel geheilt haben, an welchen die ländlichen Zustände kranken.

Mit der Russification der ehemals polnischen Provinzen, der so ungeheure Opfer gebracht worden sind und welche man zu dem maßgebenden Gesichtspunkt der gesammten inneren Politik gemacht hat, ist es inzwischen absolut nicht vorwärts gegangen. Weder ließ sich das Verbot des Gebrauchs der polnischen Sprache durchführen, noch hat man mit dem massenhaften Import russischer Beamten und mit jenem Gesetz vom December 1865, welches nur Russen zum Ankauf der massenhaft in Litthauen confiscirten Güter berechtigte, irgend etwas Wesentliches erreicht. Die absolute Rechts- und Eigenthumsunsicherheit, welche in dem General-Gouvernement Wilna herrscht und welcher trotz wiederholten Wechsels des gesammten Beamtenpersonals nicht gesteuert werden kann, weil die Straflosigkeit aller bäuerlichen Excesse gewohnheitsrechtlich sanctionirt worden ist, verscheucht die russischen Güterkäufer trotz aller ihnen gebotenen Vortheile und trotz der niedrigen Preise des Grund und Bodens immer wieder aus dem Lande, während die Polen sich allen Proscriptionsgesetzen zum Trotz in ihrer alten Heimath unter hundert verschiedenen Vorwänden zu behaupten wissen. Nicht einmal die schon im Jahre 1863 dekretirte Ablösung des bäuerlichen Grund und Bodens hat man zum Abschluß zu bringen vermocht, denn jeder neue General-Gouverneur brachte ein neues System und neue Beamte mit, welche mit den alten einen verzweifelten Kampf kämpften, während die Denunciationen der allmächtigen Moskauer Presse immer wieder Eingriffe der obersten Verwaltungsstellen provocirten und dadurch das vorhandene Chaos nur vermehrten. Während für die Regierten alle Sicherheit des Eigenthums und der Grenzen geschwunden ist, zerfleischen die Regierenden sich untereinander. Am deutlichsten hat die Systemlosigkeit und Unfähigkeit der nach Litthauen importirten Missionäre der Rechtgläubigkeit und der russisch-demokratischen Idee sich auf kirchlichem Gebiet und namentlich in Sachen der vielbesprochenen Einführung der russischen Sprache in die römisch-katholischen Gottesdienste bekundet. Zunächst wurde Jahre lang darüber gestritten, ob man den Katholicismus ganz ausrotten oder aber die wesentlich polnische katholische Kirche Litthauens russificiren sollte. Die Moskausche Zeitung, welche die letztere Ansicht vertrat und wohl einsah, daß die in einzelnen Kreisen

geglückte Propaganda der Popen auf größere Erfolge nicht zu rechnen habe und daß die Unterstützung derselben durch Kosaken und Gensd'armen leicht zu gefährlichen Conflicten mit dem bereits geweckten Fanatismus des Landvolks führen könne, setzte durch, daß die Abhaltung russischer Gebete und Predigten für alle katholischen Kirchen des General-Gouvernements angeordnet und wirklich in Angriff genommen wurde. Während die russische Presse noch von Triumphartikeln über diese neue Errungenschaft überfloß, mußte der General-Gouverneur Potapow aber berichten, daß die russische Sprache höchstens in einigen Städten, auf dem flachen Lande aber nirgend verstanden werde; es sei darum nothwendig, zunächst festzustellen, welche Sprachen in den einzelnen Gegenden gesprochen würden und nach Absteckung der Sprachgrenzen litthauische, samogitische, lettische, weißrussische u. s. w. Gottesdienste anzuordnen. Unterdessen hatte die für das Russificationswerk besonders eifrige Oberschulverwaltung bereits den Druck von Hunderttausenden russischer Exemplare der Breviere und Andachtsbücher besorgt und außerdem einen Befehl exportirt, der den Gebrauch aller mit lateinischen Lettern gedruckten Bücher (das heißt der gesammten vorhandenen litthauisch-samogitischen Volksliteratur) bei Strafe verbot. Natürlich ist die Moskausche Zeitung über den General-Gouverneur, der versteckter Polenfreundschaft beschuldigt wird, mit der größten Erbitterung hergefallen, aber der einmal vorhandenen Verwirrung und dem feindlichen Gegensatz zwischen den verschiedenen Verwaltungszweigen wird dadurch nicht abgeholfen und die bereits als gelöst bezeichnete Frage nach der Kirchensprache Litthauens ist für Jahre hinausgeschoben.

Diese Andeutungen werden dem Leser zu einer Vorstellung von der Thorheit und dem verderblichen Einfluß der gegen die westlichen Grenzländer Rußlands geübten Politik genügen. Die Rücksicht auf die in diesen Provinzen verfolgten terroristischen Zwecke vergiftet das gesammte innere Staatsleben Rußlands und bringt die bestgemeinten Reformen um ihre sittliche Wirkung und ihr gutes Gewissen. In den letzten Jahren ist das Uebel noch dadurch größer gemacht worden, daß das litthauische System mehr und mehr auf die Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland ausgedehnt und hier alles gesunde Leben, alle Entwickelung zu größerer Freiheit und Bildung gewaltsam erstickt wurde. Griechisch-orthodoxe Convertiten aus dem lettisch-estnischen Landvolk sind mit der Censur der Volksliteratur betraut, in den Landschulen wird die Erlernung der deutschen Sprache, des wichtigsten Bildungsmittels erschwert; in den Gymnasien sollen einzelne Lehrgegenstände russisch betrieben werden, die Aufhebung der Universität Dorpat ist das Lieblingsthema

der nationalen Presse, die wichtigsten Verwaltungsbehörden sind bereits in russischen Händen und werden von Beamten geleitet, welche ihre Hauptaufgabe in der Ausrottung gesinnungstüchtiger Collegen und der Unterdrückung der deutschen Geschäftssprache sehen — und Alles das geschieht im Namen des Liberalismus und der russisch-demokratischen Idee. Typisch für die Art von Freiheit, welche seit dem Jahre 1863 das Ideal der herrschenden Nationalen ist, erscheint das Gesetz vom 18. April 1865, welches die vielgerühmte russische Preßfreiheit schuf: die Journale in Moskau und Petersburg, welche Cautionen stellen, und alle in diesen Städten erscheinenden Bücher über 20 Bogen sind von der Präventiv-Censur befreit — in den inneren „Gouvernements" ist dieselbe nicht nur beibehalten, sondern von Jahr zu Jahr beträchtlich verschärft worden. Da es außerhalb der beiden Residenzen niemals eine russische Presse oder Journalistik von irgend welcher Bedeutung gegeben hat, liegt auf der Hand, daß diese Maßregel direkt gegen die westlichen, von Polen und Deutschen bewohnten Provinzen gerichtet ist. Nichtsdestoweniger hat bis jetzt keines der censurfreien russischen Blätter auch nur eine Sylbe über diese schmähliche Rechtsungleichheit verloren, im Gegentheil wimmeln die Organe des Moskowitischen Liberalismus von Denunciationen gegen die Schwäche der baltischen und polnischen Censoren und die Freiheit der unter diesen stehenden Journalisten.

Das ist der Ausgang, den die mit so großen Erwartungen begrüßte neue russische Aera genommen hat. So lange keine auswärtigen Verwickelungen eintreten, ist nicht abzusehen, daß sie die unheilvollen, seit dem Jahre 1863 eingeschlagenen Bahnen wieder verlassen wird. Jenes gegen die gebildeten Mittelklassen gerichtete Bündniß des Absolutismus mit den Massen, welches lange Zeit hindurch für die Signatur des zweiten Empire galt, hat im europäischen Osten eine ungleich größere Bedeutung gewonnen, als an unseren westlichen Grenzen. Die Folgen dieses Systems für Rußlands europäische Stellung werden in einer nicht allzu fernen Zukunft bemerkbar werden und in der künftigen Geschichte unseres Welttheils ein gewichtiges Wort mitzureden haben.

Alexander Herzen.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat es Männer gegeben, die es durch überwiegendes Talent zu einer Ausnahmsstellung brachten, welche über den speciellen Gebrauch ihrer Fähigkeiten hinwegsehen ließ. Nicht nur solche, welche eine weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen hatten, sind in dieser Kategorie gestanden: auch dem Träger eines Specialmandats der Vorsehung kann gelingen, daß er mit einem andern als dem gemeinen Maß der Menschen und Verhältnisse gemessen werde. Es kommt nur darauf an, daß man eine bestimmte Wahrheit zu sagen berufen sei und die Menschen haben alsbald den Eindruck, daß es sich bei dem Anhören derselben um ein unabwendbares Fatum handele, mit dem zu rechten überflüssig sei.

Die universelle Bildung und der skeptische Zug unserer Zeit haben dafür gesorgt, daß solche Specialapostel kaum mehr vorkommen, daß sie mindestens sehr viel seltener als früher dem Nivellirungsgelüst ihrer Zeitgenossen zur Last fallen. Wer hätte der Welt von heutzutage nur noch eine Wahrheit zu sagen und wo sind die Leute, die von der Unfehlbarkeit ihrer Meinung wahrhaft durchdrungen sind? Es genügt nicht, daß man im Ton der Zuversicht zu reden wisse; um sich bedingungslos durchsetzen zu können, muß man bedingungslos glauben, auf dem festen Punkt des Archimedes zu stehen und gleich diesem die Welt aus den Angeln heben zu können. An genialen Menschen hat es der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs gefehlt. Weitaus den Meisten von ihnen gebrach es aber an jener göttlichen Beschränktheit, die dem wahren Genius zu allen Zeiten eigen gewesen ist: ihr Wesen hat der Entdecker des Gesetzes der Schwere typisch in das Wort zusammengefaßt: „Ich habe immer daran und an nichts Anderes gedacht.“

In der Kategorie dieser phänomenalen Erscheinungen zu stehen, ist an und für sich noch kein entscheidender Vorzug; auf den Gebrauch des Talents kommt es an, damit dieses geadelt werde. Aber der große Proceß der Geschichte des Menschengeschlechts fragt nicht immer nach solchen Adelsbriefen. Ihm genügt nicht selten, daß eine gewisse Wirkung überhaupt erzielt werde und wer diese Wirkung hervorzubringen vermag, wird nach seiner specifischen Natur nicht weiter gefragt. Denen, die dem Entwickelungsgang der menschlichen Geschichte zu folgen versuchen, bleibt Nichts übrig, als den Geschmack der Geschichte anzunehmen, ihr Beispiel nachzuahmen. So lange das meiste Gute vi, clam et precario geschieht, hat Jeder, der überhaupt eine bestimmte Wirkung übte, den Anspruch, von Zeitgenossen und Nachkommen genommen zu werden wie er ist. Man kann ihn hassen oder lieben, aber ignoriren darf man ihn nicht.

In die kleine Zahl der modernen Erscheinungen, welche mit allen Merkmalen einer speciellen Mission ausgestattet und einer solchen bewußt waren, hat der Russe Alexander Herzen gehört. Innerhalb wie außerhalb der großen Monarchie des europäischen Ostens viel genannt, ist er bis jetzt nirgend völlig gewürdigt worden. In Westeuropa hat man sich um das Verständniß seiner kaum Mühe gegeben, weil er Russe war und weil man bei uns auf das Verständniß russischen Lebens und russischer Art durchschnittlich verzichtet; in Rußland hat Herzen durch die letzte Phase seiner Thätigkeit zu empfindlichen Anstoß gegeben, als daß Anspruch auf seine volle Schätzung zur Zeit schon erhoben werden könnte. Daß dieselbe auf die Länge nicht fehlen werde, steht, was Rußland anlangt, schon gegenwärtig fest; an seinem Grabe sind Worte der Versöhnung und Anerkennung von allen Parteien, auch von der seiner erbittertsten Gegner gesprochen worden, die in dieser Beziehung alle Zweifel ausschließen. In Westeuropa kann es aus Gründen verschiedenster Art länger dauern, bis man Alexander Herzens universeller Bedeutung gerecht wird. Daß der größte moderne Journalist auf eine solche Anspruch hat, wollen die nachstehenden Blätter zu beweisen versuchen: zunächst nehmen sie die Theilnahme des Lesers aber nur für die Verhältnisse in Anspruch, in denen dieser merkwürdige Mensch geboren wurde und die die beste Erklärung für sein Wesen wie den Rechtstitel der wunderlichen Mission geben, die ihm zu Theil geworden. Zug für Zug ist der russische Staat, der Alexander Herzen geboren, das negative Bild der Zustände, welche der Vater des jungrussischen Socialismus anstrebte und zu deren Verwirklichung er mehr gethan hat als seine gesammte russische Zeitgenossenschaft, die befreundete, wie die

feindliche. Wenn irgendwo, so hat hier das merkwürdige Wort der Staël „Tout comprendre, c'est tout pardonner“ sein Recht.

Alexander Herzen wurde im Jahre 1811 als der illegitime Sohn eines russischen Vaters und einer deutschen Mutter zu Moskau geboren. Der Vater gehörte jener titellosen höchsten Schicht des russischen Adels an, welche die erbliche Pairie dem Hofe zunächst stehender Militär- und Dienstaristokraten bildet. Monsieur Jakowlew, verabschiedeter Capitain des Garde-Infanterie-Regiments Ismailow und Inhaber eines ungeheuren Vermögens gehörte jeder Zoll den russischen Großen an, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geboren und unter den Einflüssen der französischen Modephilosophie erzogen, dem Volk das sie repräsentiren sollten und den Verhältnissen, von denen sie getragen wurden, als vollständige Fremdlinge gegenüberstanden und niemals auch nur einen Versuch zur Verständigung mit denselben machten. Herzens Großvater war früh gestorben und hatte eine zahlreiche Familie hinterlassen; die Töchter hatte man so schnell wie möglich an reiche Magnaten verheirathet, die Söhne wurden noch als halbe Knaben in die Garde, die in Rußland aller künftigen Größe Anfang war und ist, gesteckt. Der Vater unseres Helden erhielt seine früheste Erziehung in dem Hause einer alten frommen Tante, die noch in jenem abergläubischen, aller westeuropäischen Sitte abgewandten Altrussenthum steckte, das seine Tage zwischen kirchlichen Uebungen, reichlichen Mahlzeiten, langweiligen Gesellschaften und den Genüssen eines brutalen Luxus zu theilen gewohnt war. Unterricht und Erziehung des Knaben wurden einem Franzosen anvertraut, der seine Aufgabe darin sah, seinen russischen Zögling zum Franzosen und Voltairianer zu machen und diese so vollständig erfüllte, daß der junge Jakowlew Zeit Lebens nur mangelhaft russisch sprach und sich dieser Sprache eigentlich nur im Verkehr mit Dienstboten und Geschäftsleuten bediente. Sechzehn Jahre alt trat er als Sergeant in die Garde, um während der letzten Regierungsjahre Catharina's II. den zum Staatsmanne bestimmten beau zu spielen und seine Aufmerksamkeit zwischen französirten Hofdamen und französischen Tänzerinnen zu theilen. Als Paul I. den Thron seiner Mutter bestieg und das otium cum dignitate, dessen die goldene Jugend der privilegirten Regimenter bis dazu genossen, in einen gefährlichen, nach preußischem Muster zugeschnittenen, aber mit russischem Geiste erfüllten Sclavendienst zu verwandeln Miene machte, nahm der junge Voltairianer sofort seinen Abschied, den er mit dem Rang eines Capitains erhielt. Der Ehrgeiz, der seine Kameraden erfüllte und diese in der Folge zu Generals en chef, wirklichen und unwirklichen Geheimräthen machte, scheint Herrn Jakowlew nicht eigen-

thümlich gewesen zu sein. Er nährte zunächst nur den einen Wunsch, ins Ausland zu reisen und die Wunderwelt durch den Augenschein kennen zu lernen, deren Bildung sein bester Besitz war. Erst nach dem Tode des soldatischen franzosenfeindlichen Kaisers, dessen gesammtes Regentenleben in dem Kampf gegen den „Jacobinismus" aufging, erreichte Herr Jakowlew das Ziel seiner Wünsche. Zehn Jahre lang (1801 — 1811) durchreiste er die Länder des europäischen Westens, mit deren Bildung und Sprache er bald innig vertraut zu sein glaubte. Kurz vor seiner durch den Ausbruch des großen russisch-französischen Krieges veranlaßten Heimkehr trat das wichtigste Ereigniß in dem Leben des jungen Reisenden ein. In Stuttgart lernte er ein bürgerliches junges Mädchen kennen, das ihm ernstere Theilnahme einflößte, als die leichten Eroberungen, die ihn bis dazu unterhalten hatten. An eine Heirath war trotz der Unabhängigkeit und trotz der Voltaire'schen Ideen des vornehmen Herrn nicht zu denken: ist es in der Aristokratie doch die Regel, daß die Anhänger liberaler politischer Ideen, social die verstocktesten Vertreter des Kastenvorurtheils sind. Der liberale Excapitain versprach der Geliebten, sie nie zu verlassen und dies Versprechen genügte ihr, Heimath und Aeltern aufzugeben und dem interessanten Fremdling in eine ungewisse Zukunft zu folgen. Als Mann verkleidet, verließ sie ihren Geburtsort, zunächst um nach Cassel zu gehen, wo sie in der russischen Gesandtschaft vor den Nachforschungen ihrer Aeltern versteckt blieb; Jakowlew's Bruder, der als russischer Minister am Hof König Jerome's lebte, wußte für Pässe zu sorgen und das junge Paar entkam glücklich nach Moskau, wo Herr Jakowlew dauernd seine Residenz aufschlug. Wenige Monate vor dem Eintreffen der Franzosen wurde die erste Frucht dieser Verbindung, Alexander Herzen, geboren. Ahnungslos ging die junge Mutter einer schweren Prüfung entgegen. Das glänzende Haus, das sie bewohnte, wurde wie der größte Theil der alten Zarenstadt ein Raub der Flammen, welche Rostopschin's wilder Patriotismus entzündet hatte und Stunden lang mußte Herr Jakowlew sammt Weib, Kind und Dienerschaft mit Lebensgefahr durch die von erhitzten Pöbelhorden erfüllten Straßen irren, in denen französische Soldaten und russische Proletarier sich rauften. Endlich stieß er auf einen italienischen Offizier, der sich des vornehmen Herrn, der la sua dolce favella mit Geläufigkeit sprach, bereitwillig annahm und ihm ein gesichertes Unterkommen schaffte. Wenig später erkannte der Habitué der großen Pariser Gesellschaft in dem Marschall Mortier einen alten Bekannten und dieser machte den Kaiser auf Herrn Jakowlew als einen zur Unterhandlung mit dem russischen Hof geeigneten grand seigneur russe

aufmerksam. Eines Morgens ward der Excapitain des Ismailowschen Regiments auf den Kremel beschieden, wo der Imperator ihn zu sprechen wünschte. Napoleon empfing den Mann, den er zum Träger einer wichtigen Mission bestimmt hatte, nicht ohne Güte*). Nach einigen einleitenden Phrasen kam er auf seine friedlichen Absichten und auf seine Ueberzeugung zu reden, daß der Krieg von England angestiftet sei und von beiden Theilen wider Willen geführt werde. „Ich habe", fuhr Napoleon fort, „mein Möglichstes gethan und zu Kutusow gesandt; dieser will von Verhandlungen Nichts wissen und weigert sich sogar meine Vorschläge dem Kaiser mitzutheilen. Wenn man den Krieg will, mag man ihn haben — meine Schuld ist es nicht." Herr Jakowlew, dem an der Verlängerung dieser Expectorationen wenig gelegen sein mochte, bat um die Erlaubniß die Stadt verlassen und seine Familie auf seine Güter bringen zu dürfen.

„Ich habe Niemand gestattet, die Stadt zu verlassen", antwortete der Kaiser. „Warum wollen Sie fort? was fürchten Sie denn eigentlich? Ich habe bereits die Wiedereröffnung der Märkte angeordnet?"

Herr Jakowlew machte die bescheidene Bemerkung, daß der Aufenthalt in einer verwüsteten, von Soldaten erfüllten Stadt für eine junge Frau und ein neugeborenes Kind mit mancherlei Unannehmlichkeiten und Gefahren verbunden sei.

Napoleon sann einen Augenblick nach. „Uebernehmen Sie es einen Brief von mir Ihrem Kaiser zu überbringen? Unter dieser Bedingung will ich Sie sammt den Ihrigen abziehen lassen."

„Ich übernehme es Sire, aber für das Resultat kann ich mich nicht verbürgen."

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Ihr Möglichstes thun werden, damit mein Brief an seine Adresse gelangt."

„Je m'engage sur mon honneur Sire."

Einige Stunden später war Jakowlew's Familie von Mortier im Hause des Generalgouvernements einquartiert und mit allem erdenklichen Comfort ausgestattet. Jakowlew selbst empfing aus der Hand Napoleon's ein „à mon frère l'empereur Alexandre" adressirtes Schreiben und einen von Mortier und dem Polizeidirector von Moskau unterzeichneten Reisepaß; der Kaiser war beim Abschied finster und übellaunig gewesen, denn die Feuersbrunst war inzwischen auf ihren Höhepunkt

*) Des nachstehenden Gesprächs, das Herzen nach der Erzählung seines Vaters aufzeichnete, wird sowohl in den Memoiren des Baron Fin wie in Michailewski-Danilewski's Geschichte des russischen Krieges Erwähnung gethan.

gelangt und schien selbst den Kremel zu bedrohen. — Jakowlew reiste mit seiner Familie ab; von den russischen Vorposten wurde er als verdächtig gefangen genommen und unter militärischer Bedeckung nach Petersburg gesandt; die junge Frau und ihre Begleitung ließ man nach Jaroslaw ziehen. Vier Wochen lang mußte Napoleon's Bote als Gefangener in Petersburg sitzen, dann wurde er mit der Ordre entlassen, sofort die Residenz zu meiden. Den Brief à mon frère Alexandre hatte Alexander's Günstling General-Adjutant Arattschejew in Empfang genommen — ob er an seine Adresse gelangte, ist unbekannt geblieben.

Dieser erregten Episode — es war die einzige im Leben Jakowlew's und blieb das grand évènement de sa vie, folgten Jahrzehnte tiefer, inhaltsloser Ruhe. Herr Jakowlew und sein Bruder, der inzwischen zum Senator gewordene ehemalige Gesandte am Hof König Jerome's lebten nach dem Abzug der Franzosen als Privatleute in Moskau, fest entschlossen, ein Leben „auf ausländische Manier", aber mit allen Vorzügen russisch-aristokratischen Luxus zu führen und sich im Genuß desselben in keiner Weise und durch keinen Menschen stören und geniren zu lassen. Daß dieser systematische Müßiggang, in dem ein Tag dem andern glich und selbst die Vorstellung zu erfüllender Pflichten fehlte, denen die es führten, allmälig zur Hölle werden mußte und daß die jungen Männer, die in dasselbe traten, früh zu hypochondrischen, sich und andere quälenden Greisen wurden, versteht sich von selbst; Herzen's Vater war zweifellos eine edle, humane Natur, ein Mann dem die Ideen der Aufklärung und Menschenliebe wirklich in Fleisch und Blut übergegangen waren, aber zugleich ein träger, anspruchsvoller und selbstischer Aristokrat. Der Mutter seines Sohnes hielt er das gegebene Versprechen bis an das Lebensende; sie theilte sein Haus, wurde von Dienstboten und Verwandten wie seine legitime Ehefrau behandelt, führte aber doch das traurigste, ödeste Leben von der Welt. Von der Gesellschaft ausgeschlossen wohnte sie mit ihrer französischen Kammerfrau, der russischen Wärterin des Knaben und einer Anzahl zu ihrem Dienst bestimmter leibeigner Lakayen und Zofen in einem Flügel des großen, palastähnlichen Jakowlewschen Hauses, ohne Verkehr, ohne Beschäftigung, inmitten eines Volks, dessen Sprache und Sitten ihr fremd und unverständlich waren. Die Zärtlichkeit, welche den Vater ihres Kindes an sie gefesselt hatte, war bald verraucht und das Verhältniß zu demselben wurde ein unleidliches, obgleich Herr Jakowlew ihr seine gelobte Treue hielt.

Herzen's Vater stand der Welt, die ihn umgab nicht weniger fremd gegenüber, als seine Lebensgefährtin. Bildung und jahrelanger

Aufenthalt im Auslande hatten ihn seinem Vaterlande so vollständig entfremdet, daß ihm jede Berührung mit seinem Volke zur Strafe wurde und daß er keine Spur von Verständniß für dasselbe besaß. Apathisch, jede Aufregung und jede Collision fliehend wurde er zum Sclaven seiner Dienerschaft, die er wieder seinerseits tyrannisirte Während Bildung und angeborener humaner Sinn ihn zum Gegner des auf Leibeigenschaft und Despotismus gegründeten russischen Systems machten, seine zu hohen Würdenträgern gewordenen Jugendfreunde sich gefallen lassen mußten, von dem liberalen Excapitain wegen ihres Hofschranzenthums aufgezogen zu werden und er sich nie zur Dekretirung einer Körperstrafe gegen seine Leute entschließen konnte, war er doch zugleich verstockter Aristokrat, unausstehlicher Haustyrann und gewissenloser Verwalter seines Vermögens und der mit demselben verbundenen Verpflichtungen. Nicht nur daß ihm der Verkehr mit den kaiserlichen Dienern, die er im Herzen verachtete, zum Bedürfniß geworden war, es verstand sich von selbst, daß er seinen Sohn für die „große Carrière" bestimmte, als derselbe noch in der Wiege lag. Während er sich sträubte, die Lasten seiner Erbleute im Geringsten zu erhöhen, ließ er dieselben in Unwissenheit verkommen und von nichtsnutzigen Verwaltern bis aufs Blut aussaugen. Er besaß allein in Moskau drei palastähnliche Häuser, von denen zwei leer standen und verfielen. Wenn man ihn fragte, warum er sie nicht vermiethe, lautete die Antwort regelmäßig: die Miether werden sie abbrennen lassen. Dabei war das Haus, in dem er lebte, keinen Augenblick vor Feuersgefahr sicher: Abends mußte dem Hausherrn regelmäßig rapportirt werden, ob alle Thüren und Fenster geschlossen seien, aber nie kam es ihm in den Sinn, selbst nachzusehen und davon Act zu nehmen, daß die Dienerschaft Nachts das Haus verließ ohne es zu schließen oder daß sie bei unbewachten Talglichtern Orgien feierte.

Der Sohn hat das Bild dieses wunderlichen Vaters so meisterhaft gezeichnet, auf den von diesem geübten Einfluß so großen Nachdruck gelegt, daß wir nicht umhin können, Herzen's Memorabilien aufzuschlagen und einige Abschnitte aus denselben mitzutheilen.

„Bis an das Ende seines Lebens drückte mein Vater sich schriftlich und mündlich in französischer Sprache sehr viel besser aus, als russisch — à la lettre las er nie ein russisches Buch, selbst die russische Bibel nicht. Die Bibel las er, der Schüler Voltaire's, freilich auch in andern Sprachen nicht, — er kannte sie nur von Hörensagen und wußte aus Citaten, worum es sich in der heiligen Schrift handle. Von russischen Schriftstellern behauptete er zwei, Derschawin und Krylow zu verehren: den ersteren weil er auf den Tod seines Oheims des Fürsten

Meschtscherski eine Ode gedichtet, den letzteren weil er ihn als Sekundanten bei einem Duell kennen gelernt hatte. Zufällig gerieth meinem Vater einmal Karamsin's russische Geschichte in die Hände — Kaiser Alexander hatte sie ja gelesen; er that sie indessen bald bei Seite, indem er behauptete, daß diese ewigen Isjäßlaws und Jaroslaws keinen Menschen interessiren könnten.

„Die Menschen verachtete er offen, öffentlich und sämmtlich. Nie und in keiner Lebenslage hat er auf Jemand gerechnet, nie, so weit meine Erinnerung reicht, Jemand um etwas gebeten. Freilich that er selbst für Niemand etwas. An den Verkehr mit anderen Leuten stellte er nur eine Forderung: gute Umgangsformen; les apparences, les convenances bildeten eine Art moralischer Religion für ihn. Er konnte Vieles verzeihen, zu Vielem durch die Finger sehen, aber Form- und Manierlosigkeiten brachten ihn regelmäßig um alle Fassung, um alle Toleranz, ja um jedes Mitgefühl. Gegen diese Ungerechtigkeit habe ich mich so häufig aufgelehnt, daß er sie endlich einräumte; bis dazu war er der festen Ueberzeugung, jeder Mensch sei zu allem Schlechten fähig, und wenn er es unterlasse geschehe das einzig aus Mangel an Nöthigung oder Gelegenheit — in Verletzungen der Umgangsform sah er dagegen persönliche Beleidigung, geflissentliche Mißachtung seiner Person oder „spießbürgerliche Erziehung", welche seiner Meinung nach von jeder menschlichen Gesellschaft ausschloß. „Wie es inwendig bei den Leuten aussieht", pflegte er zu sagen, „kann Niemand wissen — ich habe mit meinen eigenen Angelegenheiten zu viel zu thun, um mich um fremde zu bekümmern, geschweige denn anderer Leute Seelen und Absichten zu erforschen. Mit einem schlecht erzogenen Menschen auch nur in einem Zimmer zu sein, beleidigt mich aber gradezu, es froissirt mich; mag er der beste Kerl von der Welt sein, ich kann ihn nicht brauchen — er findet ja wohl im Paradiese einst seinen Platz. Im Leben ist der Esprit de conduite die Hauptsache, auf Kenntnisse, Geist u. s. w. kommt es sehr viel weniger an." Jedes Sichgehenlassen, jede Offenheit war meinem Vater in den Tod verhäßt — er nannte das Familiarität, wie er jede Empfindung Sentimentalität schalt. Und doch habe ich gesehen, daß das Herz dieses Greises mehr Liebe, mehr Hingabe barg, als man ahnte. Daß er nicht glücklich war versteht sich von selbst, daß seine Gegenwart hinreichte bei Andern jeden Frohsinn, jedes glückliche Lächeln zu verscheuchen wußte er und hatte er oft ironisch belächelt. Dazu lebte er der Ueberzeugung krank zu sein; er medicinirte beständig und war stets von unserm Hausarzt und einem Vierteldutzend consultirender Heilkünstler umgeben. Hand in Hand mit seiner Melancholie ging eine

ängstliche ökonomische Sorge um Kleinigkeiten. Seine Güter verwaltete er schlecht, unvortheilhaft für sich selbst und unvortheilhaft für die Bauern, seine Aufseher und missi domestici bestahlen ihren Herrn wie dessen Bauern. Dafür stand Alles, was er unter Augen hatte, unter doppelter und dreifacher Controlle. Während man von einem seiner Güter einen ganzen Wald stahl, von einem andern sämmtlichen Hafer verkaufte, schloß er Lichte und Weinreste weg. Er hielt sich gewisse privilegirte Diebe; der Bauer, der seine Einkünfte einsammelte, der jährlich die Verwalter und die Arbeiten revidiren sollte, kaufte sich nach Verlauf von zehn Jahren in Moskau ein solides Haus. Von Kindheit an haßte ich diesen Minister ohne Portefeuille, seit ich gesehen, wie er einen Greis maltraitirte. Mehr wie ein Mal fragte ich meinen Vater, wo Schtkin wohl das Geld zu seinem Hauskauf hergenommen habe, und regelmäßig erhielt ich zur Antwort: Der Mensch ist wenigstens nüchtern — er nimmt keinen Tropfen Schnaps in den Mund!

„Es war ein wunderliches Leben, das wir führten. Morgens um 10 Uhr verkündete der Kammerdiener, der bis dazu regungslos im Zimmer neben dem Schlafkabinet dagesessen hatte, meiner ehemaligen Wärterin, der Herr habe sich erhoben. Sofort wurde der Kaffee bereitet, den er allein in seinem Kabinet einnahm. Das ganze Haus veränderte dann plötzlich seine Physiognomie, die Dienerschaft begann das Haus zu säubern, mindestens eine derartige Beschäftigung zu fingiren; das Vorzimmer, das bis dazu leer gestanden, begann sich zu füllen, selbst der große Neufundländer Makbeth fand sich ein und stierte ins Feuer. Nach dem Kaffee ließ der alte Herr sich die Moskausche Zeitung und das Journal de St. Pétersbourg bringen; dabei ist zu bemerken daß die erstgenannte Zeitung damals schmutzig, feucht und schlecht gedruckt war und daß mein Vater die politischen Nachrichten stets noch ein Mal französisch las, indem er behauptete, das Russische sei „unklar." Zeitweise ließ er den „Hamburger Correspondenten" kommen, aber er konnte nicht darüber hinwegkommen, daß Deutsche mit deutschen Buchstaben druckten; regelmäßig machte er mich auf den Unterschied zwischen französischem und deutschem Druck aufmerksam und klagte über die verworrenen gothischen Schriftzeichen, die ihm mit ihren Schnörkeln die Augen ruinirten. Später wurde das Journal de Francfort gehalten und schließlich blieb es bei den vaterländischen Blättern.

„War die Lektüre beendet, so pflegte er gewahr zu werden, daß schon seit längerer Zeit Herr Karl Iwanowitsch Sonnenberg wartend vor ihm stand. Dieser Sonnenberg, der ein ehemaliger Kaufmann sein wollte und sich wahrscheinlich aus diesem Grunde den Ehrentitel

eines „Revaler Negocianten“ zugelegt hatte, war ein unansehnlicher Mann von etwa 40 Jahren, der das Leben eines Vogels führte d. h. niemals wußte, wo er die nächste Nacht schlafen und was er morgen essen werde; er galt für einen Günstling meines Vaters, obgleich es mit dieser Gunst sein eigenthümliches Bewenden hatte. Das hing so zusammen. Im Jahre 1830 hatte mein Vater das große elegante Hotel der Gräfin Rostopschin sammt Garten gekauft, in das wir übersiedelten, wenig später ein anderes Haus, das absolut überflüssig war. So standen zwei unserer Häuser leer — damit keine Feuersgefahr obwalte (die Häuser waren versichert) und damit keine Händel mit Miethsleuten vorkämen. Natürlich wurden diese Häuser auch nicht reparirt und so gingen sie mit Sicherheit dem Verfall entgegen. Eines derselben wurde nun dem obdachlosen „Negocianten aus Reval“ vulgo Karl Iwanowitsch eingeräumt und zwar unter der Bedingung, daß er die Thüren nach 10 Uhr nicht mehr offen ließ (sie wurden überhaupt nicht geschlossen) und daß der Inhaber sein Holz kaufte und nicht unserem Vorrath entnahm (er kaufte es in der That aber von unserm Kutscher) und daß Herr Sonnenberg außerdem die Funktionen eines Beamten zu besonderen Aufträgen bei meinem Vater übernahm d. h. Morgens fragte ob es keine Aufträge gebe, Mittags zur Mahlzeit erschien und Abends Neuigkeiten erzählte. So einfach das auch schien, so wußte mein Vater der Sache so viel Bitternisse beizumischen, daß unser armer Revaler, der alles Leid erfahren hatte, das einem Menschen ohne Geld, ohne Verstand, von kleinem Wuchs, knechtischem Gemüth und deutscher Herkunft zustoßen kann, — daß selbst dieser erklärte, es nicht länger aushalten zu können. Etwa alle zwei Jahr erklärte Karl Iwanowitsch, er sei tief beleidigt und habe es satt; dann machte er seine gesammte Habe zu Geld und kaufte dafür Gegenstände von zweifelhaftem Werth, um mit diesen in den Kaukasus zu gehen. Natürlich verfolgte ihn das Unglück sofort auf alle mögliche Weise: bald fiel ihm ein Pferd (er reiste mit eigner Equipage von Moskau bis nach Tiflis und Redut-Kalé), bald wurde er ausgeplündert, bald zerbrach sein Wagen und flossen seine Odeurkisten aus — — bald verlor er doch irgend etwas oder wenn es Nichts zu verlieren gab, so verlor er doch seinen Paß. Kurz, nach Ablauf von zehn Monaten war Karl Iwanowitsch immer wieder da, um sich meinem Vater vorzustellen, einige Haare und Zähne weniger aufzuweisen und persisches Insektenpulver oder alte tscherkessische Dolche zu präsentiren; das Ende vom Liede war dann regelmäßig, daß er in dem öden Hause seine Residenz aufschlug, Kommissionen ausrichtete und mit „eignem Holz“ die Oefen heizte.

„Hatte mein Vater das Erscheinen Sonnenbergs wahrgenommen, so fragte dieser nach dem Befinden, worauf mein Vater mit einer Verbeugung antwortete und dann irgend eine peinliche Frage aufwarf z. B. wo Herr Sonnenberg seine Pomade kaufe, warum diese so entsetzlich röche, wie sie heiße u. s. w. Hatte Karl Iwanowitsch versichert, diese Spezerei stamme aus einem französischen Laden und heiße „Nachtviolen", so versicherte mein Vater, ihm werde übel und befahl Eau de Cologne zu holen. Versuchte Karl dieselbe herbeizuschaffen, so verbat mein Vater sich jede nähere Berührung. War die Luftreinigung mittelst kölnischen Wassers vollendet, so erhielt Herr Sonnenberg einige völlig gleichgültige Aufträge (Ankauf von französischem Taback, englischer Magnesia, Besichtigung zum Kauf ausgebotener Wagen, die doch nicht gekauft wurden) um mit tief verwundeter Seele abzuziehen. — Dann erschien der Koch, um über seine Einkäufe zu rapportiren, Klagen über die zunehmende Theuerung auszutauschen u. s. w., dann der Kammerdiener, ein besonderes Stichblatt der übeln Laune seines Herrn, der Doctor u. s. f.

„Jährlich in der letzten Carnevalswoche, kurz vor der Abendmahlsfeier erschienen nach altem Brauch sämmtliche Dienstboten des Hauses, um für ihre Sünden Verzeihung zu erbitten; zu dieser feierlichen Handlung ließ mein Vater sich vom Kammerdiener in den Saal geleiten. Dann that er regelmäßig, als ob er einige seiner Leute nicht kenne. „Wer ist der ehrwürdige Greis, der dort in der Ecke steht?" wurde der Kammerdiener gefragt. „Der Kutscher Danilo" lautete die Antwort. „Ist es möglich?" fragte mein Vater dann, „wie der Branntwein die Leute doch rasch alt macht. Womit beschäftigt er sich denn eigentlich?" „Er trägt das Holz zum Heizen herbei." Der Alte nahm sofort eine betrübte Miene an, mein Vater aber fuhr fort. „Es scheint Du hast in 30 Jahren immer noch nicht gelernt zu sprechen; und wie trägst Du Holz, Du Freund? Du trägst das Holz wohl fort, aber nicht her! — Nun Danilo, der Herr hat mich gewürdigt, Dich noch ein Mal zu sehen. Nun ich verzeihe Dir Deine Sünden vom letzten Jahr — daß Du den Hafer verschleuderst und die Pferde nicht reinigst — verzeih Du mir auch. Schlepp Dein Holz nur weiter, so lang die Kräfte reichen — aber jetzt wo die Fastenzeit beginnt, würdest Du wohl thun, weniger Branntwein anzuwenden. In unsern Jahren ist es gefährlich und außerdem eine Sünde." — In diesem Styl ging es dann weiter."

Diese Proben werden zu einer Darstellung von der Wunderlichkeit der Verhältnisse genügen, in welchen der vereinsamte Knabe aufwuchs. Die einzigen Leute, die ins Haus kamen, waren Jugendfreunde, mit

denen der Vater alte Reminiscenzen austauschte und die er wegen ihrer glücklichen Dienstlaufbahn aufzog, und Verwandte, d. h. die bigotten, alt-russisch erzogenen an Fürsten verheiratheten Schwestern Jakowlew's und der „Senator", d. h. der jüngere Bruder, den wir als Gesandten am Hofe König Jerome's kennen gelernt haben; mit dem ältesten Bruder, einem halb-närrischen Wütherich im altrussischen Styl lebten die beiden „aufgeklärten", in Voltairescher Philosophie aufgewachsenen jüngeren Brüder in offener, langjähriger Fehde.

Wie es in der Natur der Verhältnisse lag, wuchs der Knabe zwischen Eindrücken der heterogensten Art auf; lieber als die öden Salons des Hauses, lieber als das leblose Boudoir seiner stillen, eingeschüchterten Mutter und die Stuben, in denen der Vater mit Generalen und Geheimräthen medisirte, waren ihm die Dienstbotenräume, in denen es doch zuweilen munter zuging. Zumal wenn Diner war und der Vater seine Verwandten, mit denen er kaum etwas gemein hatte, liebenswürdig zu bewirthen versuchte, schlich der Sohn, sobald es unbemerkt geschehen konnte, zu den Kammerfrauen seiner Mutter oder in die Kammer der Lakayen und ließ sich von ihnen erzählen. Noch war er nicht zwölf Jahre alt, so hatte er hier die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Aeltern und seiner Geburt bis ins Detail erfahren.

Dieser Umstand ist für das Leben und die Entwickelung des Mannes von entscheidender Bedeutung gewesen. Obgleich stets als legitimer Sohn behandelt und mit aller erdenklichen Sorgfalt erzogen, fühlte Herzen sich in dem aristokratischen Kreise, der seine Umgebung bildete und der trotz allem dem und allem dem großen Einfluß auf ihn übte, — als Fremdling, als blos Geduldeten. Schon als Kind hatte er sich das Wort gegeben, auf die glänzende Laufbahn, die die Stellung seines Vaters ihm versprach, zu verzichten und um keinen Preis den bunten Rock des Gardeofficiers anzuziehen, den der General-Gouverneur von Essen, ein Freund des älterlichen Hauses, ihm gutmüthig in Aussicht gestellt hatte. Mit einer weichen und ungewöhnlich früh entwickelten Phantasie begabt, nahm er schon als Kind an der Unfreiheit des Landvolks, die er bei sommerlichen Besuchen des Familienguts kennen lernte, empfindlichen Anstoß. Ihm genügte nicht, daß der Vater zu sehr Gentleman und zu aufrichtig Schüler der Encyclopädie war, um jemals die Anwendung von Körperstrafen dictiren zu lassen, er verlangte thatsächliches Eingreifen in das Elend der bäuerlichen Verhältnisse und Abschneidung all' der Härten und Mißbräuche, welche die Verwalter und Hausbeamten des Vaters verübten und die dieser ignorirte. „Jetzt hast Du Erbarmen mit uns, weil Du ein Knabe bist, —

bist Du erwachsen, so wirst Du es machen, wie sie es Alle machen", hatte ein alter Bauer dem mitleidigen Sohn des Gutsherrn einmal gesagt. Diese Worte waren wie Feuerflocken auf das Herz des frühreifen Knaben gefallen; er schwor sich, daß der Alte nicht Recht behalten sollte und diesen Schwur hat er mannhaft gehalten. Ungleich seiner Umgebung, sah Herzen in den Vorrechten seiner socialen Stellung schon als Kind einen beständigen Vorwurf, einen Sporn zur Ausfüllung der breiten und tiefen Kluft, welche in der alten russischen Gesellschaft die Privilegirten von dem Volk schied. Dem feinen Sinn des halbwüchsigen Knaben wurde schon früh offenbar, daß die seit den Zeiten Peters des Großen in die höheren Schichten der russischen Gesellschaft gedrungene westeuropäische Bildung die Lage des leibeigenen Landvolks und der niederen Klassen nur verschlimmert, das Volk um den Zusammenhang mit seinen natürlichen Führern gebracht und bedingungslos zum Material eines inhumanen Staatsbaus herabgewürdigt habe. Jene tiefe Discrepanz zwischen dem russischen Staat und der russischen Gesellschaft, welche fast allen ausgezeichneten Russen der neueren Zeit zum Ausgangspunkt ihrer Reformbestrebungen geworden ist, wurde auch von Herzen ihrer ganzen Tragweite nach empfunden; sie wirkte in der Folge bestimmend auf seine gesammte Lebensanschauung ein und vermittelte den Zusammenhang zwischen ihm und der Slawophilenschule, die als Todfeindin alles „westlichen Wesens" auf die Zeit rekurirren zu müssen glaubte, in der Herren und Knechte in der Nacht allgemeiner Unwissenheit brüderlich neben einander gesessen hatten.

Mit der natürlichen Anlage trafen die Verhältnisse in wunderlicher Weise zusammen. Der gesammte Bildungsgang des Knaben und Jünglings schien dazu prädestinirt, die in dem Kinde schlummernden revolutionären Neigungen und Anlagen zu wecken und auszubilden. Der erste Unterricht wurde von verlaufenen deutschen und französischen Dilettanten ertheilt, die in Moskau immer noch für Gelehrte galten und sich möglichst einfach mit ihren Verpflichtungen abzufinden wußten. Desto lebhafter fühlte der wißbegierige Knabe das Bedürfniß, was ihm der Unterricht schuldig blieb, durch Lectüre zu ersetzen, und zwar durch eine Lectüre, die die Literaturen dreier Völker umfaßte und nach Umfang und Inhalt einzig durch die Neigung des jungen Lesers bestimmt wurde: Von der Mutter hatte Herzen die deutsche, vom Vater die französische Sprache spielend erlernt; die gewählte Bibliothek des älterlichen Hauses bot die reichste Gelegenheit zu literarischer Verwerthung dieser Kenntnisse. Voltaire und die Encyklopädisten waren für den Sohn des französisch gebildeten Exgardisten selbstverständlich, Lafontaine's Romane und

Kotzebue's Komödien bildeten die Lieblingslectüre der Mutter, Werthers Leiden und Beaumarchais' Figaro zogen wegen ihrer oft gehörten Titel an, Schillers Dichtungen entsprachen dem idealistischen Triebe der Jugend und bedurften keiner weiteren Empfehlung. Die nächste Folge dieser ungeregelten Bildungsbestrebungen war freilich eine schädliche: die Bekanntschaft mit den französischen Classikern des 18. Jahrhunderts erstickte in dem Knaben mit der Achtung vor den überkommenen gesellschaftlichen und staatlichen Formen zugleich die wenigen Keime religiösen Glaubens und Empfindens, welche die eisige Luft des Jakowlewschen Hauses hatte aufgehen lassen. Herzen war schon als dreizehnjähriger Knabe ein so ausgemachter Freigeist, daß der harmlose russische Geistliche, der ihn zur ersten Abendmahlsfeier vorbereiten sollte, sich vor Entsetzen über eine so vollständige Glaubenslosigkeit nicht zu lassen wußte. Daß der junge Philosoph sich auch dem überkommenen Sittengesetz gegenüber ziemlich skeptisch verhielt, mindestens an der Libertinage seiner Umgebung keinen Anstoß nahm, war gleichfalls auf Rechnung dieser wildgewachsenen Leselust zu setzen, erwies sich übrigens in der Folge als ungefährlich. Das seiner idealistischen Natur eigenthümliche sittliche Pathos und die Eigenartigkeit seines Lebensgangs bewahrten Herzen vor den herkömmlichen Ausschweifungen der goldenen Jugend, die wegen ihres sarmatischen Beigeschmacks in Rußland von jeher besonders verderblich gewesen sind. Zieht man die Summe, so ergiebt sich zweifellos, daß die verfrühte Bekanntschaft mit der deutschen und namentlich der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts für den Schriftsteller, wie für den Menschen Herzen von Vortheil gewesen ist. Dem Einfluß dieser Studien war es zu danken, daß er schon als Kind mit Verachtung auf das leere, veräußerlichte Treiben der vornehmen russischen Gesellschaft, deren Gesinnungs- und Grundsatzlosigkeit und sklavische Abhängigkeit von kaiserlichen Launen herabsah und es unbegreiflich fand, daß der aufgeklärte Vater eine gewisse Sympathie mit diesem Treiben und eine gewisse Achtung für Erfolge der Carrière nie ganz verläugnen konnte. Während seine Altersgenossen keine andern Ideale als goldgestickte Gardeuniformen und wohlfeile Triumphe in der vornehmen Gesellschaft kannten und ohne Ahnung von einer höheren Bestimmung der menschlichen Natur blieben, richtete Herzens Sinn sich auf die Nothwendigkeit, mit den Menschen und Einrichtungen des westlichen Europa bekannt zu werden, dem man allen Schmuck des russischen Lebens zu danken hatte und an dessen Hand sich die Eroberung glücklicherer und würdigerer Zustände für das Vaterland hoffen ließen. Der ätzende Einfluß der Aufklärungsphilosophie wurde ihm zu einem

Mittel, den hohlen Schimmer und Firniß, der über der verfaulten altrussischen Gesellschaft lag, in sein Nichts aufzulösen und die Anziehungskraft dieser Welt eitler Genußsucht zu tödten. — Für den künftigen Schriftsteller war es außerdem ein unermeßlicher Gewinn, die besten Schöpfungen deutschen und französischen Geistes so frühzeitig und so gründlich kennen zu lernen, daß er ohne Anstrengung sein angeborenes Sprachgefühl ausbilden und eine wahrhaft unvergleichliche Herrschaft über die schriftstellerische Form erlangen konnte. An ihm bewährte sich Carl's V. tiefsinniges Wort, daß einer so viel Seelen hat, als er Sprachen kann. Dadurch daß Herzen den Geist der verschiedenen Sprachen aus den besten sprachlichen Mustern erkennen lernte und gleichsam spielend in die Unterschiede und Eigenthümlichkeiten derselben eindrang, erwarb er nicht nur eine souveraine Herrschaft über das Russische, das er in völlig neuer und eigenthümlicher Weise schrieb, sondern zugleich die Fähigkeit in die fremden Völkerseelen einzudringen. Daß er auch in seinen russischen Schriften gewisse Gedanken am liebsten deutsch oder französisch formulirte und mit wahrhaft unvergleichlichem Geschmack Citate aus diesen Sprachen heranzuziehen wußte, erscheint bei Herzen nicht als vornehme, im aristokratischen Salon angenommene Unart, sondern läßt sich regelmäßig auf das Bedürfniß zurückführen, charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihre Reinheit zu erhalten und die Dinge gleichsam in ihrer angeborenen Gestalt zu zeigen. Herzen ist einer der wenigen Russen, die Westeuropa wirklich verstanden haben; daß er in der That nicht nur russischer, sondern europäischer Schriftsteller geworden, hat er wesentlich dem Umstande zu danken, daß ihm beschieden war, schon als Knabe mit der Gesammtbildung seines Jahrhunderts und seines Welttheils Fühlung zu gewinnen.

An der revolutionären Richtung, die Alexander Herzen's Bildungs- und Entwickelungsgang einschlug, hat aber Rußland selbst einen noch viel größeren Antheil gehabt, als Westeuropas Philosophie und Literatur. In den Zeitpunkt von Herzen's geistigem Erwachen — er war im Jahre 1825 dreizehn Jahre alt, — fällt die Reaktion, welche seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus und der Unterdrückung des bekannten Decemberaufstandes Platz griff, um die freiere Richtung, die sich unter Alexander's milderem Regiment zu entwickeln begonnen hatte, bis auf die Spur auszurotten und eine Geistesöde zu schaffen, auf der 30 Jahre lang buchstäblich Nichts wachsen konnte.

Es ist bekannt, daß Alexander I. während des ersten Decenniums seiner Regierung liberalen und westeuropäischen Ideen entschieden zugethan war, daß er die Vorliebe seiner Großmutter für freie Institutionen

im Styl des 18. Jahrhunderts geerbt und in der Stille für den Gedanken geschwärmt hatte, Rußland in eine constitutionelle Monarchie zu verwandeln. Wie in Rußland von jeher üblich, wurde die liberale Tendenz des jungen Herrschers von der gesammten Aristokratie und den Spitzen der Civil- und Militärbüreaukratie nachgeahmt und namentlich mit der Vorliebe für englische Institutionen ein wahrer Cultus getrieben. Was Anfangs blos Modesache gewesen war, ging den Leuten und namentlich der jüngeren Generation aber bald in Fleisch und Blut über, und schon in den Jahren, welche der Verbrennung Moskaus und dem deutsch-französischen Feldzug vorhergingen, fehlte es in Civil und Militär nicht an Elementen, welche mit dem Liberalismus Ernst zu machen entschlossen waren. Während die Jahre 1813—17 diese Richtung unter den russischen Gebildeten nur befestigten und vertieften, wurden sie dem Kaiser bekanntlich zur Veranlassung einer Wandlung im reactionären Sinn. Metternich's Einfluß, das mystische Treiben der Baronin Krüdener und die nähere Bekanntschaft mit Jacobinern, Demagogen und Carbonaris machten den humanen russischen Herrscher ängstlich und mißtrauisch; man redete ihm so lange ein, daß er der Hort des legitimistischen und conservativen Europa sei und als solcher mit der Vernichtung revolutionärer und liberaler Ideen eine göttliche Mission zu erfüllen habe, daß er schließlich im eigenen Hause den Anfang machen und die Blüthen wieder zertreten zu müssen glaubte, die dem starren russischen Boden in den Honigmonaten seines Regiments und wesentlich unter seiner Mitwirkung entsproßt waren. Hatte er früher mit constitutionellen Velleitäten gespielt, die Anfänge einer selbständigen Literatur und Presse begünstigt, der religiösen Toleranz das Wort geredet und mit Vorliebe freisinnige Lehrer und Schriftsteller befördert, so steckte er jetzt wieder den eigenwilligen Autokraten, den bigotten Kirchendiener, den argwöhnischen Censor und starren Soldatenkaiser heraus. Die liberalen Freunde seiner Jugend verschwanden aus den höheren Aemtern, verloren ihren Einfluß oder zogen sich nach Moskau zurück, während despotische Wütheriche wie Araktschejew, der Gründer der scheußlichen Militärkolonien und Magnizki, der frömmelnde Bildungsfeind in Petersburg das große Wort zu führen begannen. 1822 wurden die Bibelgesellschaften, 1823 die Freimaurerlogen verboten und verschiedene freisinnige Lehrer der Universität Wilna entfernt, die geheime Polizei nahm wieder die dominirende Rolle auf, die sie in den Tagen Paul's behauptet hatte, und bald war das gesammte weite Reich von einem Netz von Spähern und Horchern überzogen. Und doch konnte keine Zeit für die Wiederaufrichtung reactionären

Regiments in Rußland übler gewählt sein, als der Ausgang des zweiten Jahrzehnts, denn grade damals kehrten die Gardetruppen von ihrem jahrelangen Aufenthalt in Frankreich nach Petersburg zurück. „Für den jungen russischen Adel", sagt ein Genosse jener merkwürdigen Zeit, „war der französisch-deutsche Feldzug mit dem Eintritt in eine Culturwelt gleichbedeutend gewesen, von der bis dazu nur Einzelne Kunde gehabt hatten. Unter einem milderen Himmel, inmitten neuer Verhältnisse, welche das Gepräge einer höheren Cultur trugen, unter dem Einfluß sanfterer Sitten und humanerer Lebensanschauungen gewannen die Offiziere Rußlands neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Zustände des Heimathlandes. Den jungen Männern, welche den größten Theil ihres Lebens in der Eintönigkeit entfernter russischer Provinzialstädte oder im bacchantischen Taumel der petersburger Feste verbracht hatten, ging am blühenden Strand der Loire und Garonne eine neue schönere Welt auf, deren Zauber sie sich mit Entzücken hingaben. Die Muße eines bloßen Besatzungsdienstes, die großen Entfernungen, durch welche die einzelnen Truppentheile von einander getrennt waren, verstatteten eine Freiheit der Bewegung, wie man sie bisher kaum geahnt hatte. Die politischen Parteikämpfe, welche Frankreich erfüllten, fanden an den jungen Fremdlingen aufmerksame und gelehrige Zuschauer. Gerade die tüchtigeren und strebsameren Elemente der russischen Garde sogen die Ideen von Bürgerthum, Freiheit und Verfassungsrecht mit Begeisterung ein und vertieften sich mit Leidenschaft und Bewunderung in das Leben des Volks, zu dessen Bekämpfung sie aus dem fernen Osten herangezogen waren. In mehr wie einer Brust lebte der Gedanke, ob es denn nicht möglich sein werde, die ferne Heimath der gleichen Wohlthaten theilhaft zu machen, und mit der warmen Begeisterung der Jugend setzte man über die tiefe Kluft hinweg, welche zwischen den russischen und den französischen Bildungsvoraussetzungen lag. Als die Jahre des Aufenthalts in Frankreich vorüber waren, zog die Blüthe des Offiziercorps der Garde mit der Absicht nach Hause, Frankreich nach Rußland zu importiren. Es bildeten sich zunächst in der Mehrzahl der besseren Regimenter Freimaurerlogen von rein politischer Färbung; als diese aufgelöst und verboten wurden, fanden ihre Glieder sich in geheimen Gesellschaften zusammen, die unter den Namen „Bund des Nordens", „Bund des Südens" und „vereinigte Slawen" das eine Ziel verfolgten, Rußland eine constitutionelle Staatsform zu verschaffen. Man wußte, daß sich der Kaiser Alexander selbst mit solchen Gedanken trug und glaubte deshalb im Sinne desselben zu handeln, wenn man einer Umgestaltung der russischen Verhältnisse vorarbeitete. Alexander aber, erschreckt durch

die liberale Bewegung in Deutschland, lenkte bald in andere Bahnen und jetzt stand der junge Militäradel in directem Gegensatz zu dem herrschenden System. Verschiedene Repressionsmaßregeln blieben erfolglos, zumal auch ein Theil der Soldaten von dem französischen Gift angesteckt war und eine Behandlung wünschte, wie er sie in Frankreich gesehen hatte und gewohnt geworden war. Die Enragés unter den Verschwörern wurden dem Kaiser immer mehr entfremdet und wandten sich einem republikanischen Ideal zu."

Zum Ausbruch kam diese Verschwörung erst nach Alexander's Tode und Nikolaus fiel das Amt zu, dieselbe zu strafen und auf ihre Ursachen zurückzugehen. So lange Alexander lebte, hatte selbst die in seinem Namen geübte Reaktion das humane Naturell dieses Herrschers nicht ganz verläugnen können; selbst bei Repressionsmaßregeln der verwerflichsten Art war eine Art von Schonung geübt, mindestens hervorragenden Persönlichkeiten ein gewisser Spielraum gelassen und der Schein vermieden worden, als seien Bildung und Aufklärung als solche auf die Proscriptionsliste gesetzt. Unter Nikolaus war von all' dem nicht mehr die Rede, mit rücksichtsloser Barbarei wurde Alles niedergetreten, was an die liberalen Velleitäten der früheren Periode erinnerte und in Staat und Gesellschaft gewannen die schlimmsten, rohesten und bildungsfeindlichsten Elemente alsbald die Oberhand. Nicht nur daß die Verschwörer selbst sammt ihren Angehörigen bis in das siebente Glied verfolgt wurden, — Alles was mit ihnen und den von ihnen verfolgten Ideen in Verbindung stand oder gestanden haben konnte, war dem Verderben geweiht. Ein furchtbarer Schrecken verbreitete sich über das gesammte Reich und vornehmlich über die gebildeten Schichten desselben; schaarenweise verließen die gebildeten und aufgeklärten Aristokraten, welche an Alexander's früheren Bestrebungen Theil gehabt oder wegen ihres jahrelangen Aufenthalts in Europa als „Liberale" und „Philosophen" bekannt waren, die Residenz, um sich nach Moskau oder in die Einsamkeit ihrer Landsitze zu flüchten und von dem unerbittlichen Herrscher und seinen Spähern vergessen zu werden. Auch Moskau, dem von jeher eine freiere Bewegung gegönnt gewesen war, als der Newaresidenz, galt nicht mehr für sicher; die Moskauer Hochschule war bei dem Kaiser als Stätte liberaler Bildungsbestrebungen besonders übel angeschrieben und die neu ernannten Gouverneure, Universitätscuratoren und Chefs der Geheimpolizei brachten in die altrussische Hauptstadt Instruktionen mit, die keinen Zweifel daran übrig ließen, daß dem revolutionären Uebel bis auf die Wurzel nachgegangen werden solle. Die beliebteren Universitätslehrer wurden veranlaßt, ihren

Abschied zu nehmen oder verkamen unter dem Druck unleidlicher Ueberwachung, während Vertreter der Servilität und des Obscurantismus in die wichtigsten Stellungen rückten und die einst so berühmt gewesene Hochschule systematisch herunterbrachten.

Das waren die Eindrücke, unter denen Herzen die Jahre verlebte, die den Knaben zum Jüngling machen und die Grundlinien seines Charakters und seiner Lebenstendenz bestimmen. Mit der gesammten strebsamen Jugend seiner Zeit wurde er zum geborenen Feinde des neuen Systems, zum unbedingten Anbeter der Principien, denen das gouvernementale Treibjagen galt. Die fünf „December-Märtyrer", deren Todesurtheile Nikolaus gegen die allgemeine Erwartung zur Ausführung bringen ließ, wurden der Jugend zu Heiligen, die Frauen der übrigen Rädelsführer, die ihren Männern in das sibirische Elend folgten zu Madonnen, und als Nikolaus acht Tage nach der Hinrichtung der Pestel, Murawjew, Kachowski, Rylejew und Bestuschew seinen Einzug in die Thore des Kremel hielt, sah der vierzehnjährige Knabe dem hohen kalten Mann bereits mit ausgesprochenem Haß in die strengen seelenlosen Augen. „Eine neue Welt", heißt es in Herzen's Memoiren, „war in mir aufgegangen und ich fühlte bald, daß dieselbe fortan den Mittelpunkt meiner geistigen und moralischen Existenz bilden werde; ich fühlte, daß ich niemals auf der Seite der Sieger, der Helden des Kerkers, der Kartätschen und der Galgen stehen würde, Pestel's Hinrichtung machte dem Traumzustande meiner kindlichen Seele für immer ein Ende, fortan war ich im Schlaf und im Wachen mit politischen Gedanken erfüllt." — Der Zufall wollte, daß Herzen's damaliger französischer Lehrer ein alter Jacobiner war, der mit seinen Apologien der Hinrichtung Ludwig's XVI. und der steten Versicherung „il a été traître de la patrie" reichlich dazu beitrug die revolutionären Neigungen des Knaben zu befestigen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der alte Jakowlew seinen Sohn ursprünglich für die Militär-Carrière bestimmt, diesen Wunsch aber zufolge des energischen Widerstandes, der ihm geleistet wurde, aufgegeben hatte. Eine Zeitlang war nun davon die Rede, daß Alexander studiren und womöglich Diplomat werden sollte. Das Verdict der kaiserlichen Ungnade, das über der Moskauer Universität lag, hatte aber nicht verfehlt, auch auf den alten Voltairianer Eindruck zu machen, der sein Leben lang Nichts so ängstlich geflohen war, als Aufregungen und Unannehmlichkeiten. Der ci devant Freigeist begann alsbald in das allgemeine Horn zu stoßen, über die revolutionären Thorheiten der Jugend und den verderblichen Geist der

Moskauer Hochschule zu klagen und anzudeuten, daß er jeder Ansteckung seines Sohnes durch dieses Gift vorzubeugen Willens sei. Durch seine Verbindungen wußte er zu bewirken, daß der kaum 17jährige Alexander im Jahre 1829 durch den Fürsten Jussupow in die von diesem geleitete „Kremel-Expedition" aufgenommen und feierlich als Beamter registrirt wurde. Von dienstlichen Verpflichtungen war selbstverständlich nicht die Rede; Herzen hat die Kremel-Expedition nur ein einziges Mal betreten, und das um ein Papier zu unterzeichnen, das er nicht einmal durchzulesen für der Mühe werth hielt. Das ganze Arrangement war nur getroffen worden, damit der junge Beamte nach Jahresfrist einen „Tschin" (Classenrang) und außerdem das Recht erhielt, an den wissenschaftlichen Separat-Cursen Theil zu nehmen, die von den Universitätsprofessoren für junge Beamte gelesen und von diesen mit 20 Rubel pr. Stunde bezahlt wurden. Kaum hatte Herzen von diesem Plan gehört, als er dem Vater erklärte, diese aristokratischen Beamtencurse stünden bei der gesinnungstüchtigen Jugend im Ruf der Lächerlichkeit und des Dilettantismus, er werde an denselben unter keinen Umständen Theil nehmen und verlange in aller Form Student zu werden; andernfalls werde er seinen Abschied aus der Expedition verlangen. Nach längerem Schelten mußte der Vater nachgeben, er fuhr zum Fürsten Jussupow und bat denselben, es so einzurichten, daß sein Sohn zugleich Student und Beamter sei. Der Fürst ließ sofort seinen Secretär kommen und befahl demselben, sofort einen dreijährigen Urlaub für den Beamten Herrn Alexander Herzen auszufertigen. Mit ängstlicher Verlegenheit erwiderte der Secretär, daß das doch wohl nicht gehen werde, da das Gesetz längere als viermonatliche Beurlaubungen ausdrücklich untersage. „Was das für Unsinn ist", gab der Fürst zur Antwort — „immer wieder diese gesetzlichen Schwierigkeiten! Wir müssen das anders einrichten: schreiben Sie, daß ich Herrn Herzen auf drei Jahre behufs Ausbildung in den Wissenschaften zur Universität abkommandire."

Und so geschah's — in dem alten Rußland war für Leute, die der herrschenden Kaste angehörten, eben Nichts unmöglich. Vierundzwanzig Stunden nach dem denkwürdigen Gespräch zwischen Herrn Jakowlew und seinem Jugendfreunde Jussupow, saß Herzen bereits als Student in den Hörsälen der mathematisch-physikalischen Facultät der Moskauer Hochschule. Er hatte diese Facultät aus doppelten Gründen gewählt: einmal hatte dieselbe nur sehr entfernte Beziehungen zum künftigen Staatsdienst und der gesammten officiellen Welt, und zweitens war Herzen vor Kurzem die Bedeutung der Naturwissenschaften durch einen Vetter ihrer ganzen Tragweite nach erschlossen und als Complement

für den Radicalismus auf politischem und religiösem Gebiete empfohlen worden.

Dieser Vetter war ein Original, dessen nähere Bekanntschaft sich wohl verlohnt. Er war der per subsequens matrimonium legitimirte Sohn von Herzen's Oheim und einer leibeigenen Magd, in den Vorzimmern des väterlichen Hauses aufgewachsen und erst nach dem Tode des Vaters in den Besitz der Adelsrechte und eines großen Vermögens getreten. Mit echt russischer Einseitigkeit hatte Feodor Jakowlew sich auf das Studium der Chemie geworfen und Alles, was das menschliche Leben sonst an Schätzen der Kunst und Bildung und der gesellschaftlichen Annehmlichkeit bot, verachtet. Von dem weitläuftigen Palais des Vaterhauses bewohnte der „Chemiker" nur ein einziges, mit Retorten, Tiegeln und Destillirkolben vollgekramtes Zimmer, in dem er aß, schlief und arbeitete. Beständig in einen schmuzigen Schlafrock gehüllt und mit Experimenten beschäftigt, verließ der junge Mann fast nie seine Wohnung und lebte er außerhalb jeder Berührung mit der Gesellschaft. Herzen hatte diesen Vetter bei dem einzigen Besuch, den derselbe seinem Vater machte, kennen gelernt; weil derselbe seinen vornehmen Verwandten für halbverrückt galt — wie konnte ein homme de famille sich mit Chemie beschäftigen? — von seinen Bauern aber als Vater und Wohlthäter verehrt wurde, gewann er des jungen Widerspruchsgeistes Liebe und entwickelte sich bald ein lebhafter Verkehr zwischen dem halbwüchsigen jungen Politiker und dem etwa acht Jahre älteren Chemiker, der Materialist und Atheist war und besondere Genugthuung in der Verbreitung seiner Doctrinen fand. Er wußte seinem schwärmerischen und zu philosophischen Speculationen neigenden Verwandten so oft und so hartnäckig zu wiederholen, daß mathematische und naturwissenschaftliche Studien die einzigen zuverlässigen Führer des menschlichen Geistes, die einzigen Grundlagen positiven Wissens seien, daß dieser sich entschließen mußte, es mit diesen Studien zu versuchen. Für Herzen's Entwickelungsgang und seine politischen Anschauungen ist es von entscheidendem Einfluß gewesen, daß naturwissenschaftliche Disciplinen die ersten Gegenstände waren, deren er sich schulgerecht und mit einer gewissen Vollständigkeit bemächtigte. Mit diesen Studien hing wesentlich zusammen, daß er die Geschichte und alles was mit dieser zusammenhing als Sammlung von unnützem Rumpelwerk verurtheilte und sich zu jenem einseitigen Doctrinarismus gewöhnte, der Alles mit gewissen Formeln abmachen zu können meint. „Ohne die Naturwissenschaften", sagt Herzen an einer Stelle seiner Memoiren, „giebt es für den modernen Menschen keine Rettung, ohne diese gesunde Speise, ohne diese strenge Erziehung der

Gedanken allein durch Thatsachen, ohne die Annäherung an das wirkliche Leben, welche uns durch diese Wissenschaft zu Theil wird, bleibt irgendwo in der Seele eine Mönchszelle übrig; in dieser Zelle nistet sich dann leicht ein mystisches Korn ein, welches dann, aus dunkeln Quellen genährt, alles Gesunde überwuchern kann." Daß mathematische Wahrheiten auf dem Gebiet der Geschichte keine so absolute Geltung hätten wie auf dem der Natur, hat Herzen sein Lebelang nicht begriffen, und seine Neigung zu jener Politik des Entweder-Oder, welche durch ihre angebliche Einfachheit für mathematisch geschulte Köpfe von besonderer Anziehungskraft zu sein scheint, hängt wesentlich damit zusammen, daß die ersten und vielleicht einzigen Dinge, die Herzen methodisch trieb, dem Bereich der exacten Wissenschaften angehörten.

Ob der junge Student von Hause aus diesen Studien mit besonderem Eifer obgelegen, wissen wir nicht — nach Andeutungen seiner Selbstbiographie dürfen wir es bezweifeln. Dem in der Abgeschlossenheit eines hypochondrischen und zugleich hocharistokratischen Haushaltes aufgewachsenen Jüngling ging mit dem Eintritt in die alma mater ein neues seliges Leben auf, das er in vollen Zügen genoß und von dem er auch in späteren Jahren nie ohne dankbare Erinnerung reden konnte. Bisher auf die zufälligen Beziehungen des Vaterhauses und auf seinen Freund und Vetter Ogarew angewiesen, trat Herzen jetzt in einen bunt zusammengewürfelten Kreis, in dem die verschiedensten gesellschaftlichen Schichten, die mannichfaltigsten Lebens- und Wissens-Tendenzen vertreten waren und aus dem er sich die näheren Freunde nach Belieben auslesen konnte.

Neben den Banden der Kameradschaft, welche die Glieder künstlerischer und wissenschaftlicher Lehranstalten allenthalben verbinden und insbesondere den akademischen Lehrjahren ihren unvergleichlichen Reiz verleihen, gab es an der Moskauer Hochschule noch Bande ganz besonderer Art, welche die strebsamen Schüler und Lehrer dieser Hochschule zusammenhielt: das Bewußtsein, besonderer kaiserlicher Ungnade ausgesetzt, stets und allenthalben von Spähern und Horchern umgeben zu sein. Dem Kaiser Nikolaus galt schon damals — in späteren Jahren hegte er bekanntlich die Absicht alle Universitäten aufzuheben — jede Lehranstalt nichtmilitärischer Natur für eine Brutstätte gefährlicher d. h. liberaler Ideen, die Universität Moskau aber für die gefährlichste und unverbesserlichste dieser gefährlichen und unverbesserlichen Anstalten. Seit dem für Rußlands geistiges Leben überhaupt eine neue Epoche begründenden Jahre 1812 war diese Universität in der That der Mittelpunkt aller strebsamen und edleren Elemente der lehrenden und

lernenden Jugend Rußlands geworden. Der Kaiser (dessen ganzes Leben unter dem Eindruck der blutigen Ereignisse des 14. Dez. 1825 stand) hielt es für eine seiner wichtigsten Aufgaben, diesen Tummelplatz gefährlicher Geister nach Kräften zu überwachen und um jede freie Bewegung zu bringen. Ein ganzes System von Gesetzen und Verordnungen wurde erlassen, welches Leben, Lehren und Lernen der Universitätsmitglieder reglementiren und vor den Gefahren liberaler Verirrung schützen sollte. Den Studenten wurde vorgeschrieben, wie sie sich kleiden, wann sie ausgehen, wann sie nach Hause kommen und in welchem Betrage sie Schulden machen dürften, ihre Lehrer waren in Bezug auf Lehrbücher, Methode des Unterrichts und Abgrenzung des Lehrstoffs an noch ängstlichere, noch mißtrauischere Regeln gebunden. Für besonders gefährlich galt jede Beschäftigung mit der Philosophie, deutscher wie französischer, und die Jagd auf Hegelianer und St.-Simonisten gehörte zu den Hauptverpflichtungen der alten Generale, welche Nikolaus der Reihe nach zu Curatoren d. h. zu unumschränkten Herrschern der mißliebigen ersten Universität seines Reichs machte. Von einem derselben, dem Fürsten Sergei Galyzin, der noch lang nicht der Schlimmste war, heißt es in den Memoiren wie folgt: „Galyzin war ein so ausgemachtes Ordnungsgenie, daß er sich absolut nicht an die „Unordnung" gewöhnen konnte, daß wenn ein Professor krank wurde, dessen Colleg ausfiel; seiner Meinung nach sollte der Professor, „der gerade an der Tour war", die Vorlesung des Säumigen übernehmen und er erhob allen Ernstes den Anspruch, daß unser Logiker Ternowski (ein russischer Geistlicher) die geburtshülfliche Klinik leiten und der Accoucheur Richter die Empfängniß durch den heiligen Geist traktiren sollte."

Die Mehrzahl der Universitätslehrer bestand aus alten Herren, die ihre Vorlesungen mechanisch ablasen und an den bildungsfeindlichen Reglements des Unterrichtsministeriums aus diesem Grunde kaum Anstoß nahmen. Die Einen waren (wie Herzen erzählt) Deutsche, die alle Mühe hatten, sich ihren Zuhörern verständlich zu machen und hauptsächlich mit Rauchen beschäftigt waren, die Andern russische Popensöhne, die den Stempel der Seminarbildung nie verleugneten und sich in ihren freien Stunden betranken. Einzelne jüngere Universitätslehrer ausgenommen, an denen die Jugend mehr der ihnen imputirten liberalen Ideen wegen als aus Verehrung für ihre Wissenschaftlichkeit hing, war von einem Einfluß der Professoren auf die Studenten überhaupt nicht die Rede.

Das Leben der Studirenden entbehrte wissenschaftlicher und geistiger

Interessen aber darum durchaus nicht. Noch lebte die Tradition der besseren Zeiten Alexander's I. in dem jüngeren Geschlecht genugsam fort, um der von der officiellen Welt verfolgten und verachteten Sache freier wissenschaftlicher Forschung, doppelte Weihe und erhöhte Bedeutung zu geben. Daß man sich mit seinen besten und heiligsten Bestrebungen in entschiedenem Gegensatz zu der herrschenden Ordnung der Dinge und ihrer Vertreter wußte, knüpfte nicht nur ein festes und unzerreißbares Band um den besten Theil der studirenden Jugend, sondern war zugleich für die Richtung der von dieser Jugend betriebenen Studien von entscheidendem, wenngleich nicht immer wohlthätigem Einfluß. Weil man von Allem, was der officiellen Welt für löblich und verdienstlich galt, das Gegentheil wollte, überbot man sich in diesem Kreise heißblütiger junger Fortschrittsfreunde an ausschweifendem Radikalismus auf allen Gebieten des Denkens. Herzen war noch nicht zwölf Monate lang Student, als die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution in Moskau anlangte und die gesammte nichtofficielle Welt in die leidenschaftlichste Erregung versetzte. Selbst in den Kreisen, für welche die Anschauungen des Hofs maßgebend waren, wurde dieses Ereigniß so wichtig genommen, daß Herrn Jakowlew's Bruder, der Senator und Ex-Gesandte am Hof König Jerome's, es seinem auf dem Lande wohnenden Bruder durch einen expressen Boten mittheilen ließ. „Wohl hundert Mal las ich die beiden Nummern des Journal des Débats durch, welch diese Kunde gebracht hatten." Daß die in dem Cultus Pestel's und der übrigen Decemberverschwörer des Jahres 1825 aufgewachsene Studentengeneration sich für die Sache des befreiten Frankreich bis zum Fanatismus begeisterte, versteht sich von selbst. Wenn man in Betracht zieht, daß den liberalen Elementen der russischen Gesellschaft, der knabenhafte Aufstand von 1825 für das beste Stück der vaterländischen Geschichte galt, daß die in geheimgehaltenen Abschriften aufbewahrten Gedichte und Memoires der Decembermänner wie Reliquien verehrt wurden und jede, auch die entfernteste Beziehung zu den Opfern jenes Ausbruchs, dessen bloßer Name hochverpönt war, für ein Ehrenzeugniß galt, so wird man es begreiflich finden, daß sich bei Herzen und seinen Genossen an die Nachricht von den drei „großen Julitagen" die überspanntesten Hoffnungen und Erwartungen knüpften. Als der Aufstand vollends nach Belgien und später mit einem kühnen Sprunge in das benachbarte Polen hinüberleckte, wußte man sich vor Enthusiasmus nicht zu lassen; erst als Schaaren verwiesener Polen in Moskau anlangten, um von dort den Weg an die asiatische Grenze und in das sibirische Exil zu nehmen, mußte man sich zu dem Glauben bekennen,

daß die Sache der Revolution nicht immer unbesiegbar sei und daß die Diebitsch und Paskewitsch über die gefeierten Chlopicki und Skrzynecki Sieger hatten bleiben können.

Einen bleibenden Einfluß auf Herzen und dessen russische Zeitgenossenschaft hat das Jahr 1830 aber nicht sowohl durch die drei berühmten Julitage, als durch die Literatur ausgeübt, welche aus den Saaten der Pariser Straßenschlacht emporwuchs. Während die heimlich verschriebenen und in der Stille verehrten Portraits der Lafayette, Lamarque, Benjamin Constant und Armand Carel von ihrem Heiligenscheine mit der Zeit beträchtlich verloren, fanden die Lehren Saint-Simons und Enfantins, die Schriften Fourier's, Proudhons und Considerants in dem Kreise ihrer jungen Moskauer Leser eine bleibende Stätte, eine Stätte, aus der sie noch heute nicht ganz vertrieben sind, und die ihnen durch das vorhergegangene Studium der deutschen Naturphilosophie und der radicalen Hegelingen trefflich zubereitet war.

Auf die Geschichte der socialistischen Ideen in Rußland, die Rolle, welche dieselben in den dreißiger Jahren zu Moskau spielten und ihre Verarbeitung durch die Studentenkreise der „Deutschen" und der „Franzosen" bin ich an einem andern Orte bereits so ausführlich eingegangen, daß ein Hinweis auf denselben genügt*). In der Natur der hier geschilderten Verhältnisse lag, daß von dem später so bedeutungsvoll gewordenen Gegensatz zwischen Slawophilen und jungrussischen Socialisten in dem Kreise der Herzen'schen Jugendgenossen eigentlich noch nicht die Rede war. Mit mehreren der hervorragendsten Führer und Begründer der Slawophilenschule, namentlich mit Chomjäkow ist Herzen selbst erst später bekannt geworden, zu den Aksakow war sein Verhältniß damals ein kameradschaftliches und durchaus harmloses. Das eigentlich dominirende Gefühl in dem Kreise dieser jungen Streber und Schwärmer war das des gemeinsamen feindlichen Gegensatzes gegen die officielle Welt des Scheins und der Lüge, von der sich die Einen wie die Andern angefeindet und bedroht wußten. Mit dieser Welt sollte zunächst aufgeräumt werden — ob an ihre Stelle das rechtgläubige Altrussenthum mit Wetsche (Volksversammlung) und Mir (Gemeindeverfassung) oder eine mit Saint-Simon'schem Wasser getaufte Phalanstère treten sollte, erschien als untergeordnete Frage, die der Einzelne nach persönlichem Geschmack und freier Wahl beantwortete. Die Hauptsache war und blieb, daß man sich in gesinnungstüchtiger Opposition

*) Vgl. „Der russische Gemeindebesitz" (Balt. und russ. Culturstudien) und „Die russische neue Aera" (ob. S. 1—123).

gegen die Wirklichkeit verbunden wußte und diese im Einzelnen unerschrocken bethätigte. Außerdem ließ die Jugend sich ihr ungeheures Recht nicht rauben und liefen den freundschaftlichen Händeln über die mehr oder minder russische Beschaffenheit der künftig zu errichtenden Weltordnung fröhliche Feste parallel, an denen man sich weder durch Karzer und Pedell, noch durch Fourier und Saint-Simon stören ließ. Die verschiedenen Versuche, die Herr Jakowlew unternahm, um seinen freigeistigen und demokratischen Sohn aus diesem Treiben „qui sentait les casernes de la garde“ herauszureißen und in die Salons der „guten Gesellschaft" zu gewöhnen, fielen um so unglücklicher aus, als Herzen an seinem Vetter Ogarew einen gesinnungsverwandten Genossen hatte, der die Gunst des sonst so schwierigen alten Herrn in hohem Grade besaß.

Aeußerlich verliefen die beiden ersten Jahre von Alexander Herzens akademischer Zeit ziemlich einförmig. Von dem was im officiellen Moskau in seinen exclusiven Gesellschaftskreisen vorging, nahm man grundsätzlich keine Notiz und das Universitätsleben mit seinen fröhlichen Studenten und traurigen Professoren blieb sich gleich, wie der Taktschlag der Uhr — von Herzens freudlosem Vaterhause, den Thees mit Generalen und Geheimräthen und den Geburtstagsdiners mit bigotten fürstlichen Tanten nicht zu reden. „Nur drei außerordentliche Ereignisse", heißt es in den Memoiren, „fielen in die Zeit unseres Cursus: das Erscheinen der Cholera in Moskau, welches zeitweilige Schließung der Vorlesungen zur Folge hatte, und die Besuche Alexander von Humboldts und des Unterrichtsministers Uwarow.

„Bei seiner Rückkehr aus dem Ural wurde Humboldt in einer feierlichen Sitzung der bei der Universität bestehenden naturforschenden Gesellschaft empfangen; zu dieser Gesellschaft gehörten verschiedene Senateure, Gouverneure, Generale u. s. w. — kurz Leute, die sich niemals mit Naturwissenschaften oder überhaupt mit Wissenschaften beschäftigt hatten. Der Ruhm Humboldts, des Geheimraths Sr. Majestät von Preußen, dem der Kaiser unter Nachlaß aller Gebühren den Annen-Stern verliehen hatte, war auch zu ihnen gedrungen und sie beschlossen, sich vor dem Mann in den Staub zu werfen, der den Chimborasso bestiegen und in Sanssouci gewohnt hatte.

„Die Sache wurde sehr ernst genommen. Der General-Gouverneur, die Militär- und Civilwürdenträger erschienen mit Ordensbändern geschmückt in Gallauniform, die Professoren schritten, kriegerisch den Degen schleifend und den Dreimaster unter dem Arm, einher. Humboldt, der Nichts geahnt hatte, kam im einfachen blauen Frack angefahren

und war natürlich sehr bestürzt. Von der Treppe bis zu dem Saal, in welchem die „Naturforscher“ sich versammelten, waren Sitze angebracht; hier stand der Rector, dort ein Decan, rechts ein Professor, der sich am Anfang seiner Laufbahn befand, links ein Veteran, der seine Carrière beschlossen hatte und wahrscheinlich darum so langsam sprach. Jeder hielt ihm eine Bewillkommnungsrede, der eine in deutscher, der andere in lateinischer, der dritte in französischer Sprache und das Alles in den abscheulichen Löchern von Corridoren, in denen man sich nicht eine Minute aufhalten kann, ohne sich für Monate zu erkälten. Humboldt hörte all' diese Haranguen geduldig und entblößten Hauptes an und beantwortete jede derselben — ich glaube all' die wilden, farbigen und halbfarbigen Völker, unter denen er sich aufgehalten, haben dem großen Forscher nicht so viele Unannehmlichkeiten bereitet, wie die Feierlichkeiten dieses Moskauer Empfangs.

„Als Humboldt endlich in den Saal gelangte und daselbst Platz nahm, mußte sich Alles feierlich erheben. Der Curator der Universität Pissarew hielt es für nothwendig, eine Art Tagesbefehl über die Verdienste Sr. Excellenz des großen Reisenden russisch und in herkömmlichem Styl zu verlesen. Dann trug Sergei Glinka mit seiner heiseren Soldatenstimme von 1812 ein pathetisches französisches Gedicht vor, das mit den Worten:

Humboldt, Prométhée de nos jours

begann.

„Und Humboldt hatte doch die Absicht gehabt, seine Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel zu discutiren, seine im Ural gemachten meteorologischen Beobachtungen mit denen der Moskauer Gelehrten auszutauschen! Statt dessen mußte er ein aus den Allerhöchsten Haaren Peter's des Großen gefertigtes Geflecht in Augenschein nehmen, das der Rector ihm zeigte. Nur mit genauer Noth konnten seine Begleiter Ehrenberg und Rose sich die Möglichkeit verschaffen, von ihren Entdeckungen zu erzählen“ *).

Der andere „berühmte Gast“, der die Moskauer Hochschule zu Herzens Studienzeit besuchte und in eine gewisse Aufregung versetzte,

---

*) Wie geistreich die Vorstellungen waren, welche man sich in Rußland über Humboldts Reisen machte, darüber mag man aus den (gleichfalls von Herzen mitgetheilten) Erzählungen des alten Kosaken urtheilen, der dem Reisenden von dem Gouverneur von Perm zugetheilt worden war und mit Verliebe davon zu berichten pflegte, daß e. den „wahnsinnigen preußischen Prinzen Humplot“ umhergeführt habe. „Er that Nichts als dummes Zeug, er sammelte Grashalme und beguckte Sand.“

war der Unterrichtsminister Graf Uwarow, „auch ein Prometheus unserer Tage, nur daß er nicht den Jupiter, sondern andere Leute um Licht bestahl." Uwarow, dessen unseliger Einfluß auf das russische Unterrichtswesen bekannt genug ist, hatte unter Alexander I. den Liberalen gespielt und freisinnige Broschüren geschrieben, unter Nikolaus verband er den gehorsamen Diener des Systems geisttödtender Dressur mit dem anspruchsvollen Vertreter einer gewissen Wissenschaftlichkeit. Er wollte an seiner eigenen Person beweisen, daß man zugleich das loyale Werkzeug eines wissenschaftsfeindlichen Despotismus und ein Freund „wahrer Bildung und Gelehrsamkeit" sein könne. Während er die russischen Schulen und Universitäten systematisch ruinirte und um den Rest der freieren Bewegung brachte, dessen sie sich unter der vorigen Regierung erfreut hatten, schwadronirte er mit einer gewissen Fertigkeit über die „slawische Poesie des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung" und führte er als wissenschaftliches Patent beständig einen Brief bei sich, den Goethe ihm in einer schwachen Stunde geschrieben. Da er den Gelehrten und Fachmann spielte, mußte die Moskauer Universität ihm eine Art von literarischem Picknick geben. Umgeben von General- und Civilgouverneur, Generalen und Erzbischöfen erschien er in jedem Auditorium; einer der anwesenden Studenten mußte sodann einen Vortrag über einen Gegenstand seines Cursus halten, den der Decan bestimmte und dem der Minister tiefsinnig zuhörte, obgleich alle Theile wußten, daß es sich um einen im Voraus abgekarteten Mummenschanz handelte. Herzen war ausersehen einen Vortrag über Krystallisation zu halten. „Nach Beschluß desselben wurde ich von glückwünschenden Professoren und Studenten umringt, Uwarow befahl meine Vorstellung durch den Fürsten Galyzin und stieß verschiedene Vokale aus, deren Sinn und Zusammenhang ich nicht verstand. Er versprach mir ein Buch zum Andenken, das er mir übrigens niemals geschickt hat."

Das fröhliche Treiben der jungen Schaar, die sich in ihre Idealwelt so vollkommen eingesponnen hatte, daß sie von der Umgebung nur Notiz nahm, wenn es ihr an Stoff zur Ironie gebrach, sollte ein rasches, unerwartetes und trauriges Ende nehmen. Mit dem Jahr 1832 wurde der Druck, den das „System" auf die Jünger der Wissenschaft übte, immer unerträglicher, das Netz der Späher, welche dieselben argwöhnisch belauerten, immer dichter. Immer wieder ereignete es sich, daß ruhige und fleißige Studenten, die irgendwie in den Geruch „gefährlicher Ideen" gekommen waren, Nachts aufgehoben wurden und spurlos verschwanden, ohne daß je irgend welche Nachrichten über ihre Schicksale bekannt wurden. Zuerst verschwand ein Pole, wenige Monate später

wurden drei nähere Bekannte Herzens (Kohlreif, der Sohn des lutherischen Predigers in Moskau, Kostenezki und Antonowitsch) eingezogen, vor ein Kriegsgericht gestellt, und ohne daß irgend ein Vergehen gegen das Strafgesetz vorlag, nach Sibirien und in den Kaukasus gesandt, wo sie als Gemeine in die Armee eingestellt wurden. Im Frühjahr kam an Herzen und dessen Freunde die Reihe. Am 20. Juni 1834 wurde Herzen mitten in der Nacht von dem Kammerdiener seines Vaters geweckt, weil ein Offizier ihn zu sprechen wünsche: dieser Offizier war der Polizeimeister von Moskau, der sofort auf sämmtliche Papiere des „liberalen" Studenten Beschlag legte und diesen selbst zum Schrecken seiner ahnungslosen Aeltern und der zitternden Dienerschaft als Gefangenen abführte. Die jungen Schwärmer für Freiheit und Gleichheit waren angeklagt, eine geheime Gesellschaft zur Verbreitung St.-Simonistischer Ideen gebildet zu haben und mußten, obgleich die Anklage weder durch Zeugen, noch durch Beweisstücke oder Indicien unterstützt war, eine vielmonatliche strenge Untersuchungshaft und endlose Verhöre bestehen, die sich immer um dieselben aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen drehten und demgemäß resultatlos blieben. Als ob es sich um ein Staatsverbrechen gefährlichster Art handele, wurden die harmlosen jungen Leute vor eine Commission gestellt, die aus den höchsten Moskauer Würdenträgern zusammengesetzt war, direkt an die geheime Polizei und durch diese an den Kaiser berichtete. Was Herzens schon damals stark entwickelten Sinn für Recht und Gesetz besonders verletzte, war der Cynismus, mit welchem alle bestehenden Vorschriften des Strafverfahrens und Strafrechts verletzt und, sobald er sich auf dieselben berief, für unwirksam erklärt wurden. Das einzige Vergehen, das den Angeklagten schließlich nachgewiesen werden konnte, war die Absingung eines revolutionären Liedes, das einer ihrer Genossen bei einem übermüthigen Gelage vorgetragen hatte. „Dafür habt Ihr eigentlich ewige Zwangsarbeit in Sibirien verdient", sagte der Präses der Commission, als er endlich das Monate lang erwartete Urtheil verkündete, „in seiner unergründlichen Barmherzigkeit hat der Kaiser sich aber aus Rücksicht auf Eure Jugend für eine mildere Strafe entschieden." Diese „mildere Strafe" bestand in der Verbannung „ohne Termin", welche über sämmtliche Glieder der unglücklichen Tafelrunde dekretirt wurde; dieselben wurden in Städte an der sibirischen Grenze verwiesen, in denen sie als Kanzelleibeamte der örtlichen Verwaltung unter Aufsicht der Polizei leben sollten. Herzen wurde die Stadt Perm als Aufenthaltsort angewiesen; dabei war selbstverständlich, daß die Verurtheilten für eigne Rechnung leben mußten und daß Jeder von ihnen einen besondern Wohnort erhielt, der allen

Verkehr mit den Schicksalsgenossen ausschloß. Vergeblich machte Herzen geltend, daß wohl seine Cameraden, aber nicht er, der Theilnahme an dem „revolutionären Gelage" angeklagt seien und daß er über diesen Punkt von der Untersuchungs-Commission gar nicht vernommen worden sei. Man verwies den vorlauten Querulanten auf die Unfehlbarkeit „Allerhöchster Entscheidungen" und drohte für den Fall fortgesetzter Opposition mit Verschärfung der „milden Strafe".

Im April 1835 — die Untersuchungshaft hatte ganze neun Monate gedauert — trat Herzen in Begleitung eines Gensd'armen die weite Reise nach Osten an. Der dreiundzwanzigjährige Jüngling hatte mit Allem, was dem Leben Reiz und Würde verleiht, abschließen müssen, — vor ihm lag eine freudlose, ungewisse Zukunft, die Aussicht auf ein Exulantenleben unter rohen, geknechteten Schreibern, das möglicher Weise bis an das Ende seiner Tage dauern konnte; er hatte nur die Wahl, sich selbst zum Werkzeug der Mißregierung zu machen, unter deren Streichen er blutete, oder zeitlebens von Allem, was seinem Herzen theuer war und den Inhalt seiner moralischen und intellectuellen Existenz bildete, ausgeschlossen zu sein. — Nach tagelanger strapaziöser Reise durch die endlosen Ebenen des nordöstlichen Rußland, die sich in der Verfassung des undurchdringlichen Koths befanden, der in dieser Erdgegend Frühling genannt wird, traf er endlich in Perm ein. Hier empfing er die Ordre sofort umzukehren: einer der Verurtheilten hatte durchzusetzen gewußt, daß ihm Perm angewiesen wurde und da der Aufenthalt zweier Rebellen in einer und derselben Stadt mit der Sicherheit des Staats unvereinbar erschien, war Herzen nach Wjätka dirigirt worden.

Nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt in Perm ging es weiter nach Wjätka. Des Reisenden Herz war von Trauer und Bitterkeit so übervoll, daß es zu zerspringen drohte. So unaufhaltsam seine Reise, so kurz sein Aufenthalt in Perm gewesen war, die Tage seit seiner Abreise von Moskau hatten doch eine endlose Perspective von Jammer und Elend vor seinen Augen aufgethan. Allenthalben war er mit Verbannten zusammengetroffen, die in Lumpen gehüllt, mit Ketten belastet, bebend vor Kälte und halbtodt vor Hunger und Anstrengung, von Kosaken, Gensd'armen und Etappensoldaten erbarmungslos fortgetrieben wurden und ihn, den wohlgekleideten Gefangenen in bequemer Kibitka noch beneidet haben mochten: hier hatte er eine Schaar „verdächtiger" Polen, dort ein halbes Dutzend ohne Urtheil und Recht verbannter Litthauer getroffen, auf einer Station war er mit unglücklichen Bauern aus Pleskau bekannt geworden, welche ein „Allerhöchster Befehl"

aus ihren gewohnten Verhältnissen gerissen und zu civilisatorischen Zwecken nach Tobolsk „versetzt" hatte, auf einer andern Station hatte er mit einem Offizier Thee getrunken, dem die traurige Aufgabe zugefallen war, zwangsweise ausgehobene Juden an den Ural zu begleiten, wo sie in die Armee eingestellt werden sollten; die Hälfte war auf dem weiten, zu Fuß zurückgelegten Wege aus Kowno vor Entkräftung umgekommen und der Lieutenant, der sie zu führen hatte, war der Meinung gewesen, von den Uebriggebliebenen werde wohl nur ein kleiner Theil seinen Bestimmungsort erreichen.

Um das Maß von Jammer voll zu machen, das die Brust des gemüthvollen, von diesen Bildern grenzenlosen Elendes tieferschütterten Jünglings erfüllte, war der Gouverneur von Wjätka, unter dessen Befehle er nunmehr gestellt war, ein roher Despot der schlimmsten Art, der übel berufene Tufäjew, der sich vom vagabondirenden Akrobaten zum sibirischen Kanzelleischreiber, dann zum Beamten des Grafen Araktschejew und schließlich zum Geheimrath und Gouverneur, d. h. zum unumschränkten Herrscher über Hunderttausende, seiner Willkür bedingungslos preisgegebener Menschen aufgeschwungen hatte, um diese Stellung zu wüstem Sinnengenuß, Plünderung der Reichen und Mißhandlung der Armen auszubeuten. Als Herzen in Wjätka eintraf, befand dieser Unhold sich auf dem Gipfel seiner Macht und Wüstheit: das Tagesgespräch bildete das Schicksal eines ehrenwerthen kleinen Beamten, den der Gouverneur ins Irrenhaus hatte sperren lassen, weil derselbe sich unterfangen, der Abführung seiner Schwester in den Harem Tufäjews Hindernisse in den Weg zu legen! — Dieser Mann war fortan Herzens Chef; bei der ersten Vorstellung hatte er einige brutale Scherze über den „Moskauer Candidaten" gemacht und dem neuen Beamten den Befehl ertheilt, täglich Punkt neun Uhr in seiner Kanzellei zu erscheinen, um daselbst von 9 bis 2 Uhr und Abends von 5 bis 8 Uhr „den Dienst zu lernen". Das schmutzige Gemach, in dem der neue Beamte seinen Beruf auszuüben verurtheilt war, beherbergte außer ihm noch zwanzig andere Kanzellei-Beamte, die ihre Zeit zwischen Plünderung des Publikums, mit dem sie amtlich zu thun hatten, und Trinkgelagen theilten, und die so ungebildet und ungeschliffen waren, daß Herzens aus dem Vaterhause mitgenommener, aristokratischer Kammerdiener den Besuch des Wirthshauses aufzugeben für nothwendig hielt, in welchem die Collegen seines Herrn ihr Wesen trieben.

Während der ersten Wochen, die Herzen in dieser Kanzellei-Galeere verbrachte und in denen die streng eingehaltenen Dienstvorschriften ihn zum Verkehr mit Leuten zwangen, die seine Vorgesetzten und Kollegen

hießen, ob sie gleich jeder Spur von Bildung und Sittlichkeit entbehrten, glaubte er den Verstand verlieren zu müssen. Allgemach erfuhr auch er, daß die russische Unfähigkeit zu consequenter Ausführung eines vorgesteckten Planes sich selbst auf die Kanzellei-Tyrannei erstrecke, unter deren Joch er geschmiedet war. Nachdem die erste Hitze des Kanzellei-Direktors verraucht war, dem Tufäjew den „Moskauer Candidaten" unterstellt hatte, konnte dieser sich mehr und mehr von der Kanzellei-Folter emancipiren und seiner Wege gehn. Ein glücklicher Zufall hatte dabei die Hand im Spiel. Das Ministerium des Innern war damals auf den ingenieusen Gedanken gekommen, Statistik zu treiben und diese zu einer Nebenbeschäftigung der Beamten in den Gouvernementskanzelleien zu machen; ergraute Schreiber, die keine Ahnung von Wesen und Zweck dieser ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannten Wissenschaft hatten, wurden plötzlich angewiesen, detaillirte statistische Erhebungen über die Zahl der Ochsen und Schweine, der Obstbäume und Hühnerställe ihres Gouvernements (Regierungsbezirks) einzuziehen und in Tabellen zusammenzustellen, die man aus englischen und deutschen Handbüchern abgeschrieben hatte, ohne auch nur einen Augenblick ihre Anwendbarkeit auf die rohen russischen Verhältnisse in Ueberlegung zu ziehen. Daß alle Zahlen und Daten, die man zusammenzustellen hatte, willkürlich erfunden waren, versteht sich von selbst; aber die bloße Vertheilung des Stoffs galt den Leuten, die mit dieser Arbeit betraut waren, für eine unüberwindliche Schwierigkeit und über Tufäjew's erprobteste Kanzelleiveteranen war bei dem Eintreffen des Petersburger Ukases über die Einführung der Statistik ein panischer Schrecken verbreitet worden. Herzen erbot sich zur Lösung dieser für unlösbar gehaltenen Aufgabe, wenn man ihm gestatte, zu Hause zu arbeiten und brachte (wie er selbst berichtet) mit Hilfe einer lebendigen Phantasie und unter Anwendung einer Anzahl hochtönender Fremdworte, wie sie in Wjätka noch nie gehört worden waren, ein aus Protokollen, Verschlägen und Tabellen bestehendes Werk zu Stande, das die Bewunderung der gesammten Kanzellei bildete und selbst vom Gouverneur als Meisterstück anerkannt wurde. Fortan war er vom Joch der achtstündigen Kanzellei-Arbeit erlöst und während des Rests seiner Wjätkaer Tage wesentlich sein eigener Herr.

Aber eine andere Gefahr tauchte auf: Herzen gerieth in die peinliche Lage, von Tufäjew bevorzugt und in dessen Haus gezogen zu werden. Seiner hochsinnigen Natur war es unmöglich, auch nur den Schein eines intimen Verhältnisses zu dem Wütherich zu dulden, der die Geißel der gesammten Provinz war und keinen Tag verstreichen ließ, an dem nicht neue Schandthaten straflos an Wehrlosen verübt wurden.

Er ließ es auf einen Bruch ankommen und dieser wäre wahrscheinlich zum Verderben seines kühnen Urhebers eingetreten, wenn sich nicht ein rettendes Ereigniß zwischen den allmächtigen Gouverneur und den „verdächtigen" Candidaten der Moskauer Universität gestellt hätte. Der Großfürst-Thronfolger, jetzige Kaiser, unternahm im Jahre 1837 jene Rundreise durch das russische Reich, die bis nach Sibirien ausgedehnt wurde und dem hohen Reisenden die Gelegenheit bot, durch eine ganze Reihe rettender Thaten den Grund zu seiner verdienten Popularität zu legen. Eine der erfolgreichsten dieser Thaten wurde in Wjätka gethan, wo Tufäjew vergeblich Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um dem humanen jungen Fürsten Sand in die Augen zu streuen und seine im Namen des Gesetzes verübten Verbrechen mit dem Mantel der Loyalität und des Patriotismus zuzudecken. Vergeblich waren mit unnachsichtlicher Strenge Trottoirs reparirt und Laternen aufgestellt worden, vergeblich hatte Tufäjew die hungernden Gefangenen und Soldaten aufzuputzen und den Koth der Gefängnisse und Kasernen zu säubern versucht; noch bevor der Thronfolger die Stadt Wjätka betrat, war über den Bösewicht, der hier den Vertreter des Gesetzes spielte, das Loos geworfen. Unweit der Stadt sollte an einem Wallfahrtsort am Tage der großfürstlichen Ankunft ein Kirchenfest gefeiert werden; um zu vermeiden, daß die schwer bedrückten Bauern hier Gelegenheit hätten, den Sohn ihres Zaren zu sprechen, war von Tufäjew der Vorschlag gemacht worden, dieses Fest, das die gesammte ländliche Bevölkerung der Provinz versammelte, zu verlegen. Diese Maßregel aber hatte die Aufmerksamkeit des Thronfolgers erregt und war im letzten Augenblick direkt vom Kaiser contremandirt worden. Das Geschick wollte, daß der hohe Reisende gleichzeitig erfuhr, ein schwermißhandelter Kaufmann sei von Tufäjew ins Irrenhaus gesperrt worden, um an der Anbringung seiner Beschwerden verhindert zu werden. Das war genug: als Tufäjew sich dem Thronfolger bei dessen Ankunft vorstellte, wurde er mit einem vieldeutigen Schweigen empfangen und in seiner Gegenwart dem Leibarzt Jenochin der Befehl ertheilt, sich sofort ins Irrenhaus zu begeben. Drei Wochen später war der Gouverneur von Wjätka seines Amtes enthoben und zwar sans phrase, d. h. ohne die übliche Versetzung in den Senat.

Auch für Herzens Geschicke war die Reise des kaiserlichen Erben von günstiger Bedeutung gewesen. Auf Verwendung Alexanders war dem Verbannten gestattet worden, Wjätka mit der 700 Werst (100 Meilen) weiter nach Westen gelegenen Stadt Wladimir zu vertauschen und noch vor Schluß des Jahres in dieselbe abzureisen. — Der Auf

enthalt an der sibirischen Grenze war für den jungen Beamten, der jetzt wieder aufathmen durfte, indessen nicht ohne Gewinn gewesen. Er, der bisher nur Moskau und die relativ erträglichen Verhältnisse der ersten russischen Hauptstadt gekannt hatte, war durch den mehrjährigen Aufenthalt in einer entfernten Gouvernementsstadt, bis zu welcher kaum jemals ein Lichtstrahl aus Westen drang, tief in die unheimlichen Mysterien russischen Lebens und Leidens eingeweiht worden, vom bestimmbaren, überschwänglichen Jüngling zum Mann geworden und zwar zu einem Manne, der die entsetzliche Ordnung der Dinge, die er kennen gelernt, mit tödtlicher Feindschaft und bis zum letzten Athemzug zu hassen entschlossen war. Alles, was er von dem Elend des rechtlosen Bauernstandes, der Mißhandlung der Bürger, der Verfolgung jeder edleren und freieren Gedankenrichtung, der Brutalität, Unwissenheit und Habsucht der Büreaukratie jemals gehört hatte, war durch das, was er in Wjätka täglich gehört und gesehen, weit übertroffen worden, — ein Abgrund, über welchen keine Brücke führte, hatte sich zwischen ihm und der herrschenden Ordnung der Dinge geöffnet. Schon damals fühlte Herzen, daß es für ihn nur um den Preis seines Gewissens und seiner Selbstachtung möglich sein werde, der Mitschuldige eines Systems zu werden, das seiner Meinung nach an und für sich ein Verbrechen war.

Der Abschied von Wjätka war bald genommen: nur einen Menschen ließ Herzen in dieser Wüste zurück, der ihm das Herz schwer machte. Es war dies der Architekt Wittberg, der hier, gleichfalls als Verbannter, lebte, dessen Exil aber erst mit dem Tode endete. Wittberg, ein hochbegabter Künstler, hatte als Jüngling den Preis gewonnen, den Alexander I. nach der Besiegung Napoleons für den Plan der großen monumentalen Cathedrale ausgeschrieben hatte, die zur Erinnerung an das Jahr 1812 errichtet werden sollte. Der Unstern des jungen Idealisten wollte, daß der Kaiser ihn in Bewunderung seines Genies sofort zum Mitgliede der aus den höchsten Würdenträgern bestehenden Commission ernannte, welcher die Ausführung dieses Baues übertragen war. Neider und Feinde wußten den unerfahrenen Jüngling in einem Netz von Intriguen zu fangen, das unzerreißbar wurde; als sein Gönner, der Fürst Alexander Galyzin, fiel, war es auch um Wittberg geschehen, der wegen angeblicher Gesetzwidrigkeiten nicht nur seines hohen Amtes entsetzt, sondern angewiesen wurde, das über ihn zu fällende Urtheil in Wjätka zu erwarten. Er wartete hier bis an das Ende seines Tages und endete als religiöser Schwärmer, der sich in dem Müssiggang, zu dem seine reiche, productive Natur verdammt war, an

Swedenborgsche Prophezeiungen und ähnliche Ausgeburten des krankhaftesten Mysticismus klammerte und in dem Meer von Koth, das ihn umgab, langsam dahinsiechte. Auf Herzen hatte die Bekanntschaft mit dieser edlen, reinen Künstlernatur, die an den Jämmerlichkeiten der russischen Afterbüreaukratie zu Grunde gegangen war, großen Einfluß gehabt. Das biographische Denkmal, das er dem unglücklichen Freunde im ersten Bande seiner Selbstbiographie gesetzt hat, wird kaum Jemand ohne Rührung und ohne einen Stoßseufzer über „das Loos des Schönen auf der Erde" — aus Händen legen.

In Wladimir, wo Herzen am 2. Januar 1838 eintraf, begann für ihn ein neues Leben: hier war der Gouverneur ein gebildeter Grieche, der den neuen Ankömmling richtig zu schätzen wußte und statt mit Kanzellei-Plackereien, mit der Redaktion der Gouvernements-Zeitung beauftragte, eines zwei Mal wöchentlich erscheinenden Blättchens, wie es „auf Allerhöchsten Befehl" in jeder Gouvernements-Stadt besteht, um Regierungserlasse, geschäftliche Anzeigen und einen sogenannten nichtofficiellen Theil zu veröffentlichen, der der harmlosen Unterhaltung und „Aufklärung" der Leser gewidmet ist. Daß ein politisch compromittirter Student den officiellen Schriftsteller vorstellen mußte, fiel in dem Lande, „in dem zwei mal zwei zuweilen fünf, zuweilen drei, aber niemals vier ist", nicht weiter auf — in Wjätka hatte Herzen bereits ähnliche Dienste versehen müssen, da „literarische Kräfte" allenthalben nur mühsam aufzutreiben waren und die Redaktionsarbeit, trotz ihrer Geringfügigkeit, für höchst schwierig galt. Im Uebrigen erfreute der neugebackne Redakteur sich einer fast unbeschränkten Freiheit, die er auf seine Weise zu nutzen wußte. Moskau war von Wladimir nur eine Tagereise entfernt, gut bezahlte Fuhrleute pflegen in Rußland weder nach Pässen noch nach Allerhöchsten Befehlen zu fragen und in Moskau gab es ein Wesen, das längst zum Mittelpunkt aller Wünsche und Gedanken des jungen Verbannten geworden war und in der Folge auf sein ferneres Leben bestimmenden Einfluß üben sollte.

Im Hause der Fürstin Chowanski, der bigotten, in alt-russischen und byzantinischen Formen erstarrten Schwester von Herzens Vater lebte eine älternlose Waise, die „um Gottes willen" erzogen und maltraitirt wurde, die natürliche Tochter eines verstorbenen Bruders, Natalie, die Schwester des uns bekannten „Chemikers". Aus der kindlichen Freundschaft, die die beiden Kinder schon früh verbunden hatte, war mit den Jahren eine glühende, romantische Leidenschaft geworden; der Tag der Abreise Herzens in das Wjätkaer Exil war der Tag einer gegenseitigen Erklärung der Liebenden geworden, die seitdem in zärtlichem Brief-

wechsel standen, den die Dienstboten des fürstlichen Hauses vermittelten. Bald nach Herzens Ankunft in Wladimir wurden die Briefe des jungen Mädchens immer trauriger und verzweifelter. Die unleidliche alte Tante und deren Gevatterinnen schienen das Geheimniß der Liebe zu dem gottverlassenen demokratischen Vetter errathen zu haben und verdoppelten seitdem ihre Mißhandlungen und moralischen Sermone; auch war in der Person eines schmucken Offiziers ein Freier aufgetaucht, dessen gefällige Formen das gesammte fürstliche Haus — Natalie allein ausgenommen — bezauberten. Herzen wagte auf diese Nachricht hin eine heimliche Reise nach Moskau und hier wurde ihm in einem nur minutenlangen Stelldichein die volle Bedrohlichkeit und Unhaltbarkeit der Lage mitgetheilt. Sein Entschluß wurde mit dem ganzen Ungestüm und der glücklichen Sorglosigkeit der Jugend gefaßt: er reiste in Begleitung eines rasch gefundenen Freundes im Mai desselben Jahres noch ein Mal nach Moskau, beredete die Geliebte, sich entführen zu lassen, brachte sie nach Wladimir und ließ sich hier sofort mit ihr durch einen gutmüthigen Popen trauen. In der Familie entstand ein furchtbarer Lärm, man machte Miene, die undankbaren Sprößlinge zu verstoßen, besann sich aber bei Zeiten eines Besseren; nach dem Gesetz der griechisch-russischen Kirche war das Band der Ehe so gut wie unauflöslich, die Scheidung nur sehr schwer und nur mit großem Lärm möglich. Diese Umstände und die Fürsprache gutmüthiger Verwandten, denen sich die durch die „Romantik" dieses Verhältnisses gerührte Gemahlin des Gouverneurs von Wladimir anschloß, veranlaßten Herrn Jakowlew, der sich seiner eigenen Jugend erinnern mochte und außerdem die liebenswürdige Inconsequenz einer ächt russischen Natur nicht verleugnete, zum Erlaß eines General-Pardons, der nach einigen Jahren in einen scheinbar mürrischen, aber im Grunde herzlichen Segen verwandelt und über der Wiege des ältesten Enkels ertheilt wurde, der fortan des grilligen alten Herrn erklärter Liebling war.

Wir übergehen die seligen Jahre, die dem Abschluß dieses reich gesegneten Ehebündnisses folgten. Herzen hatte bald vergessen, daß es das kleine, enge, von 13000 ziemlich ungebildeten Menschen bewohnte Wladimir sei, in dem er die schönsten Jahre seines Lebens in halbem Müßiggang und fern von dem geistigen Centrum seiner Nation verbrachte. Am häuslichen Herde und an der Wiege seines Kindes war ihm ein Glück aufgegangen, das ihn mit neuem Leben erfüllte und dessen Abglanz mit bezaubernder Wärme über dem Abschnitt des Memoirenwerks ruht, der von den Jahren 1838 bis 1840 berichtet. Als er endlich in den Besitz des Papiers gelangte, das ihm die Rückkehr

nach Moskau gestattete, sah er es mit mehr wie gemischter Freude an; er ahnte, daß es um das ungetrübte, idyllische Glück geschehen sei, das ihm die Jahre der Verbannung bereitet hatten und nicht ohne Wehmuth sahen die jungen Eheleute die Thürme der kleinen Stadt verschwinden, die die Zeugin ihres ersten Glücks gewesen war und der sie den Rücken wandten, um in die halb entfremdete Heimath zurückzukehren und ein neues Leben zu beginnen.

In der That ein neues Leben. Der Kreis, in dem Herzen seine Studienjahre verbracht hatte, war durch die Untersuchungs-Commission in alle Winde zersprengt worden, und als ein Theil seiner Glieder sich wieder zu sammeln begann, wurde Allen gleich rasch bemerkbar, daß sie Andere geworden waren. Die Charaktere hatten sich schärfer ausgebildet, die Ansichten individuell entwickelt und zugespitzt; es genügte nicht mehr, daß man dem Ideal huldigte und die elende wirkliche Welt, von der man umgeben war, verachtete — es bedurfte zu vollem Einverständniß der Einigung auf ein positives Programm: die holden Nebel, in denen man sonst in gegenseitigem guten Glauben desselben Weges gegangen war, hatten einer klaren und scharfen Luft Platz machen müssen und ließen sich nicht mehr heraufbeschwören. Zunächst war es für Herzen ein hohes Glück, seinen Jugendfreund und Verwandten Ogarew wieder zu finden, der gleichfalls aus der Verbannung zurückgekehrt war und mit dessen weicher, hingebender Natur er jetzt ein Bündniß schloß, das bis zum Ende seines Lebens gedauert hat. Das Verhältniß seiner Freunde, der jungrussischen Socialisten, zu ihren Zeitgenossen und befreundeten Rivalen, den Slawophilen, war dagegen ein anderes geworden. Einig wußte man sich nur noch in dem Haß gegen das System des geistlosen Militair- und Beamtendespotismus, unter dessen Joch man schmachtete, und in dem Cultus des Gemeindebesitzes, in dem die Einen die Formel der künftigen Civilisation und die Lösung der socialen Frage, die Andern den aus der Petrinischen Entnationalisirungsperiode glücklich geretteten Eckstein alt-russischen Lebens verehrten. Aber der Besitz dieses gemeinsamen point de départ genügte nicht mehr und die Differenzen, die sich namentlich auf religiösem Gebiet herausstellten, prävalirten entschieden. In dem Kreise der engeren Freunde Herzens war während der Jahre seiner Verbannung das Studium Hegels und der Wortführer der Hegelschen Linken zum leitenden, fast ausschließlichen Interesse geworden und hatte selbst die Theilnahme für die Politik und die socialistischen Experimente der Franzosen verdrängt, während die Slawophilen sich immer tiefer in die Irrgärten byzantinischer Dogmatik und Patristik verloren hatten, und schließlich bei einer kritiklosen Bewunderung

des altslawischen Staats und Kirchenthums angelangt waren, die an die Wunderlichkeiten deutscher Romantik und Idolatrie des Feudalismus gemahnte und ihren ehemaligen Freunden zu ernstem Anstoß gereichte. Constantin Aksakow, Chomjäkow, die beiden Kirejewski und die übrigen Koryphäen der Slawophilenschule standen damals im Zenith der Moskauer Gesellschaft. Daß Aksakow feierlich die französischen Moden abschwur und die aristokratischen Salons, in denen er heimisch war, durch den Anblick seines ärmellosen Sammtrockes und eines über den Beinkleidern flatternden rothen Hemdes erschreckte, daß Chomjäkow sich am Ostermontag unter das gemeine Volk mischte, um an den altherkömmlichen Disputirübungen zwischen Rechtgläubigen und altgläubigen Sektirern Theil zu nehmen, hatte ungeheures Aufsehen erregt und galt den Einen als Beginn einer neuen Epoche, den Andern als Spielerei, die den Ernst der jungrussischen Reformbewegung zu gefährden drohe.

Um die Gegensätze vollends zu schärfen, war damals der berühmte Kritiker Belinski nach Moskau gekommen, der vom entschiedensten politischen und religiösen Radicalismus beseelte russische Lessing, dessen liebste Beschäftigung in der unerbittlichen Verspottung des blöden Cultus einer Vergangenheit bestand, die seiner Meinung nach noch elender und barbarischer beschaffen gewesen war, als selbst die erbärmliche Gegenwart. — Zu Belinski und den übrigen „Westlingen" (so nannte man die jungrussischen Radicalen, im Gegensatz zu den Slawophilen, den Propheten des „jungfräulichen" Ostens) trat Herzen, dem die Slawophilen-Farce stets für eine harmlose Lächerlichkeit gegolten hatte, jetzt in ein engeres Verhältniß. Die Seele des Kreises, den diese Männer bildeten, war ein gewisser Stankewitsch, der Lieblingsschüler jenes Professor Pawlow, der die Hegelsche Philosophie zuerst nach Moskau gebracht hatte; seinem Einfluß war es gelungen, der Hegelschen Philosophie innerhalb des strebsamen Jungrussenthums dieselbe dominirende Stellung zu erobern, die sie seit den dreißiger Jahren in Deutschland behauptete. Nicht mehr Fourier, St. Simon und Cabet sondern Werder, Vatke, Marheineke und vor Allen Arnold Ruge waren die Heiligen, die man verehrte und deren Schriften auswendig zu kennen für den höchsten Vorzug des modernen Menschen galt. Die Hegelianer rivalisirten in erfolgreichster Weise um den gesellschaftlichen Primat, den die Slawophilen in Anspruch genommen und eine Zeit lang behauptet hatten. Alles, was in Moskau von strebsamen und freisinnigen Kräften aufzutreiben war, fand sich in dem Stankewitsch'schen Cirkel und im Salon des Fürsten Odojewski, eines europäisch gebildeten Aristokraten, zusammen. Tschaadajew, der wegen seines furcht-

baren Briefs über die russische Geschichte verbannte Ex-Adjutant Alexanders I. repräsentirte den Liberalismus der älteren Schule und die Traditionen der Revolution von 1825, Granowski, der spätere Professor der Geschichte, die russische Wissenschaftlichkeit, die sich auch von dem Despotismus Nikolaus' nicht beugen ließ, Belinski die souveraine Kritik, die in der russischen Vergangenheit aufräumte und in der Literatur Spreu vom Weizen zu sondern gewagt hatte; Herzen, Ogarew und der später so berüchtigt gewordene Bakunin waren die Vertreter des äußersten politischen Radicalismus, der in der Folge zur russischen Revolutionsdoctrin wurde. Als Gast erschien zuweilen auch Michael Katkow, der eben aus Berlin zurückgekehrt war, wo er zu den Füßen Werders gesessen. Alle diese Männer waren durch den Cultus Hegels und außerdem durch das Bekenntniß zu einem Gedanken verbunden, der den Slawophilen für die schlimmste Ketzerei galt: für sie war ausgemacht, daß die Europäisirung Rußlands durch Peter den Großen und dessen Nachfolger trotz ihrer fluchwürdigen Barbarei, ihres depravirenden Einflusses auf die Nation und ihrer Begünstigung der fremden, corrumpirenden Elemente doch wesentlich ein Fortschritt von der geistlosen Dumpfheit und Erstarrung des Altrussenthums gewesen sei, daß das Heil von Westen komme und daß Nikolaus' Hauptsünde gegen Rußland und dessen Geschichte in der Abwendung von den Fortschrittstendenzen bestehe, denen die früheren russischen Herrscher wenigstens im Princip gehuldigt und mit denen sie den Despotismus ihres Verfahrens gegen die Nation wenn nicht gerechtfertigt, so doch entschuldigt hatten. Die Nothwendigkeit einer Revolution und einer Ausgleichung zwischen dem russischen Volksthum und dem westeuropäischen Radicalismus wurde hauptsächlich aus der Verläugnung der Fortschrittsprincipien gefolgert, die Nikolaus mit denselben barbarischen Mitteln bekämpft haben sollte, die seine im Uebrigen wenig besseren Vorgänger in der Absicht zu reformiren und aufzuklären, angewendet hatten. Das System des aufgeklärten Despotismus war zu einem System des verdummenden Despotismus geworden, es hatte sich dadurch selbst aufgegeben und mußte durch ein neues System ersetzt werden.

Herzens Aufenthalt in Moskau und im Stankewitsch'schen Kreise war von nur kurzer Dauer. Unablässig drängte der Vater, dem die Umgebung des Sohnes gefährlich erscheinen mochte, zur Uebersiedelung nach Petersburg und zum Eintritt in den höheren Staatsdienst; der alte Voltairianer hatte den Gedanken, seinen Sohn die „große Carrière" machen zu sehen, niemals aufgegeben und Herzen blieb Nichts übrig, als die großmüthige Verzeihung, die der Vater seiner heimlichen Ehe-

schließung hatte zu Theil werden lassen, durch Gehorsam zu vergelten. Schwer genug kam ihm dieser Gehorsam an, denn vor Petersburg, der Inkarnation des zarischen Despotismus und der nationalen Entwürdigung, der Stadt ohne Nationalität, ohne Kirche, ohne irgend ein ihre Bewohner verbindendes moralisches oder geistiges Band hatte er von je ein unbesiegbares, nur allzu berechtigtes Grauen empfunden. Von Wladimir aus hatte er diese Stadt auf einige Tage besuchen müssen, um sich die Ertheilung der achten Rangklasse (des Collegien-Assessortitels) und der mit derselben verbundenen Adelsrechte auf Wunsch des Vaters zu verschaffen. „Sei um Gotteswillen vorsichtig", hatte der alte Herr ihm beim Abschied gesagt, „nimm Dich vor Jedermann, vor dem Condukteur der Diligence wie vor den Kellnern im Hôtel in Acht. Petersburg ist nicht mehr, was es zu unserer Zeit war, in jeder Gesellschaft mußt Du auf einen, wenn nicht auf zwei Mouchards gefaßt sein. Selbst den Bekannten, an die ich Dir Briefe mitgegeben habe, darfst Du nicht unbedingt trauen. Trau' überhaupt Niemand et tiens toi pour averti." Denselben Rath hatte in Petersburg Jedermann, den der Exverbannte gesprochen, wiederholt. — Kein Wunder, daß Herzen dem Wunsch seines Vaters nur mit äußerstem Widerstreben willfahrte und die Annahme des ihm durch die Vermittelung eines „alten Freundes", des Grafen Stroganow angebotenen Amts im Ministerium des Innern, um das er vielfach beneidet wurde, nur als Pflicht der Pietät ansah. Das fröhliche, sorglose, bequeme, ächt nationale Moskau erschien neben dem uniformirten, von Soldaten und Beamten wimmelnden, ängstlichen und sclavisch gehorsamen Petersburg, wie ein Paradies der Freiheit und des Behagens. Die glattrasirten, wohlparfümirten Beamten, mit denen Herzen in der eleganten Kanzelleistube des Ministeriums zusammensaß, kamen ihm trotz ihrer französischen Redensarten und glatten Manieren kaum minder verächtlich und mindestens ebenso widerwärtig vor wie die schmutzigen, betrunkenen Schreiber, die er in Wjätka seine Collegen hatte nennen müssen und an denen wenigstens zuweilen ein Stück roher Gutmüthigkeit übrig geblieben war. Im Uebrigen lebte der neugebackene Hofrath und Ministerialbeamte ausschließlich seiner Häuslichkeit und dem kleinen Kreise wiedergefundener alter Freunde, die ihn in demselben aufsuchten; an einen frischen geistigen Verkehr, wie er ihn in Moskau genossen, war nicht entfernt zu denken. Die einzige Concession, die er an die neuen Verhältnisse machte, waren gelegentliche Visiten bei den vornehmen Leuten, die Jugendfreunde seines Vaters gewesen waren und deren Berücksichtigung der Alte ihm streng zur Pflicht gemacht hatte.

Noch bevor Herzen es zu der Resignation gebracht hatte, in dieser unbehaglichen neuen Welt zum Actenreiter herabzukommen, nahm es mit den zweifelhaften Herrlichkeiten derselben ein Ende. An einem trüben Decembermorgen des Jahres 1840 — kaum sechs Monate nach der Uebersiedelung aus Moskau — erschien ein Polizeibeamter in Herzens Wohnung, der ihm den Befehl überbrachte, sofort in der dritten Abtheilung von Sr. Majestät höchsteigener Kanzellei zu erscheinen. Nur die Gegenwart seiner bis auf den Tod erschreckten Frau vermochte dem weltkundigen Mann die Fassung zu erhalten, die jeder Andere an seiner Stelle verloren hätte: die unter dem Chef des Gensd'armen-Corps stehende dritte Abtheilung der kaiserlichen Kanzellei war und ist noch gegenwärtig die Direktion jener weltbekannten „geheimen Polizei", welche Rußland mit ihren Netzen umspannt hält, zu den Tagen des Kaisers Nikolaus die wichtigste und mächtigste Administrationsstelle des gesammten Reichs war und vom Grafen Benkendorff und seinem gefürchteten Collegen, dem General Dubbelt, mit fast unbeschränkten Vollmachten verwaltet wurde. — Es blieb Nichts übrig, als sofort in die gefürchtete, übrigens höchst comfortable eingerichtete Löwenhöhle zu eilen, — auf die Gefahr hin, aus derselben nicht wieder herauszukommen. Im Büreau der „dritten Abtheilung" wurde Herzen von einem mit Sternen geschmückten General in Gensd'armenuniform empfangen, der ihm nach einigen einleitenden Worten mit ruhiger Höflichkeit sagte: „Sie haben die Gnade unseres Monarchen übel benutzt und es scheint, daß Sie wieder nach Wjätka werden zurückkehren müssen."

„Ich verstehe nicht" —

„Desto schlimmer für Sie. Statt in Ihrem neuen Dienst wenigstens Anfangs Eifer zu zeigen, haben Sie sich mit Politik und mit ungünstigen Urtheilen über Regierungshandlungen befaßt. Wissen Sie denn nicht, daß unter den Leuten, mit denen Sie reden, oft genug Schufte (sic) vorhanden sind, die Nichts Besseres zu thun haben, als Sie sofort hier zu denunciren?"

Herzen begriff noch immer nicht was vorgegangen sei. Der General erzählte darauf, dem Kaiser sei berichtet worden, er, Herzen habe das Gerücht von der Ermordung eines Bürgers durch einen Polizeisoldaten in regierungsfeindlicher Absicht weitererzählt. Da die Verbreitung schädlicher Gerüchte verboten sei, habe Se. Majestät zu befehlen geruht, daß der Hofrath Herzen nach Wjätka zurückkehre. Daß das Gerücht gegründet und in der Stadt vielfach verbreitet gewesen, stellte der General übrigens nicht in Abrede, indem er hinzufügte, er werde des Angeklagten offenherziges Geständniß (Herzen hat die Thatsache so-

fort eingeräumt) seinem hohen Chef, dem Grafen gegenüber als Milderungsgrund geltend machen. „Daß Sie verheirathet seien, haben wir leider nicht gewußt, ich werde den Grafen bitten das in Betracht zu ziehen", fügte der liebenswürdige Gensd'armen-General begütigend hinzu, „aber in jedem Fall müssen Sie Petersburg verlassen."

Herzen schwindelte. Ein solcher Abgrund von Willkür und Niedertracht überstieg seine schlimmsten Befürchtungen — eine Verurtheilung, die dem Verhör vorherging und die Wiederholung einer gleichgiltigen Stadtgeschichte betraf, die auf allen Gassen zu hören gewesen war, hatte er trotz der dritten Abtheilung und trotz des Grafen Benkendorff nicht für möglich gehalten.

Wie vernichtet ging der Unglückliche nach Hause, um seiner zitternden Frau das Entsetzliche mitzutheilen. Am Abend desselben Tages wurde er noch einmal zum General Dubbelt citirt, weil dieser ihm sagen wollte, der Graf Benkendorff wünsche ihn andern Tags zu sprechen — ein in die Stube brechender Gensd'armen-Offizier hatte diese wichtige Kunde gebracht und Frau Herzen zufolge des nochmaligen Schrecks ein hitziges Fieber zugezogen, das den Aerzten lebhafte Besorgniß einflößte. — Dubbelt war ein gescheidter Mann, der die Sache mit der kalten Liebenswürdigkeit des Weltmannes behandelte, ihre Geringfügigkeit einräumte, Herzen mit schmeichelhaften Worten überhäufte und sein lebhaftes Bedauern darüber aussprach, daß auch ein so liebenswürdiger und gescheidter Mann wie er von der Krankheit befallen sei de dénigrer le gouvernement. Uebrigens werde es sich wohl einrichten lassen, daß nicht grade Wjätka, sondern ein näher gelegener Ort seinem verehrten neuen Bekannten zum Aufenthaltsort angewiesen werde. — Andern Tags traf Herzen mit Dubbelt im Vorzimmer des Grafen Benkendorff zusammen, wo jener ihm sofort in leichtem Ton zurief: Bon jour Mr. Herzen, votre affaire va parfaitement bien. — Einige Augenblicke später eröffnete Benkendorff selbst dem gefährlichen Hofrath, bei seiner Verbannung aus Petersburg und Stellung unter polizeiliche Aufsicht sei es zwar geblieben, der Kaiser habe aber geruht, von Wjätka abzusehen und Herzens Chef, dem Minister Grafen Stroganow, die Wahl des künftigen Aufenthaltsorts zu überlassen. Dubbelt fügte leise hinzu, der Minister werde sich zweifellos nach des Verbannten eigenen Wünschen richten.

Und so geschah's. Der Minister und seine Räthe gaben deutlich zu verstehen, daß auch sie empört seien und auf Herzens Vorschlag wurde Nowgorod gewählt; um aber das Maß des Widersinnigen voll zu machen, ernannte der Minister seinen staatsgefährlichen Kanzelleibeamten zum

Regierungsrath bei der Verwaltung von Nowgorod, d. h. zu einem verhältnißmäßig hohen Administrativposten, wie er sonst nur älteren erprobten Beamten zu Theil wird. Herzen war ja der Sohn von Sr. Excellenz altem Regimentscameraden und überdies un homme parfaitement comme il faut, der vortrefflich französisch sprach. Was brauchte es mehr.

Indignirt über diese Erhöhung ohne Grund wie über die grundlose Verbannung schickte Herzen sich zur Uebersiedelung nach Nowgorod an. Aber der Gesundheitszustand seiner Frau und die vorgerückte Jahreszeit machten dieselbe trotz des kaiserlichen Befehls zu „sofortiger" Abreise unmöglich. In seiner Verzweiflung wandte Herzen sich an eine alte Freundin seines Vaters, Madame Sherebzow, die der höchsten Aristokratie angehörte, an den Orgien der Kaiserin Catharina wie an der Verschwörung gegen den Kaiser Paul Theil genommen hatte und als Liberale vom alten Schlage aus ihrer Verachtung des unmanierlichen und ungebildeten neuen Systems und seiner Vorliebe für sclavische Parvenüs kein Hehl machte. Herzen hatte durch sein gutes Französisch und seine scharfe Zunge das Herz der alten Dame gewonnen, die außer sich gerieth, als sie vernahm, ihr Günstling sei einer Lappalie wegen verbannt worden. Wegen ihres hohen Alters, ihres Geistes, ihrer vornehmen Geburt und ihres großen Vermögens allgemein geachtet und gefürchtet, durfte die Alte sich etwas erlauben: sie ließ sofort nach dem Gemahl ihrer Enkelin, dem kaiserlichen Günstling und General-Adjutanten Grafen (später Fürsten) Orlow schicken und erklärte diesem mit einem Schwall von Ausfällen über die Jämmerlichkeit der neuen Zeit, er habe bei ihrer Ungnade die Angelegenheiten ihres Freundes Herzen sofort zu regeln. Zurücknehmen ließ die kaiserliche Entscheidung sich nicht mehr. Die alte Verschwörerin von 1801 wußte aber durchzusetzen, daß Herzen direkt dem kaiserlichen Befehl zuwider, noch sechs Monate in Petersburg unbehelligt blieb und erst nach der völligen Wiederherstellung seiner Frau, im Juni 1841 in sein neues Exil abreiste.

Wir übergehen die Schilderung der elenden Verhältnisse, die Herzen in Nowgorod vorfand und die wenig besser als die von Wjätka beschaffen waren. Seine neue Stellung (die im Uebrigen durch das Uebelwollen des Gouverneurs um alle Bedeutung und allen Einfluß gebracht war) gestattete ihm einen Einblick in den Jammer der bäuerlichen Verhältnisse, wie er ihm bisher noch nicht zu Theil geworden war. Außerdem wurde er mit der Rechtlosigkeit der von fanatischen Pfaffen verfolgten altgläubigen Sektirer näher bekannt. Wesentlich aus dieser Zeit datirt der glühende Haß gegen den russischen Adel und die orthodoxe Kirche,

dem der Schriftsteller Herzen später so furchtbaren Ausdruck gegeben hat. Er sah in ein Meer von Niedertracht und Menschenentwürdigung, das ihm die Ueberzeugung gab, daß er auf die Dauer in Rußland nicht leben könne, ohne sich zu verbluten. Sein einziges Streben blieb fortan, das Joch des Staatsdienstes abzuschütteln, in das er geschmiedet war, so lange die über ihn verhängte polizeiliche Aufsicht nicht aufgehoben wurde. Seine amtliche Thätigkeit war eine blos scheinbare und beschränkte sich in Wesentlichkeit auf die Zeugenschaft bei der Vernichtung alter Acten. Ein Spiel des Zufalls wollte übrigens, daß er neben der Niedertracht auch die Kopflosigkeit und Lächerlichkeit des büreaukratischen Systems kennen lernte, in das er gespannt war. Obgleich der Gouverneur ihn möglichst von aller Thätigkeit fernhielt, war er als Regierungsrath Chef der Abtheilung der Verwaltung, welche die Oberaufsicht über die unter polizeilicher Aufsicht stehenden Personen hatte. Da er selbst dieser Kategorie angehörte, geschah es vierteljährlich, daß der Polizeimeister von Nowgorod ihm, als seinem Vorgesetzten, den Bericht über die Führung des unter polizeilicher Aufsicht stehenden Regierungsraths Hofrath Herzen zur Unterschrift und Bestätigung vorlegte. „Drei Viertel der Leute, die das lesen", heißt es in den Memoiren, „werden an eine solche Summe von Blödsinn nicht glauben wollen, und doch berichte ich nur die reine Wahrheit. Ich kann hinzufügen, daß der Polizeimeister gescheidt genug war, die Rubrik „Führung" unausgefüllt zu lassen und die Rubrik „Beschäftigung" mit der Angabe „beschäftigt sich mit Staatsdienst" auszufüllen. Bis zu diesen Herkulessäulen des Unsinns hat ein System es gebracht, welches zwei Polizeien besaß, die unter einander tödtlich verfeindet waren, in dem Kanzelleiformen statt der Gesetze, Feldwebelbegriffe an Stelle politischer Gedanken herrschten."

Ein Jahr lang dauerte das Nowgoroder Exil. Während der letzten Monate desselben hatte Herzen sich krank melden lassen, um vom Dienst befreit zu sein: nachdem er Zeuge der thierischen Brutalität des Gouverneurs gegen eine unglückliche Bauernfrau gewesen war, die gebeten, ihr ihre Kinder zu lassen, hatte er beschlossen, um keinen Preis, auch nur scheinbar, der Rotte von Barbaren weiter anzugehören, die das unglückliche Volk mit Füßen trat. Inzwischen waren seine vornehmen Verbindungen wiederum rettend für ihn eingetreten; Freunde seiner Familie wußten zu bewirken, daß die Kaiserin im Jahre 1842 für ihn um Gnade bat und daß er „in Anbetracht des leidenden Zustandes seiner Frau" die Erlaubniß zur Rückkehr nach Moskau erhielt, von der sofort Gebrauch gemacht wurde. Fast gleichzeitig erhielt er den gewünschten Abschied aus dem Staatsdienst.

Mit dem Juli 1842 beginnt ein neuer Abschnitt in Herzens Leben. Bezüglich dieses können wir uns kürzer als bisher fassen, denn die für den politischen Menschen und Schriftsteller eigentlich entscheidenden Jahre lagen hinter ihm, als er, nunmehr 30 Jahre alt, von Nowgorod nach Moskau übersiedelte. Wenn es richtig ist, daß des Künstlers Leben in seinen Werken besteht und daß diese seine beste Biographie bilden, so verhält es sich mit dem politischen Menschen und Schriftsteller, wenn dieser mehr als ein der Studirstube entlaufener Doctrinär ist, grade umgekehrt: seine Arbeit kann nur verstanden werden, wenn sie in Zusammenhang mit seinem Leben betrachtet wird, sein Programm ist nur berechtigt, wenn es zugleich das Resultat seines Lebens und seiner Erfahrung in der wirklichen Welt ist. Dieser Satz, dessen Allgemeingiltigkeit kaum angefochten werden kann, hat für Herzen eine eminente Bedeutung: was er als Schriftsteller und Agitator erstrebt, ist, so zu sagen, das negative Bild seiner Erlebnisse in der Welt, in der er aufgewachsen war. Grade darum hat dieser Mann, trotz der Unfruchtbarkeit seines Programms, Wirkungen erzielt, wie kaum ein anderer Publicist unserer Zeit und wie kein zweiter Russe — vielleicht seinen Gegner Michael Katkow allein ausgenommen. Das Ceterum censeo Carthaginem esse delendam, das er dem zarischen Absolutismus zurief, war weder die Frucht spekulativer Studien noch eine bloße Ausgeburt des allgemeinen revolutionären Geistes unserer Zeit, es war das Resultat seines Lebens: das russische Leben hatte Alexander Herzen systematisch zum Revolutionär erzogen. Als illegitimer Sohn eines vornehmen Hauses lernt er die egoistische Abwendung vom nationalen Leben, an welcher grade die tüchtigsten und bildungsfähigsten Elemente der russischen Aristokratie zu Grunde gegangen sind, in allen Einzelheiten und mit all' ihren verhängnißvollen und entsittlichenden Consequenzen kennen, ohne von ihr angesteckt zu werden. Sein Leben lang hat Herzen in socialer Beziehung den reichen und vornehmen Mann, zu dem er erzogen worden, nicht verläugnet; weil seine Geburt ihn aber von Hause aus zu den Verhältnissen seines Vaterhauses in ein kritisches Verhältniß setzte, empfand er schon früh den Stachel, der für jede feinere Empfindung in dem Bewußtsein liegt, ohne Verdienst und ohne gegründeten Anspruch bevorzugt zu sein. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er in allen Stücken anders als diese apathischen, wohlmeinenden und charakterlosen vornehmen Herren werden müsse, um ein voller Mensch zu sein, tritt er in die Welt. An der Eingangsthür derselben wird ihm zugerufen, daß er despotischer Willkür verfallen sei, weil er über sich und seine Umgebung zu denken

gewagt, ohne nach dem Maß von Denkfreiheit zu fragen, das der Zar seinen Kindern als zuträglich gegönnt. Wegen des Besten, was bisher den Inhalt seines Lebens ausgemacht, sieht er sich gegen Recht und Gesetz seiner Umgebung entrissen und in einen Pfuhl von Roheit und Gemeinheit verpflanzt. Dem kaum absolvirten Cursus über das sittliche Elend der von ihrem Volk losgerissenen russischen Aristokratie folgt ein zweiter Cursus, der die Niedertracht des russischen Beamtenthums und seines fluchwürdigen Einflusses auf die geknechtete Nation mit entsetzlicher Gründlichkeit abhandelt. Er sieht nicht nur ein wehrloses, gutangelegtes Volk von einer Bande selbst in Sclavenketten geschmiedeter Tyrannen ausbeuten und mißhandeln, sondern er erfährt zugleich, daß das Beispiel zu unbarmherziger Willkür in seinem Vaterlande von der höchsten Stelle gegeben wird und nicht etwa aus bösem Willen und wachsender Laune, sondern weil das System es so verlangt und weil der verfaulte Staatsbau nur mit ehernen Klammern zusammengehalten werden kann. Bald wird ihm offenbar, daß man in dem Rußland des Kaisers Nikolaus nur zwischen verbrecherischer Theilnahme an einem unheilvollen System und Zugehörigkeit zur Zahl der zertretenen Existenzen zu wählen habe, die in entfernten Verbannungsstätten diesseit und jenseit des Ural verkommen. Vor dieser gräßlichen Alternative stutzt die Entschlossenheit des Jünglings einen Augenblick: er versucht einen Mittelweg ausfindig zu machen, er entschließt sich zur Resignation und versucht in dem Heiligthum liebeerfüllter Häuslichkeit den Jammer und das Elend seines Volks zu vergessen. Aber auch das wird ihm nicht vergönnt: soweit das Scepter des Zaren herrscht, hat Niemand ein Recht auch nur für seine Person voller Mensch zu sein, als der Zar allein, und dem jungen Eremiten wird durch das Sprachrohr der geheimen Polizei zugerufen: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich.“ Jetzt ist Herzens Entschluß gefaßt: da ihm nicht vergönnt ist, außerhalb des Kampfes zu bleiben, der seine Zeit zerrissen hat, beschließt er das System, das seines Vaterlandes beste Kräfte in Ketten geschlagen, bis auf das Messer zu bekämpfen und diesen Kampf ohne jede Rücksicht auf die zum Ziel führenden Mittel und ohne Frage nach dem Ausgang desselben zu führen. Was kümmert ihn, welche Ordnung an des alten Unsinns Stelle treten soll, wenn dieser zu Boden geworfen ist? Er kennt nur eine Losung: dieses Gewebe von Lüge und Verbrechen zu zerreißen. Nikolaus hatte den Ideen des Jahrhunderts den Krieg erklärt, ohne nach den Folgen dieser Kriegserklärung für sein Reich und seine Regierung zu fragen: es blieb Nichts übrig, als seinem Beispiel zu folgen und den Krieg gegen ihn, zunächst auch in rein negativer

Absicht zu führen. Schlimmer als es war, konnte es ja keinenfalls in Rußland werden.

Den Tod im Herzen und fest entschlossen, sobald wie möglich den Staub der russischen Erde von seinen Füßen zu schütteln, kehrte der verabschiedete Regierungsrath mit Weib und Kind in seine Vaterstadt zurück. So furchtbar hatten die Erfahrungen der letzten Jahre sein Leben verbittert, daß ihm selbst die erneute Möglichkeit des Verkehrs mit den Freunden seiner Jugend nicht mehr die frühere Anziehungskraft zu haben schien. Er beschränkte sich auf sein Haus und auf die Sorge um die letzten Lebenstage des früh gealterten Vaters — nur mit dem Jugendfreunde Ogarew wurden die früheren innigen Beziehungen unverändert aufgenommen. Am liebsten weilten Herzen und dessen Gefährtin in der ländlichen Einsamkeit eines in der Umgegend von Moskau belegenen väterlichen Guts: „zuweilen besuchten uns Freunde — waren diese wieder fort, so herrschte rings Stille und wieder Stille. — Wald und Feld und wir selbst schienen allein auf der Welt zu sein."

Während der Wintermonate ließen sich die Rückkehr in die Stadt und der Verkehr mit den alten Freunden übrigens nicht vermeiden. Wiederum war es eine Gemeinde heimlicher Anhänger der verpönten westlichen und liberalen Ideen, in der Herzen heimisch wurde. Den alten Freunden, die wir bereits kennen gelernt hatten, gesellten sich neue zu; zum eigentlichen Mittelpunkt des Kreises war während der Jahre von Herzens Abwesenheit Professor Granowski geworden, gleich ausgezeichnet als edler, humaner Mensch wie als fleißiger, tüchtig gebildeter Historiker. Zu Herzen, Ogarew und den übrigen Vertretern des jungrussischen Radicalismus stand Granowski nicht selten in Gegensatz; die absolute Negation der Wirklichkeit, in welcher diese Männer sich bewegten und die ihnen jede Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gradezu verbot, war dem thätigen jungen Gelehrten, der als Universitätslehrer grade damals auf der Höhe seiner höchst ersprießlichen Lehrthätigkeit stand, antipathisch. Er bestritt den Freunden, daß unabhängige und wahrhaft freisinnige Männer in Rußland zur Unthätigkeit verurtheilt seien und warf ihnen vor, allzu schwarzsichtig und pessimistisch zu sehen — ein Urtheil, das er übrigens in der Folge zurückgenommen hat und das wesentlich mit seinem weichen, liebevollen und (wie Herzen sagt) „romantischen" Temperament zusammenhing. Im Uebrigen wußte man sich nicht nur in der Feindschaft gegen das „System", sondern auch in dem Gegensatz zu der mehr und mehr in die Oeffentlichkeit tretenden Slawophilenschule einig. Granowski hatte seinen ber-

liner Lehrjahren zu viel zu danken, um an dem Haß gegen den „verfaulten Westen" und an dem Cultus Altrußlands Theil haben zu können, den die Aksakow und Kirejewski trieben, er sprach immer wieder aus, daß für Rußland allein in der Theilnahme an dem Geistesleben des westlichen Europa das Heil zu suchen sei und daß Nikolaus' Sünde wesentlich darin bestehe, daß er als erster Nachfolger des großen Reformators Peter mit den Ideen der Freiheit und Aufklärung gebrochen, die bis dazu die russische Regierungsdevise und die Entschuldigung für alle Willkürlichkeiten des kaiserlichen Regiments gewesen sei. Die Arbeit eines Jahrhunderts sei verloren, wenn man vor der Thür der Civilisation, zu der man mühsam gewandert, stehen bleibe und dem kaiserlichen Ruf zur Umkehr Folge leiste. Wesentlich auf demselben Standpunkt stand Herzen. Von der Slawophilen-Doctrin wollte er schon darum Nichts wissen, weil dieselbe mit gewissen Ideen des „Systems" in Zusammenhang stand und zu Gunsten desselben ausgebeutet wurde. Auch Nikolaus hatte den Wahlspruch: Rechtgläubigkeit, monarchische Staatsform und Nationalität auf seine Fahne geschrieben — das war genug, um denselben verdächtig zu machen. Mit dem altrussischen Zarenabsolutismus wußten auch die Slawophilen Nichts anzufangen — sie suchten ihn nach Kräften zu läugnen und als durch die Macht der Volkssitte abgeschwächt darzustellen — ein Verfahren, dessen Halbheit Herzen nicht gelten ließ; wie er über die „Rechtgläubigkeit" dachte, haben wir bereits früher gesehen und die „Nationalität", in deren Namen das unglückliche Polenthum zertreten wurde, galt ihm für ein mehr wie zweifelhaftes Gut. „Die Berufung auf die Nationalität", sagte er einige Jahre später, „hat eine Berechtigung nur, wo diese wie in Italien von den Feinden der Freiheit geläugnet wird. Als Panier und Schlachtruf im Kampf für die Freiheit lasse ich das Nationalitätsprincip gelten, bei Völkern, die zugleich für die Freiheit und für ihr Existenzrecht streiten müssen, ist dasselbe am Platz. Bei uns ist dieses Princip überflüssig, denn die Existenz der russischen Nationalität wird auch von unsern Feinden anerkannt — selbst Metternich hat sie nicht geläugnet." — Neben dem erwähnten Belinski gehörte Herzen schon damals zu denen, die am entschiedensten vor der Slawophilendoctrin und deren der Sache der Freiheit gefährlichen Irrlehren warnten — was ihn freilich nicht hinderte, mit den Führern dieser Richtung (die er nie anders als nos amis les ennemis oder nos ennemis les amis nennt) auf dem freundschaftlichsten Fuß zu stehen. Daß die gemeinsame Verehrung des altrussischen Gemeindebesitzes den Weg zu einer Verständigung zwischen den beiden Coterien bilde, welche sich damals in die Blüthe der russischen

Jugend theilten, trat erst später deutlich hervor und wurde von Herzen erst anerkannt, als er Moskau längst und für immer verlassen hatte.

Fünf Jahre lang (von 1842 bis 1847) dauerte diese zweite Moskauer Periode in dem Leben unseres Helden. — So lange der Vater lebte, war an eine Uebersiedelung ins Ausland nicht zu denken; so unleidlich der alte Hypochonder auch sein konnte, er hatte sich als ein großmüthiger, im Grunde als ein liebevoller Vater bewiesen. Das genügte, um den warmherzigen Sohn auf die Erfüllung seiner leidenschaftlichsten Wünsche verzichten zu lassen. Ueberdies war Herzen nicht so vollständig von aller Thätigkeit ausgeschlossen, als er gefürchtet haben mochte. Bald nach seiner Rückkehr aus Nowgorod war er zum Mitarbeiter des neugegründeten Journals „Otetschestwennija Sapiski" geworben worden, um das sich allen Härten der Censur zum Trotz die Talente der „westlichen" Schule, an ihrer Spitze Belinski und Panajew, sammelten. Herzen debütirte mit einer geistreich-barocken Abhandlung „Ueber den Dilettantismus in der Wissenschaft", die sofort allgemeine Aufmerksamkeit erregte und seine Produktionslust weckte. Da unter den obwaltenden Verhältnissen von einer publicistischen Thätigkeit im engeren Sinne des Worts nicht die Rede sein konnte, wandte der junge Schriftsteller sich in seinen nächsten Arbeiten der Belletristik zu — nicht sowohl weil seine lebhafte Phantasie und sein feines Beobachtungs- und Darstellungstalent ihm Erfolge auf novellistischem Gebiet in Aussicht stellten, als weil er aus Erfahrung wußte, daß die Censur Arbeiten dieser Gattung am menschlichsten behandelte, und weil er hoffen durfte, unter der Hülle humoristischer Beleuchtung des wirklichen Lebens den Ideen, die ihn bewegten, am deutlichsten Ausdruck geben zu dürfen. So entstanden der Roman „Wer ist Schuld" (Kto winowát) und der „Doctor Krupow", welche Herzens schriftstellerischen Ruf begründeten.

Diese Arbeiten sind in doppelter Beziehung interessant, sowohl als Zeugnisse für Herzens reiche und mannichfaltige Begabung, wie als Dokumente für die Urtheilslosigkeit und Bornirtheit der Censur, welche ihnen zum Licht der Welt verhalf. Die (zum Theil damals, zum Theil erst zehn Jahre später entstandenen) „unbeendeten Erzählungen"*) erinnern nach Form und Inhalt lebhaft an Turgenjews berühmte Novellen, wenn sie denselben in ästhetischer Beziehung gleich nicht das Wasser reichen können. Der Verfasser giebt sich nirgend die Mühe, sein schönes Talent für Beobachtung und Charakteristik leuchten zu

*) Der „Doctor Krupow" erschien 1846.

lassen, geschweige denn zu vertiefen: in seinen Erzählungen ist die Fabel häufig nicht ohne Geschick erfunden, aber nirgend im Detail ausgeführt und in der Regel absichtlich ohne Abschluß gelassen. Er sagt dem Leser so deutlich wie irgend möglich, daß es ihm absolut nicht darauf ankomme, ein Kunstwerk oder etwas dem Aehnliches zu schaffen, — er will nur den Vorwand zu Bloßlegung der furchtbaren Schäden des russischen Lebens haben und diese so abschreckend und unbarmherzig wie möglich brandmarken. Die Gegenstände, um welche es sich handelt, sind dieselben wie bei Turgenjew: die Leibeigenschaft wird als Quelle der sittlichen Verkommenheit des Adels und der Verkrüppelung des Bauernstandes an den Pranger gestellt und erhält durch treffende Schilderungen der melancholischen russischen Landschaft den entsprechenden Hintergrund. Kein schlagenderer Beleg kann für die Lebenswahrheit der Turgenjew'schen Darstellungen beigebracht werden, als ihre Uebereinstimmung mit Herzens Schilderungen, denen auf der Stirn geschrieben steht, daß sie auf jede künstlerische Bedeutung Verzicht leisten und nur enthüllen und anklagen wollen. Es dürfte ohne Beispiel sein, daß ein angeborenes Talent aus politischer Ehrlichkeit und fanatischem Eifer so unbarmherzig und ungenirt mit sich selbst umgegangen, wie Alexander Herzen. Regelmäßig geht aus den Einleitungscapiteln hervor, daß dieses Talent sich nie ganz verläugnen kann, auch wenn es den besten Willen dazu hat: Personen und Zustände werden dem Leser so lebensvoll vorgeführt, daß er sie mit Händen greifen zu können glaubt. Sobald aber die Exposition geschlossen ist, tritt zu Tage, daß es dem Verfasser nur darum zu thun gewesen, ein Capitel der politischen Leidensgeschichte und des socialen Elends seiner Nation zu exemplificiren und daß die Gestalten, die er geschaffen, für den Autor selbst nur von Interesse sind, soweit sie Typen der russischen Gesellschaft repräsentiren. Nichtsdestoweniger sind diese „unbeendeten Erzählungen" von großem Interesse, schon weil sie von der gradezu fabelhaften Kenntniß russischer Zustände Zeugniß ablegen, die der Verfasser sich zu erwerben gewußt. Diese Kenntniß reicht bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück: die in die Erzählung „Die Pflicht über Alles" verwebte Charakteristik der russischen Großen unter Catharina II., Paul und Alexander I. ist in ihrer Weise lehrreicher, als zwei Drittheile von Allem, was über die Geschichte Rußlands unter diesen Herrschern geschrieben worden, und läßt lebhaft bedauern, daß dieses herrliche Talent der Geschichtschreibung verloren gegangen ist. Um russische Geschichte hat Herzen sich kaum mehr bekümmert, als sein Vater, dessen bekannte Abneigung gegen die Jaroslaws und Isäslaws er im Grunde theilte; ihm hatte die Bekannt-

schaft mit den Jugendfreunden des älterlichen Hauses dazu genügt, bis in das Herz des Zeitalters zu dringen, das dieselben exemplificirten. — Ebenso gut weiß er unter dem gemeinen Volk Bescheid, dessen Leiden und Freuden er ebenso liebevoll erforscht hat, wie sein edler Zeitgenosse Turgenjew: den Bauern richtig zu verstehen, ist von jeher und überall das Privilegium des geborenen Aristokraten gewesen, den Herzen auch in dieser Beziehung nicht verläugnet.

Von Herzens damaligen literarischen Arbeiten sind nur wenige in Rußland veröffentlicht worden, — daß die Unerbittlichkeit der Censur sie nicht sämmtlich unterdrückte, ist nur aus der Bornirtheit der Censoren zu erklären. Das größte Aufsehen machte die an und für sich ziemlich unbedeutende Erzählung Doctor Krupow, eine Satyre von wahrhaft unergründlicher Bosheit. Der Doctor Krupow ist Irrenarzt und von dem Glauben beseelt, daß die Verrückten im Grunde vernünftiger seien als die Gesunden; dieser nichts weniger als neue Scherz wird in einer Reihe von Beispielen abgehandelt, welche namentlich die Servilität des Beamtenthums zum Gegenstande haben und wesentlich aus diesem Grunde das Entzücken der russischen Lesewelt von 1846 ausmachten, die freilich ein mehr wie dankbares Publikum abgab, sobald es sich um Verhöhnung des Systems handelte, dem äußerlich alle Welt huldigte.

Bald nach der Veröffentlichung dieser Novelle seines Sohnes starb der alte Jakowlew. Er hatte Herzen so reichlich bedacht, daß dieser auch nach moskowitisch-adligen Begriffen für einen wohlhabenden Mann gelten konnte. Sobald der Sohn die Pflichten der Pietät erfüllt, machte er sich an die Ausführung des Plans, den er in der Stille längst genährt hatte und dessen Ausführung die zunehmende Kränklichkeit Nataliens zur Nothwendigkeit machte. Einen Paß ins Ausland zu erhalten, war damals höchst schwierig, für einen „Verdächtigen" nahezu unmöglich. Dennoch machte Herzen einen Versuch; nachdem er sein Vermögen mobilisirt hatte, wandte er sich an denselben General Dubbelt, der ihm wenige Jahre früher das Urtheil der „dritten Abtheilung" publicirt hatte und bat unter Berufung auf die Kränklichkeit seiner Frau um einen Paß. Was er sonst so lebhaft beklagt hatte, „daß es in Rußland nur einen vernünftigen Menschen gebe, mit dem sich reden ließe und daß dieser das Haupt der geheimen Polizei sei", kam Herzen diesmal zu gut. Nach einem längeren Gespräch mit diesem Vicedirector der russischen Vorsehung war das heiß ersehnte Papier im Januar 1847 endlich in den Händen des längst heimathlos gewordenen Mannes. Am 21. Januar/2. Februar 1847 hielt ein Schlitten vor dem Tauroggener Schlagbaum, in welchem Herzen, dessen Frau, Mutter und Kinder saßen: in

einem zweiten Gefährte saßen die Wärterin Tatjana und der treue Repräsentant der Kindheit und des Vaterhauses, der unfehlbare Karl Iwanowitsch Sonnenberg, um den Scheidenden das Geleit zu geben: „der Schlagbaum hob sich, der jüdische Kutscher trieb seine Pferde an. aus Rußland wehte der Schnee herüber, den der Wind zwischen die Schweife der Pferde trieb. Weinend sah uns die Wärterin im Sarafan nach, Sonnenberg winkte mit dem rothen Taschentuch. „Adieu Karl Iwanowitsch, Adieu Tatjana!" — Dort erhebt sich der erste fremde Grenzpfahl, — auch er trägt einen häßlichen, von Schnee halb unkenntlich gemachten Adler, der die Flügel spreizt — aber Gott sei Dank, dieser Adler hat mindestens einen Kopf weniger als sein Nachbar."

Das Glück der jungen Freiheit „am andern Ufer" wurde mit vollen Zügen genossen — es war von kurzer Dauer. Nachdem die Reisenden sich mit den Hauptpunkten des vormärzlichen Deutschland bekannt gemacht hatten, ging es weiter nach Italien, wo Frau Herzen sich unter dem Einfluß eines milderen Klimas sichtlich erholte. Nach einem unter Kunst- und Naturgenüssen verbrachten Winter, der Herzen zugleich die Bekanntschaft verschiedener Vertreter Jung-Italiens eintrug, wandte er sich im Frühjahr 1848 wieder nach Norden. Die Kunde von den Pariser Februar-Vorgängen hatten den russischen Revolutionsmann mit so lebhafter Theilnahme erfüllt, daß er sofort in die französische Hauptstadt zu gehen beschloß. In Livorno wurden Mutter, Frau und das jüngste Kind nach Marseille eingeschifft, Herzen, der die Seekrankheit fürchtete, schlug den beschwerlicheren Landweg ein. Jubelnd begrüßte er die dreifarbige Fahne, die nicht nur ihm für das Symbol wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit galt, und ungeduldig zählte er die Stunden, die ihn noch von dem „Zifferblatt Europa's" trennten. Als er in Paris eintraf, war er ein gebrochener, ins Herz getroffener Mann, den das Leben wie ein Todtenkopf angrinste: in Marseille hatte er die Schreckenskunde von dem Untergang des Postschiffs erhalten, dem er sein Liebstes ahnungslos anvertraut.

Mit Herzens Ankunft in dem revolutionären Paris schließt nicht nur die letzte Epoche seiner Privatexistenz, sondern zugleich seine ausführliche Biographie ab. Was wir über seinen weitern Lebensgang wissen, reducirt sich auf einige flüchtige Notizen und auf die Spuren, die er in seinen Schriften hinterlassen hat. Zunächst stürzte er sich in den Taumel der Revolution, um den Jammer zu übertäuben, der sein Herz zerriß. Den nächsten Anknüpfungspunkt boten die socialistischen Schriftsteller und Agitatoren, deren Systeme Herzen sich bereits in Rußland zu eigen gemacht hatte und die überdies längst mit seinem Moskauer Freunde

Bakunin in Verbindung standen. Um Bakunin hatten sich außerdem die zur radicalen Partei haltenden Glieder der polnischen Emigration geschaart, für welche Herzen die doppelte Anziehungskraft eines reichen und bis zur Verschwendung wohlthätigen Mannes und eines Russen besaß, der in jedem vertriebenen oder ausgewanderten Polen einen Gläubiger sah, den er für das Polen angethane russische Unrecht entschädigen zu müssen glaubte. Louis Blanc, Barbès, Blanqui, Caussidière und die übrigen socialistischen Koryphäen standen gerade damals mit der demokratischen Schicht der polnischen Emigration in engen Beziehungen; der berüchtigte Maisturm auf die Nationalversammlung wurde nicht nur zum Zweck einer Erklärung für die sofortige Wiederherstellung der „königlichen Republik", sondern auch mit Hilfe polnischen Geldes unternommen. Ueberdies lag es in der Natur der Sache, daß die Radicalen den Fremdlingen aus Osten ungleich zugänglicher erschienen, als die specifisch französisch gefärbten blauen Republikaner, denen der kosmopolitische Menschheitsbeglückdrang der Socialistenpartei immer nur als Vehikel für Vergrößerungs- und Eroberungspläne von Werth war. So finden wir den aristokratisch erzogenen Sohn des altrussischen Bojarenhauses im Bunde mit den Elementen des ausschweifendsten Radicalismus wieder, die der Revolutionssturm aus allen Ecken und Enden Europas zusammengeblasen hatte. Die ersten näheren Bekannten, die Herzen in Westeuropa gefunden, waren Fanatiker vom Schlage Mazzini's, Tollköpfe wie Bakunin, geniale Theoretiker aus der Schule Proudhons — kein Wunder, daß er die neue Welt, die ihn umgab, durch die gefärbten Gläser ihrer Vorurtheile ansah. Ihm, der den größten Theil seines Lebens auf dem Lande und in dem halbländlichen Moskau verbracht hatte, war außerdem der Anblick des städtischen Proletariats neu. Daß es im fernen Westen Leute gab, deren Lage noch trauriger beschaffen war, als die der Leibeigenen von Wjätka und Nowgorod, erfüllte sein weiches Herz mit tiefem Weh und es bedurfte nicht erst des Zuredens der neuen Freunde, damit er die Lösung der socialen Frage als die nächste und wichtigste aller zu lösenden Fragen ansah und zum integrirenden Theil seines politischen Programms machte. Der düstere Gram, der um sein gebeugtes Haupt die Fittige schlug, machte die Bilder des socialen Elends der Weltstadt zu seiner Lieblingsnahrung; mit demselben Grimm, der den Knaben erfüllt hatte, als er die erste russische Bauernhütte betreten, suchte jetzt der Mann die Höhlen der Armuth und des Verbrechens auf. So traf ihn der Juniaufstand als ausgemachten Anhänger der Sache der Besitzlosen. Das vergossene

Blut und die Rachsucht der geängstigten Burgeoisie erfüllten ihn mit einem Grauen, das er Monate lang nicht los werden konnte. Vergebens mühte er sich ab, seinen milden und weichen Sinn zu der wilden Zerstörungslust aufzustacheln, die seine Gefährten beseelte und die er selbst als Bedingung gesinnungstüchtiger Charakterfestigkeit erwerben zu müssen glaubte, — trotz aller „Gesinnungsverwandtschaft" war Herzen von den Männern, deren Beispiel er nachzueifern versuchte, durch eine tiefe Kluft geschieden. Sein Eifer für die Sache der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war nicht nur von allen Elementen subjectiver Verstimmung gegen die herrschende Klasse, sondern zugleich von allen selbstischen Hintergedanken frei. Die Theorien des Materialismus, die er in sich aufgenommen hatte und die er für die Grundlagen jeder wahrhaft gesunden Weltanschauung hielt, konnten nicht hindern, daß er die Welt durch das Medium eines Idealismus ansah, der sich weder durch persönliche noch durch allgemeine Erfahrungen an dem schönen Glauben an die Güte der menschlichen Natur irre machen ließ. — Ende des Jahres 1849 war Herzen von der allgemeinen Reaction, die sich über den Continent verbreitete, nach London getrieben, wo er jetzt dauernd seinen Wohnsitz aufschlug. Niedergedrückt von dem tiefen Unmuth, den das Scheitern der Revolutionshoffnungen über ihn wie über die meisten Zeugen des denkwürdigen Jahres 1848 verbreitet hatte, suchte er in der Arbeit Trost und Erholung.

In den ersten Monaten des Jahres 1850 erschien eine Broschüre, in welche er die Erfahrungen und Stimmungen seiner europäischen Wanderjahre niedergelegt hatte. Sie führte den Titel „Vom andern Ufer", erschien zugleich deutsch und russisch und erwarb dem Autor sofort einen europäischen Namen. Heute nimmt sich diese Sammlung weltschmerzerfüllter Rapsodien freilich so wunderlich aus, daß man alle Mühe hat, sich die Wirkungen, die sie damals ausübte, zu erklären. Im Grunde ist es nur ein Gedanke, der in den Abhandlungen „Wer hat Recht" „Nach dem Gewitter", „Der LVII. Jahrestag der einen und untheilbaren Republik", „An Georg Herwegh", und „An Guiseppe Mazzini" paraphrasirt wird: der Untergang der alten Gesellschaft, die durch den Socialismus wiedergeboren werden muß, wenn die Welt nicht an sich selbst zu Grunde gehen soll. Die Gedanken und Stimmungen des von dem Fiasko der Revolution enttäuschten und der Verzweiflung in die Arme geworfenen Radicalismus haben in den drei Gesprächen „Vor dem Gewitter", „Vixerunt", „Consolatio", welche die Abhandlung „Wer hat Recht?" bilden, vielleicht ihren kräftigsten und getreusten Ausdruck gefunden. Im Ton der Prophetie wird ver-

kündet, daß mit dem Scheitern des achtundvierziger Revolutionsversuchs der Menschheit ein unermeßlicher Dienst erwiesen worden sei; dieser letzte Versuch zur Selbsthilfe der alten Gesellschaft habe den praktischen Beweis geliefert, daß dieselbe vollständig bankerott geworden sei und daß die neue Welt sich erst über den Trümmern der alten erheben könne. Wie die ersten Christen keinen Antheil an den Kämpfen der Prätendenten um das römische Kaiserthum hatten, so müsse es dem Socialisten gleichgiltig sein, ob die Monarchie oder die Republik als Siegerin aus dem Bürgerkriege hervorgeht, der im Schooß der alten Gesellschaft zwischen dem Despotismus und dem Liberalismus („der Buße der gebildeten Minorität für das an der Masse geübte Unrecht") ausgefochten wird. „Was macht der Priester, wenn er zu einem Sterbenden kommt? Er heilt ihn nicht, er widerspricht seinen Fieberphantasien nicht, er liest ihm einfach das Sterbegebet vor. Nun, auch Sie müssen dieser Welt das Sterbegebet, das Todesurtheil vorlesen. Die Vollziehung schreitet nicht in Tagen, sondern in Stunden vor, keiner der Verurtheilten, weder der Absolutismus des Petersburger Zaren, noch die Freiheit der französischen Republik wird dem Beil entwischen. Kündigen Sie das erbarmungslos an. Ueberzeugen Sie die leichtsinnigen Menschen, die jetzt dem Sturz des östreichischen Kaiserstaats applaudiren und für das Schicksal der bourgeoisen Republik zittern, daß der Sturz dieser Republik ein ebenso großer Schritt zur Befreiung der Völker wäre, als der Sturz Oestreichs. Die Zeiten der Schonung, der Ausnahmen sind vorüber, auch können wir keine Nachsicht üben. Sagen Sie dem reaktionären Liberalismus, daß die Amnestie erst für die Zukunft paßt. Es ist an der Zeit, alle Feinde der Entwickelung der Wahrheit mit einem Strick zusammenzubinden, wie man die Arrestanten zusammenbindet, um sie durch die Straßen zu führen, damit Allen die Solidarität zwischen dem französischen Code und den russischen Ukasen, zwischen Lamartine und Radetzki einmal klar werde — das wird den Völkern eine große Lehre sein."

Weiterer Anführungen aus diesem phantastischen Hymnus auf die „Religion der Zukunft", der wesentlich durch die Kühnheit, den Bilderreichthum und die Wärme seiner Sprache wirkte, wird es zur Kennzeichnung desselben kaum bedürfen. Bemerkenswerth war diese Schrift eigentlich nur aus zwei wenig beachteten Nebenursachen: der Radikalismus und die Kühnheit des Verfassers hatten zum Substrat, daß er als heimathloser Kosmopolit, ohne Rücksicht auf ein bestehendes Verhältniß, sprach. Weil er in der Welt, zu der er sprach, nirgend heimisch war, an keiner ihrer Entwickelungen Antheil gehabt hatte, fiel Herzen das absolute

Verdammungsurtheil leichter, als sonst irgend Jemand, — konnte er aus einem höheren Ton reden. Der Standpunkt, den Herzen in dieser Broschüre einnimmt, liegt außerhalb der wirklichen Welt, und gerade darum imponirte er den Thoren, denen keine Construction abstract genug sein konnte: die Entfremdung von den gegebenen Verhältnissen, welche die Uebrigen affectirten, war bei ihm Wahrheit, denn Rußland zählte in der Culturwelt nicht mit und an Westeuropa hatte er noch keinen Antheil gewonnen. — Bedeutsam war außerdem, daß in den Briefen an Herwegh und Mazzini der erste Versuch gemacht wurde, Rußlands revolutionäre Zukunft und das Evangelium vom russischen Agrarcommunismus zu verkündigen. — Der Brief an Herwegh enthielt in der Skizze, was Herzens nächste größere Schriften im Einzelnen ausführten: die Geschichte der revolutionären Ideen in Rußland.

Obgleich diese Versuche zu einer Philosophie der Geschichte Rußlands in Herzens literarischer Thätigkeit einen ziemlich breiten Raum einnehmen, ihn mehrere Jahre lang beschäftigten und in einer ganzen Reihe kürzerer und längerer Schriften verarbeitet wurden, halten wir ein näheres Eingehen auf dieselben für ebenso überflüssig, wie die Analyse des „Getauften Eigenthums“ und der übrigen socialistischen Tractate unseres Verfassers. Trotz der Fülle an geistreichen Ideen und feinen Beobachtungen, die sie enthalten, ist diesen Arbeiten ein bleibender Werth nicht zu vindiciren. Dem künftigen Historiker werden sie sicher von Interesse sein, als selbständige Schöpfungen sind sie schon gegenwärtig veraltet. Herzens Theorie von der weltgeschichtlichen Bedeutung des russischen Communalbesitzes, die heute in aller Welt Munde ist, bildet die Spitze, auf die Alles herausläuft. Unsere Zeit stellt an den Geschichtschreiber zu entschiedene Forderungen, als daß Jemand, der sich nie um Quellenkunde, archivalisches und statistisches Material gekümmert hat, als Historiker in Betracht kommen könnte. Herzens in dieses Feld schlagende Arbeiten erinnern vielfach an Heine's geschichtliche und literarische Versuche, nur daß sie für das westeuropäische Publikum, das die Voraussetzungen des russischen Autors nicht kennt, sehr viel schwerer verständlich sind. Wahrheit und Irrthum liegen hier so nah bei einander, daß man aus diesen Schriften nur lernen kann, wenn man sich über die behandelten Dinge bereits anderswo Bescheid geholt hat. Eine Fülle von Personen und Verhältnissen wird als bekannt vorausgesetzt, deren Namen der Nichtrusse zum ersten Mal hört; mit der Möglichkeit der Prüfung der gefällten Urtheile fällt zugleich das Interesse an denselben weg, das sie an und für sich verdienen. Die Art der Darstellung ist so liebenswürdig, geistreich und bestechend,

daß die „Briefe aus Frankreich und England" und die „Studien über Rußlands sociale Verhältnisse" zu den bestgeschriebenen politischen Feuilletons der neueren Literatur gezählt werden können. Daß sie als erste Versuche einer selbständigen, völlig vorurtheilsfreien Kritik der russischen Zustände seit Peter dem Großen für Rußland schwerer ins Gewicht fallen, wird der fremde Leser ihnen aber kaum abmerken. Ueberhaupt sind die größeren, zum Theil ins Deutsche übersetzten Schriften Herzens, die so zu sagen den positiven Theil seiner Thätigkeit bildeten (etwa die Selbstbiographie ausgenommen), nur als gelegentliche Ausflüsse dieses reichen und vielseitigen Talents anzusehen — in Bezug auf die Wirkung, die sie übten, sind sie von des Verfassers Journalartikeln weit übertroffen worden. — Ein bleibenderes Verdienst als durch seine historischen und geschichtsphilosophischen Essays hat Herzen sich durch die Herausgabe theils älterer, theils verbotener russischer Werke und durch seine Arbeiten über die Revolution von 1825 erworben. Doch zu diesen werden wir erst später überzugehen haben.

In den Jahren 1849 bis 1854 lebte Herzen als bloßer Privatmann und ohne eigentlichen Beruf in London. Sein Haus, das er mit drei Kindern und dem gleichfalls aus Rußland geflüchteten treuen Jugendfreunde Ogarew theilte, war einer der gesuchtesten Mittelpunkte der nach England geretteten europäischen Emigration. Herzen, dessen bis zur Schwäche gehende Gutmüthigkeit Niemand eine Bitte abschlagen, auch dem ungebetenen Gast nicht die Thür verschließen konnte, wurde von Flüchtlingen, namentlich polnischen, förmlich überlaufen. Louis Blanc, Mazzini und Kossuth fanden an seinem gastlichen Heerde ebenso freundliche Aufnahme, wie verlaufene Honveds und nichtsnutzige deutsche oder französische Auswürflinge der europäischen Revolutionskloake. Der deutschen wie der französischen Sprache vollkommen mächtig, von unerschöpflicher Laune, reicher Bildung und regem Interesse für alle Gebiete menschlicher Thätigkeit, wußte Herzen einen Kreis um sich zu versammeln, von dem ernstere und gemäßigtere Elemente keineswegs ausgeschlossen waren. Der socialistische Fanatiker war im geselligen Verkehr ein gentleman von entzückenden Formen und von unvergleichlicher Bonhommie, dem tüchtige Gegner ebenso willkommen waren, wie Parteigenossen, der für Jeden ein freundliches Wort und einen herzlichen Händedruck hatte. Neben Italienern, Franzosen, Polen und Ungarn fanden sich auch Deutsche ein, die aus ihren abweichenden Anschauungen absolut kein Hehl zu machen brauchten und wenn sie sonst etwas taugten, gern gesehen wurden. Herzen, der die unter Nikolaus heraufgekommene „deutsche Partei" allerdings bitter haßte und die Deutschen der Ostsee-

provinzen häufig genug den Abscheu entgelten ließ, den ihre aristokratischen Lebensformen ihm einflößten, ist mit Unrecht für einen Deutschenfeind ausgegeben worden. Schon die Natur seiner Bildung brachte mit sich, daß er die hohe Bedeutung der deutschen Wissenschaft besser zu würdigen wußte, als die Mehrzahl seiner Landsleute. Hinter den Spöttereien über deutsche Sentimentalität und Romantik, die in seinen Schriften oft genug wiederkehren, verbirgt sich die Empfindung, daß der Spötter selbst von diesen Eigenschaften keineswegs frei geworden und zeitlebens der Sohn seiner bei Lafontaine und Kotzebue großgewordenen Mutter geblieben ist. Herzens genaue Kenntniß und warme Verehrung Goethe's, „unseres Vaters, des großen Realisten" beweist, daß die deutsche Literatur seinem Wesen homogen war und an seiner Entwickelung bedeutenden Antheil gehabt hat. — Außerdem war er viel zu human und gebildet, um nationale Vorurtheile irgend welcher Art in sich aufkommen zu lassen. Zu den Personen, die er am liebsten in seinem Hause sah, gehörten zwei Deutsche, die mit der kosmopolitischen Revolution und dem Socialismus absolut Nichts gemein hatten, Max Schlesinger und Jacob Kaufmann.

Man hat nur nöthig, die ziemlich lange Reihe der in diese Zeit fallenden Schriften zu übersehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Herzen sich auch während dieses ersten Lustrums seines englischen Lebens die der Mehrzahl seiner Landsleute gefährlichste Emigrantenkrankheit, den Müssiggang, vom Leibe zu halten wußte. Was er schrieb hatte damals aber nur den Charakter des Gelegentlichen, eine eigentliche Basis vermochte er noch nicht zu finden, schon weil er von seinem eigentlichen Publikum, der russischen Gesellschaft, durch unermeßliche Entfernungen und strenge Censurverbote geschieden war. Die zahlreichen Editionen aus Rußlands geheimer und revolutionärer Geschichte, die er mit seinem Freunde Ogarew während der zweiten Hälfte der fünfziger und den ersten sechziger Jahren herausgab, sind aller Wahrscheinlichkeit nach damals vorbereitet worden, — außerdem arbeitete er an seiner dreibändigen Selbstbiographie (Былое и думы, deutsch: Memoiren eines Russen, englisch: My exil in Siberia), einem Buch, das unstreitig dem Bedeutendsten und Interessantesten zugezählt werden kann, was auf dem Felde der neueren Memoirenliteratur überhaupt hervorgebracht worden. Man muß dieses Buch russisch lesen, um es vollständig zu würdigen, denn es ist sprachlich und stylistisch ebenso bedeutend, wie inhaltlich. Die Verhältnisse, unter denen der Verfasser aufgewachsen, die Menschen, mit denen er in Berührung gekommen, sind mit einer Wärme und einem Leben geschildert, daß man sie mit Händen greifen zu können

glaubt. Niemand, der das Rußland des ancien régime gekannt, kann auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß diese Aufzeichnungen, trotz des glühenden Despotenhasses der aus ihnen spricht, von der Wahrheit selbst dictirt worden sind und in ihrem sachlichen Theil kein Wort enthalten, das der Autor nicht verantworten könnte. So ergreifend ist die Treue dieser düstern Bilder, daß man das Leben, das vor dem Leser ausgebreitet wird, noch ein Mal zu durchleben glaubt und dem Memoirenschreiber bis in die letzten und feinsten Fasern seiner Empfindung folgen kann: man fühlt mit ihm, was er über die Unmöglichkeit sagt, in dem vergifteten Miasma des Kerkers gesund zu bleiben, in den das alte System Rußland verwandelt hatte, man lernt verstehen, daß der Anblick einer so furchtbaren Masse von Elend und Verkommenheit, die Bekanntschaft mit so zahllosen zertretenen und corrumpirten Existenzen, dem weichen, humanen Mann schließlich den Fluch entreißen mußte: „Du aber sei verdammt, Regiment des Kaisers Nikolaus, für alle Zeiten!“ Und dabei ist dieses merkwürdige Buch doch von aller Parteilichkeit, Voreingenommenheit und Verbitterung in einer Weise freigeblieben, die denen, die dasselbe nur aus Fragmenten kennen, unbegreiflich erscheinen muß. Ueberall macht sich das Bestreben geltend, auch den verkommensten und verhärtetsten Vertretern des „Systems“ gute und menschliche Seiten abzugewinnen, ihre Verirrungen psychologisch zu erklären und zu entschuldigen; mit einer gradezu rührenden Zärtlichkeit wird jeder edle Zug des russischen Volkscharakters hervorgesucht und in das rechte Licht gestellt — überall macht sich geltend, daß der Haß gegen die russischen Zustände mit leidenschaftlicher Liebe für das Land und das Volk gepaart ist, die sie verschuldet haben. Trotz der erdrückend großen Zahl von Personen, die in die Erzählung verflochten und nicht selten mit einer die Composition störenden Gründlichkeit abgehandelt werden, sind die Einzelnen so meisterhaft charakterisirt, daß man die Empfindung behält, immer neue und in ihrer Art merkwürdige Individualitäten vorgeführt zu sehen, die zum Ganzen nicht fehlen dürfen. Die Hauptsache bleibt freilich, daß der Verfasser selbst ein edler, goldreiner Charakter ist, dessen Bekanntschaft man nicht aus Händen geben will, auch wenn man der sich in unabsehbarer Perspektive eröffnenden düstern und lichtlosen Bilder, die seinen Lebensgang zusammensetzen, müde wird. In jeder Rücksicht steht diese Selbstbiographie hoch über Rousseau's vielgepriesenen Confessions, die Herzens Darstellung an Ehrlichkeit, gutem Geschmack und Bescheidenheit weit überragt.

Bevor wir an dieser Periode der Vorbereitung zu Herzens künftiger

journalistischer Thätigkeit vorübergehen, sei noch einer kleinen Schrift aus den fünfziger Jahren gedacht, die grade im gegenwärtigen Augenblick nicht ohne Interesse ist. Wir greifen mit derselben absichtlich dem Gang unserer Erzählung vor. Als Palmerston in Folge des Fiascos seiner Napoleon zu Gefallen eingebrachten berüchtigten alien-bill im Jahre 1858 zurücktreten mußte, glaubte man längere Zeit hindurch, der den Bomben Orsini's entgangene Imperator werde an England Rache nehmen und sich zu diesem Zweck mit Rußland verbinden. Das französische Volk war thöricht genug, für die schlechte Sache seines Beherrschers Partei zu nehmen und in das Rachegeschrei der kaiserlichen Journalisten einzustimmen, welche die englische Asylfreiheit mit der Sicherheit Frankreichs unvereinbar erklärten. Unter dem Eindruck der Gefahr, welche durch ein russisch-französisches Bündniß nicht nur dem letzten Bollwerk bürgerlicher Freiheit in Europa, sondern der gesammten europäischen Civilisation bereitet worden wäre, schrieb Herzen die treffliche kleine Broschüre „La France ou l'Angleterre?“ welche die französischen Demokraten zu Selbsterkenntniß und Besinnung zu bringen suchte und trotz der sonstigen Vorliebe des Verfassers für französische Ideen mit Entschiedenheit hervorhob, daß, wenn im alten Europa überhaupt von Freiheit die Rede sein könne, das aristokratische England als die Wiege derselben angesehen werden müsse und nicht das demokratische Frankreich. Die Gefahren eines Bündnisses zwischen dem reformbedürftigen Rußland und dem überlebten französischen Despotismus werden in prägnanter Kürze meisterhaft beleuchtet. Diese Ausführungen sind heute natürlich längst überlebt — waren sie doch nur für den Augenblick bestimmt. Bleibendes Interesse haben dagegen die nachstehenden Sätze über den Bonapartismus und dessen Zusammenhang mit dem französischen Nationalcharakter, die durch die Ereignisse von 1859, 1865, 1866 und 1870 eine merkwürdige Bestätigung erhalten haben. „Ich bin weit davon entfernt“, heißt es a. a. O. unter Anderm, „den Kaiser der Franzosen persönlich angreifen zu wollen. Ich sehe ihn ausschließlich als Werkzeug des Fatums an und werde eines bösen Zeichens an seiner Stirn gewahr, das sich auch durch die blutigen Strahlen der Ruhmessonne seines Oheims nicht verhüllen läßt. Der Tod, dessen Repräsentant er ist, hat ihn gewählt. Die Bonapartes sind wie die Cäsaren nicht Ursachen, sondern Wirkungen, Symptome. Sie sind gleichsam die Tuberkeln auf der Lunge eines Rom, das sich überlebt hat, — eine Alterskrankheit. Der Bonapartismus operirt nicht anders, als mit dem Tode, es fehlt ihm jede schöpferische Kraft, jede Productionsfähigkeit, er ist in eminentem Sinne unfruchtbar und

vermag nur Träume und gespenstische Schatten hervorzubringen, Dinge, die scheinen, aber kein Wesen haben. Auch an dem ersten Kaiserthum ist nichts real gewesen, als der mit französischen Leichen besäete Boden Spaniens, die mit französischen Gebeinen bestreute ägyptische Wüste, der von französischem Blut geröthete russische Schnee. Wie das Fieber, hat der Bonapartismus kein Princip und kein Ziel, er ist ein Widerspruch in sich selbst. Als Napoleon I. von dem naiven Las Casas gefragt wurde, was er eigentlich gewollt habe, vermochte er es zu einer plausibel formulirten Antwort schlechterdings nicht zu bringen. Was sollte die Expedition nach Aegypten?. Der Orient war ein schönes Piedestal für den Ruhm. Was sollte der spanische Krieg? Das Kaiserthum ist die gekrönte Revolution, die Befreiung der Völker. Selbst der begeistertste Sänger des Bonapartismus (Béranger) hat nicht mehr sagen können, als daß „die durch Frankreichs Siege zu Königinnen gewordenen Völker die Stirnen unserer Soldaten mit Kränzen schmückten." Selbst diejenigen, welche die blutigen Orgien des Kaiserthums viele Jahre später geschichtlich zu erklären versuchten, wußten nicht mehr zu sagen, als daß Napoleon Krieg führte, um den französischen Volksgeist zu beschäftigen. Die Einen wurden zur Unterhaltung der Andern getödtet, ganze Generationen umgebracht und bei den Ueberlebenden dem Streben nach socialem Fortschritt die unbegrenzte Liebe zum Kreuz der Ehrenlegion substituirt. . . . . . Der Bonapartismus ist die Wirkung des gegenwärtigen Zustandes der französischen Nation, er hat seine Ursachen außerhalb seiner selbst. Wohl ist er eine Züchtigung für die Nation, aber der Fehler liegt bei dieser selbst. Das Empire würde nicht zwei Tage bestehen, wenn es nicht einen Stützpunkt im französischen Nationalcharakter besäße, wenn er nicht echt nationalen Elementen entspräche. Mag man sagen, was man wolle, die Wahl vom 10. December 1848 war frei und wahrhaft volksthümlich. Frankreich ist kriegslustig und kriegerisch . . . . . Die Masse des französischen Volks würde noch heute einem Kriege, einer künftigen Demüthigung Englands zujauchzen und künftige Waterloos im Voraus beklatschen . . . . . Hier sitzt das eigentliche Uebel. Es will nichts sagen, daß man das feudale und monarchische Frankreich negirt — es existirt nicht mehr, — Frankreich muß von Béranger emancipirt werden, — es will nichts sagen, daß man mit der Bartholomäusnacht nicht sympathisirt, man darf auch mit den Septembertagen nicht sympathisiren. Es genügt nicht, daß man in Frankreich auf die Rache für Waterloo verzichte, man muß aufhören, sich über Austerlitz zu freuen."

Als Herzen diese kleine Gelegenheitsschrift in die Welt sandte, war er freilich schon lange nicht mehr der Mann, der er in der Zeit seiner intimen Beziehungen zu Frankreich, dem französischen Volk und der französischen Demokratie gewesen. Ein neues Leben hatte für ihn und für das gesammte Europa seit dem Ausbruch des orientalischen Krieges begonnen, dessen Bedeutung für Rußland und das nikolaitische System Herzen sofort richtig zu würdigen gewußt hatte. Unbeirrt durch seinen russischen Patriotismus, der ihn den Siegen der Alliirten mit getheilten Empfindungen zusehen ließ, verkündete er öffentlich und entschieden, daß die verlorenen Schlachten an der Donau und am schwarzen Meer, in denen seine Landsleute verbluteten, nicht nur für die Sache der Menschheit, sondern zugleich für die Sache der wahren Wohlfahrt Rußlands gewonnen seien. Noch vor den entscheidenden Schlägen, welche die russische Macht trafen, stand für ihn fest, daß die Niederlage derselben unausbleiblich sei und richtig benutzt, zu einer Quelle der Wohlfahrt für sein unglückliches Volk werden könne. Schon im Jahre 1854 gründete er seine „freie russische Druckerei", ein Jahr später das Journal „Poljärnaja Swesdà" (der Polarstern) und die Wochenschrift „Kolokol", welche bestimmt war, die tödtlichsten Waffen gegen das alte Rußland und dem „System" ungleich gefährlicher zu werden, als englische und französische Kanonen es irgend sein konnten. Varnhagen von Ense war — wie wir beiläufig bemerken — einer der Wenigen, welche die Bedeutung dieses Unternehmens sofort richtig zu würdigen wußten. „Alexander Herzen", heißt es im elften Bande der Tagebücher dieses immerhin weit- und scharfsichtigen Beobachters, „der sich als Schriftsteller Iskander nennt, hat in London eine freie russische Druckerei begründet. Die Sache kann von großer Wichtigkeit, ja von außerordentlichen Folgen werden. Freilich wird der russische Kaiser Alles aufbieten, solche Erzeugnisse nicht in sein Reich bringen zu lassen. Er wird die schärfsten Strafen gegen die Verbreiter verfügen, sowie gegen die Besitzer und Leser, aber all' seine Macht wird nicht ausreichen die Macht dieser Presse zu vernichten. Es ist schon viel gewonnen, wenn solche Bücher an die russische Grenze dringen, von andern Slawen, von Russen im Auslande gelesen werden; welchen Nutzen haben die ausländischen Druckorte Genf, Haag u. s. w. nicht der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts gewährt."

Was der Kolokol der „russischen neuen Aera" bedeutet hat, welche Ziele er verfolgte und welche er erreichte, braucht den Lesern dieser Blätter nicht erst gesagt zu werden: der vorliegende Versuch, ihres Herausgebers Lebensgang seinen Hauptmomenten nach

zu zeichnen, soll ja nur eine Ergänzung des Berichts über die russischen staatlichen und socialen Umwälzungen sein, welche in dem ersten Abschnitt dieses Buches besprochen sind. Daß Herzens Zeitschrift die öffentliche Meinung Rußlands in den Jahren 1856 bis 1862 fast unumschränkt beherrschte, daß er Popularitäten schuf und wieder vernichtete, Jahre lang, von Woche zu Woche den leitenden Kreisen der russischen Gesellschaft das mot d'ordre zurief und alle Versuche zur Beschränkung und zur Abschwächung der Wirkungen seines Worts siegreich überwand, wissen wir bereits: es wird darauf ankommen, die Gründe dieses außergewöhnlichen Einflusses, dessen Grenze und Folgen näher zu präcisiren.

Gleich die ersten gedruckten Blätter, welche Herzen nach Rußland sandte, waren von großem Erfolg begleitet: sie trafen mit der herrschenden Stimmung zusammen und wußten die Klangfarbe des Tons, in welchem damals gesprochen und empfunden wurde, meisterhaft zu treffen. Das gilt besonders von dem berühmten Brief, den „Iskander" am 10. März 1855 an den Kaiser Alexander II. richtete, um den jungen Herrscher am Eingang seiner Regentenlaufbahn zu begrüßen und von ihm als erste That die sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft zu verlangen. Anfang und Ende dieses Briefs waren gleich merkwürdig und gleich geeignet, die Aufmerksamkeit einer frondirenden Gesellschaft zu fesseln, welche selbst von der Sprache der Freiheit und Unabhängigkeit keine Vorstellung hatte. Man muß wissen, wie ängstlich Alles, was sich auf die Palastrevolutionen und Fürstenmorde der russischen Geschichte bezieht, in dem alten Rußland verheimlicht wurde, um die volle Wirkung der Kühnheit zu verstehen, die in der nachstehenden, an den Kaiser gerichteten Begrüßung lag:

> „Sire! Ihre Regierung beginnt unter einem erstaunlich glücklichen Horoskop. Ihre Fußstapfen sind von Blut frei geblieben und Sie haben ein schuldloses Gewissen. Ihnen ist die Nachricht vom Tode Ihres Vaters nicht von dessen Mördern gebracht worden und Sie hatten nicht nöthig den Weg zum Throne über einen mit russischem Blut besprengten Pfad zu nehmen. Sie haben nicht nöthig gehabt, dem Volk Ihre Thronbesteigung durch die Dekretirung von Todesstrafen anzuzeigen. — In den Annalen Ihres Hauses ist ein solcher Regierungsanfang noch kaum vorgekommen."

So der Eingang, dem die mit hinreißender Wärme gestellte Forderung folgt, der junge Herrscher, den ein richtiger Instinkt des Volks schon als Thronfolger verehrt und geliebt habe, möge sich dieses Vertrauens durch Aufhebung der Leibeigenschaft werth zeigen. Und wie

pathetisch und wirkungsvoll ist nicht der Schluß! „Auf der Höhe, die Sie einnehmen und inmitten des Weihrauchnebels, der Sie umgiebt, werden Sie sich vielleicht über meine Kühnheit wundern. Vielleicht lächeln Sie gar über das verlorene Sandkorn, welches sich von den 70 Millionen Sandkörnern abgelöst hat, welche Ihr granitnes Piedestal bilden. Aber Sie werden besser thun, nicht zu lachen. Meine Worte sagen Ihnen nur, was das allgemeine Schweigen bei uns Ihnen sagt. Um dieses Schweigens willen habe ich die erste russische Tribüne hier auf freier Erde gegründet: dem Elektrometer gleich soll dieselbe die Thätigkeit und Spannung der gebundenen Kräfte anzeigen. Einige Wassertropfen, die nicht den rechten Abfluß finden, können hinreichend sein, eine Granitplatte auszuhöhlen. — Sire, wenn diese Zeilen bis zu Ihnen dringen sollten, lesen Sie sie ohne Aerger und — ohne Zeugen und ziehen Sie sie hinterher in Erwägung. Daß Sie die Stimme eines freien Russen zu hören bekommen, wird Ihnen nicht oft geschehen."

Daß dieser Brief direkt an den Kaiser gerichtet, in maßvoller Sprache gehalten und auf Ziele gerichtet war, die sich mit der Politik und Anschauungsweise eines absoluten Herrschers wohl vertrugen, ist für den Geist, der durch die ersten Jahrgänge des Kolokol weht, bezeichnend. Trotz seines socialistischen Fanatismus und trotz seiner phantastischen Hoffnungen und Wünsche für eine dereinstige Universal-Republik unter slawischem Primat, hatte Herzen zu viel von der nüchternen und praktischen Natur seines Volks, um die Regierung, auf welche er wirken wollte, von Hause aus durch unerfüllbare Forderungen und durch die Entwickelung seines gesammten Programms zu erschrecken. Zunächst kam es ihm nur darauf an, die furchtbaren Schäden der alten russischen Staatsordnung vor dem Kaiser und vor der Nation aufzudecken und die Nothwendigkeit eines principiellen Bruchs mit derselben nachzuweisen. Dieser Richtung ist er während der ersten vier oder fünf Jahre seiner journalistischen Thätigkeit treu geblieben, soweit das überhaupt möglich war und soweit sein feuriges Temperament nicht mit ihm durchging. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war ihm die Vorbedingung alles dessen, was in Rußland überhaupt zu geschehen hatte, und auf ihre Beschleunigung arbeitete er mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und mit allen Mitteln los. Die furchtbarste Waffe, die er schwang, war die unerbittliche Consequenz, mit der er die Personen und Zustände anklagte, die er als die Haupthindernisse der Reform ansah. Seine große Personenkenntniß und die Willfährigkeit, mit der ihm von allen Seiten Material zugetragen wurde, verschafften ihm die Möglichkeit sein Journal zu einem wahren Volkstribunat — zu

einer „dritten Abtheilung" zu machen, die ebenso erbarmungslos aber sehr viel geschickter als die Gensd'armerie operirte und zahllose Existenzen vernichtete, die bis dazu unter dem Schleier des Amtsgeheimnisses ihr verbrecherisches Unwesen getrieben hatten. In der Regel kam er nur um anzuklagen, aber nicht immer: wo es schuldlose Opfer des Despotismus vom Galgen zu schneiden galt und die traurige Ewigkeit einer unschuldig verdienten Galeere abzukürzen, war seine Sprache noch markiger und kühner, als wenn er die Geißel des Spotts und der Satyre schwang. Dieser Spott konnte sich, wo des edlen Tribuns Blut in Wallung versetzt war, bis zu der Höhe eines titanischen Zorns aufschwingen und wahrhaft grandiose Proportionen annehmen. So wenn er Betrachtungen über den Unterschied des sittlichen Maßstabes anstellte, der in Rußland und in Westeuropa üblich war. „Ihr sprecht von der Verwahrlosung Oestreichs und seiner Büreaukratie", rief er im Jahre 1859 bei Gelegenheit des Bruckschen Selbstmordes aus, „weil ein Finanzminister sich um lumpiger 100,000 Gulden willen den Hals abgeschnitten hat. Heiliges, moralisches Oestreich, wann werden wir es bis zu der Höhe Deines Rigorismus gebracht haben! Bei uns wäre der Mann schlimmstenfalls — in den Reichsrath versetzt worden."

Die Jahre von der Beendigung des Krimkrieges bis zum Abschluß der Arbeiten, welche die große Frage der Emancipation zum Gegenstande hatten, bildeten den Höhepunkt von Herzens Thätigkeit und Einfluß. Wie riesig seine Arbeitskraft war, hat er erst in dieser Periode gezeigt. Nicht nur, daß er die Hauptarbeit am Kolokol und an der Poljärnaja Swesdà that, nebenbei wurden zahlreiche ältere russische Schriften und Memoires herausgegeben und commentirt (die Memoiren der Kaiserin Catharina, der Fürstin Daschkow und Lopuchins, das Gesetzbuch Stoglaw u. s. w.), sowie verschiedene größere und kleinere Broschüren verfaßt. Eines der Lieblingsthemen Herzens war von jeher die Verherrlichung der „Decembermärtyrer" (der Verschwörer von 1825) gewesen, die er als Ahnherrn des russischen Liberalismus schwärmerisch verehrte. Ihnen zu Ehren schrieb er die gegen Korffs officielle Darstellung jenes tragischen Ereignisses gerichtete Schrift „Der 14. December und der Kaiser Nikolaus", eine trotz ihrer Einseitigkeit meisterhafte Ehrenrettung Pestels und seiner Genossen, der die unvermeidliche Parteilichkeit des officiellen Schriftstellers freilich zur bequemen Folie diente. Diese Arbeit, die ziemlich weitschichtige Vorarbeiten in Anspruch genommen hatte, wurde neben den laufenden Geschäften erledigt, die grade damals auf dem Leiter der „freien Druckerei" und dem Herausgeber zweier Zeitschriften lastete, deren Zusammenstellung eine weitverzweigte geheime

Correspondenz in alle Theile des russischen Reichs nothwendig machte. Die Thätigkeit der Provinzial- und Centralcomités zur Aufhebung der Leibeigenschaft war in die entscheidenden Stadien getreten, ihre Ueberwachung und Beeinflussung Herzens und seiner Genossen vornehmstes Ziel. Zu Ogarew, der des londoner Agitators vertrauter Genosse und Freund war und dessen Thätigkeit wesentlich unterstützte und ergänzte, gesellte sich allmälig ein ganzer Kreis von russischen Emigranten, die Beschäftigung und Aufsicht verlangten. Nicht zum Heil Herzens und seiner Unternehmungen war der Exdictator von Dresden, der wilde Communist Michael Bakunin aus Sibirien entwichen, um nach London zu gehen und seine Mitwirkung an der Revolutionirung Rußlands anzubieten; später hatten sich die Brüder Kelssiew in den Dienst der „freien Druckerei" begeben, um ein besonderes Departement, die Beeinflussung der altgläubigen Sektirer und die Herausgabe einer großen Anzahl auf die Geschichte, die Dogmatik und das Märthyrerthum derselben bezüglicher geheimer Dokumente zu übernehmen. Wesentlich unter dem Einfluß dieser Genossen, die in sittlicher Beziehung sämmtlich unter ihrem Führer standen und Nichts von dem hohen idealen Schwung der Seele desselben hatten, wurde die Thätigkeit der „freien Druckerei" schon gegen den Ausgang der fünfziger Jahre in neue Bahnen gedrängt. Die Abhängigkeit Herzens von fremden Einflüssen, die immer die schwächste Seite seines Wesens und die Kehrseite seiner weichen, noblen Natur gewesen war, trat mehr und mehr hervor. Zunächst war unvermeidlich, daß mit dem Vorrücken der Arbeiten des Emancipationscomités alsbald des alten Socialisten Neigung für eine möglichst radicale Lösung der Agrarfrage immer deutlicher hervortrat. Herzen begnügte sich nicht mehr damit, auf die allgemeine Richtung der bezüglichen Vorlagen Einfluß zu üben, er wollte ein ganz bestimmtes Programm durchsetzen und den praktischen Staatsmann spielen, zu dem ihm, dem grundsätzlichen Verfechter der starren Doctrin, alles Zeug fehlte. Daß die Behandlung der Emancipationsangelegenheit in einem reactionären, für die Adelsinteressen günstigen oder auch nur ängstlichen Geist vorgenommen worden, kann ihr von Niemand, auch nicht von ihren entschiedensten Gegnern zum Vorwurf gemacht werden. Herzens ausschweifenden Wünschen that sie dennoch nicht genug: er wollte Nichts von einer neunjährigen Uebergangsfrist, Nichts von Garantien für die Entschädigung der ehemaligen Grundherren wissen und hätte es am liebsten gesehen, wenn dieselben ohne alle Rücksicht auf das, was seit Jahrhunderten ihr formales Recht gewesen war, behandelt worden wären. Daß der Communalbesitz unangetastet blieb, wollte für ihn Nichts sagen, er verlangte

die Ausbildung dieses Instituts im socialistischen Sinne und wollte dasselbe als Waffe gegen alles persönliche Grundeigenthum benutzt wissen. Und das war noch nicht Alles. Der endlose, unkritische Beifall, der jedem von ihm geschriebenen Wort entgegenschallte, täuschte ihn über die Grenzen seines Berufs, die er in den ersten Jahren so klug und so geschickt einzuhalten gewußt hatte. Er trat mehr und mehr mit der Prätension hervor, die Grundlinien des Neubaus zu bestimmen, der an die Stelle jenes alten Systems treten sollte, dessen Vernichtung in der That zum Hauptttheil sein Verdienst gewesen war. Für die Beurtheilung der revolutionären Bewegung der Gemüther, die sich über das weite Reich verbreitete und in den Hauptstädten wilde Wellen zu schlagen begann, hatte Herzen bald nur noch einen Gesichtspunkt; statt in Betracht zu ziehen, daß die fieberhafte Erhitzung ungebildeter, im besten Fall halbgebildeter Massen die Regierung nur erschrecken und an ihren reformatorischen Zielen irre machen, aber nimmermehr die Quelle positiver Schöpfungen werden könne, begrüßte er den Unsinn, der auf den Gassen, in den Clubs und Hörsälen Petersburgs und Moskaus getrieben wurde, als Vorboten der großen socialistischen Revolution, die Rußland in eine Republik, Europa in einen socialistisch-republikanischen Föderativstaat verwandeln sollte. Er täuschte sich ebenso vollständig über die Macht der Regierung und derjenigen Kreise, die in das Bündniß mit derselben gedrängt wurden, wie über die schöpferische Kraft der Volksbewegung. Die unselige politische Sentimentalität, die allen modernen Demagogen inne wohnt, verleitete ihn dazu, alle populären Ausschweifungen in Schutz zu nehmen, alle Repressivmaßregeln der Regierung als Acte rohen Despotismus an den Pranger zu stellen und bei jeder Gelegenheit in den Klageruf „mais le peuple est si malheureux“ einzustimmen, mit dem seine weiland Pariser Freunde die Gräuel des Juniaufstandes entschuldigt und Cavaignacs rettende Energie als barbarische Unthat denuncirt hatten. Je mehr sein Einfluß wuchs, desto unheilvoller wurde derselbe, desto fanatischer verrannte Herzen sich in den Glauben, es sei an der Zeit mit dem kaiserlichen Regiment völlig rein Haus zu machen und das Volk in seine „ursprünglichen Rechte“ einzusetzen. Von einem Einfluß des Kolokol auf die Regierung, wie er Anfangs zweifellos bestanden, konnte nicht mehr die Rede sein, seit dieses Journal die bäuerlichen Ementen von 1860 in Schutz genommen und demselben Herrscher, den es so vertrauensvoll und würdig begrüßt, schon im Jahre 1860 spöttisch zugerufen hatte: „Adieu Alexandre Nikolajewitsch! bon voyage.“ Umnebelt von dem Weihrauch seiner Freunde und den Zeugnissen

allgemeiner Sympathie, die jeder neue Tag brachte, ging Herzen auf der Bahn, die er beschritten, immer weiter. Er begnügte sich nicht mehr mit der publicistischen Wirksamkeit, sondern hielt für geboten, dem Wort die That folgen zu lassen. Er, der hochsinnige, in seinem Privatleben fleckenlose Idealist, nahm sich den unglücklichen Mazzini zum Beispiel und trat mit dem Auswurf der russischen und polnischen Emigration in Verbindung, um die Revolutionirung Rußlands und Polens praktisch in die Hand zu nehmen. Daß der Kaiser sein Möglichstes gethan hatte, um das Unrecht und die Härte seines Vaters an dem polnischen Volk gut zu machen, daß er dem Königreich durch die Gesetze vom Frühjahr 1861 eine autonome Verwaltung gegeben und ohne Rücksicht auf die Rivalität seiner übrigen Unterthanen deutlich gesagt hatte, der Zweck derselben sei die Anbahnung einer Constitution, das Alles blieb völlig unbeachtet. Grade wie die verbrecherischen Thoren der Mieroslawskischen Bande verlangte Herzen ohne jede Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse Nichts oder Alles. Statt sich an die Intentionen des Kaisers und an Wielopolski's wohldurchdachte Pläne zu halten, hatte Herzen nur für die unläugbaren Inconsequenzen des neuen Systems und für die Thorheiten der sich beständig ablösenden kaiserlichen Statthalter in Warschau Augen und Ohren. Nicht nur, daß er sich in vernichtenden Spöttereien über diese armseligen, aber immerhin wohlmeinenden Männer erging — er scheute sich nicht für das Pöbeltreiben der elenden Warschauer Demagogie blindlings Partei zu nehmen, Wehklagen und Flüche auszustoßen, sobald eine Abtheilung Kosacken von ihren Lanzenschäften Gebrauch gemacht und das Gesindel zu Paaren getrieben hatte, das sein Vaterland systematisch ins Verderben stürzte. Die gleiche Urtheilslosigkeit bewies der verblendete Mann den specifisch russischen Dingen gegenüber: nicht nur, daß er die Petersburger Demagogen für berufen hielt, die bestehende Regierung zu erschüttern und zu Concessionen im constitutionellen Sinn zu drängen, er rechnete darauf mit Hilfe der Altgläubigen einen Volksaufstand fertig bringen und die ländliche Bevölkerung in seine Kreise ziehen zu können. Kelssiews Beilagen zum Kolokol sollten den Sektirern die Solidarität ihrer Interessen mit denen des Londoner Emigrantenkreises nachweisen, an die Don- und Donaumündungen entsandte er Emissäre, um auf das Kosackenthum und nebenbei auf die südslawischen Stämme zu wirken; diese Wichte, die Narren oder Beutelschneider oder beides zusammen waren, sollten „die Krisis beschleunigen" und der bevorstehenden russischen Revolution das Feld in den benachbarten Ländern zugänglich machen.

Daß all' die verschiedenen Bemühungen, welche von der Regierung

und von dem besonneneren Theil der russischen Liberalen gemacht wurden, um Herzen zur Besinnung zu bringen und seine Anhänger von der Verderblichkeit der eingeschlagenen Richtung zu überzeugen, vergeblich blieben, trug wesentlich dazu bei, die Verwirrung im Kopf des Agitators und in der russischen Gesellschaft zu steigern und Herzen in dem Glauben zu bestärken, er allein vermöge Rußland den rechten Weg zu zeigen. Als Schédo-Ferroti, der besonnenste und fähigste russische Schriftsteller, der gegen Herzen in die Schranken trat, seine „Lettre à Mr. Herzen“ schrieb und in derselben nachzuweisen suchte, daß der Herausgeber des Kolokol im Begriff sei, die Verdienste, die er um sein Vaterland erworben, durch Maßlosigkeit und Ueberstürzung wett zu machen, wurde diese Schrift in Petersburg und Moskau nur gekauft, weil ihr ein Schreiben Herzens an den russischen Botschafter in London beigelegt war und weil die Leute den sonst so streng verpönten Namen ihres Abgotts in einer Schrift lesen wollten, deren Verkauf in Rußland erlaubt war. Es hatte den Anschein, als nehme die Bedeutung dieses Dämons in demselben Maß zu, in welchem er den festen Boden verließ und sich von den greifbaren Zielen der russischen Reformbewegung entfernte. Nie war er so hoch angesehen und so gefeiert gewesen, als in dem Jahre 1862, zu einer Zeit, wo der Kolokol sichtbar schwächer und mehr und mehr der Regierung gegenüber ins Unrecht gesetzt zu werden begann.

Es ist an einem andern Ort ausführlich berichtet worden, daß bereits die Maifeuersbrünste des Jahres 1862 einen gewissen Umschlag in der russischen Gesellschaft zur Folge hatten und daß es nach denselben einige Wochen hindurch schien, als sei der bestimmende Einfluß des Kolokol und seines Herausgebers ins Schwanken gekommen. Die Versuche, den Schwerpunkt des Sektirerwesens nach London zu verlegen und die „freie Druckerei“ zu ihrem Organ zu machen, waren mißglückt, auf dem flachen Lande blieb es ruhig, das Treiben der Petersburger Mordbrenner war so wüst und frevelhaft gewesen, daß man zu Herzens Entschuldigungen für dasselbe die Achseln zuckte und lieber von dessen Erklärung, er habe mit diesen Ausschreitungen Nichts zu thun gehabt, Act nahm, als von seinen Klagen über die Härte der Repressivmaßregeln. Katkows Versuche, Herzens Aureole durch einen directen und persönlichen Angriff im Wesstnik zu zerstören, waren nicht unbemerkt geblieben, wenn man auch wußte, daß die Majorität des demokratischen Plebs sich nicht entblödet hatte, den Moskauer Polemiker als bezahlten Handlanger des Despotismus zu denunciren. Aber diese Reactionsbewegung war nach wenigen Wochen wieder erlahmt und als

der Kolokol im Herbst desselben Jahres seine Kreuzzüge gegen die Halbheit des Justizreform-Entwurfs und des Landschafts-Statuts unternahm, hatte es den Anschein, als werde er seine alten, halb verloren gegangenen Positionen im Sturmlauf wieder erobern.

Die Krisis stand indessen schon vor der Thür. In den letzten Monaten des Jahres 1862 bereitete sich der unselige polnische Aufstand vor, auf dessen Gelingen auch Herzen mit Sicherheit gerechnet und den er nach Kräften vorbereiten geholfen hatte. Als die Revolution im Januar 1863 ihr Haupt erhob, war er der erste, der ihre universelle Bedeutung für die slawische Welt predigte und das russische Volk aufforderte, sich unter die Fittige des weißen Adlers zu sammeln. — Wir brauchen nicht zu sagen, wie und warum er sich und seiner Sache dadurch den Stab gebrochen. Bis zum Sommer 1863 hatte er bereits die Hälfte seines Anhangs und seines Ansehens eingebüßt; als gar Bakunin unter Herzens Gutheißung an den Bord des Schiffes stieg, das eine polnisch-russische Freischaar nach Schweden und von dort an die kurländisch-litthauische Küste führen sollte, war es um den Agitator und um die jahrelange Arbeit, der er seine besten Kräfte, der er sein Herzblut geopfert hatte, für immer geschehen. Der nationale Schwindel trat an die Stelle jener liberalen Bewegung, die längst in demagogischen Unsinn umgeschlagen und dadurch herzfaul geworden war, Michael Katkow trat die Erbschaft Herzens an und wurde der unumschränkte Beherrscher der Köpfe und Herzen, die sich jetzt für das Gegentheil dessen begeisterten, was sie ein Jahrzehnt lang als alleiniges Heil, als absolute Wahrheit mit kindischer Naivetät verehrt hatten. Herzen war fortan ein todter Mann, der Kolokol ein Bonmot von vorgestern.

Daß der durch seine ungeheuren Erfolge verwöhnte Publicist sich in die veränderten Verhältnisse nur mühsam finden konnte, daß er Jahre lang auf einen neuen Umschwung und die Wiederkehr der Saturnia regna rechnete, daß er diesen Zeitpunkt erst 1864, dann im April 1866 gekommen wähnte, daß er sich zum Aufgeben seines Journals nicht entschließen konnte, auch als dasselbe nicht mehr den hundertsten Theil seines früheren Leserkreises besaß und nur mit empfindlichen pekuniären Einbußen fortgeführt werden konnte — das Alles versteht sich von selbst. Erst als alle Versuche zur Wiedergewinnung der verlornen Herrlichkeit (die Schrift zur zehnjährigen Jubelfeier der „freien Druckerei", die verschiedenen Briefe an den Kaiser, endlich die Verlegung der Redaction von London nach Genf) vergeblich, ja vollständig unbeachtet geblieben waren, entschloß Herzen sich, von der Oeffentlichkeit zurückzutreten. In einem an seinen Freund Ogarew gerichteten

offenen Brief, erklärte er im Jahre 1868, er habe einsehen gelernt, daß die russische Jugend ihn nicht mehr brauche, daß sie selbständig geworden und Willens sei, ihre eigenen Wege zu gehen; er sei entschlossen diese Thatsache anzuerkennen und seine Thätigkeit aufzugeben: wenn das Vaterland ihn je wieder rufen sollte, werde es ihn auf dem Platz finden. Wenige Monate später wurde sein Name für einige Tage wieder allgemein genannt: bei einem von Brüssel (er lebte abwechselnd in Genf und in der belgischen Hauptstadt) unternommenen Besuch in Paris, war der noch in der Vollkraft seines Lebens stehende, erst sechzigjährige Mann von einem Nervenfieber ergriffen worden, das seinem vielbewegten Leben am 21. (9.) Jan. 1870 ein unerwartet rasches Ende machte. Nicht nur die Großwürdenträger des polnischen und des französischen Radicalismus standen trauernd an seinem Grabe, auch seine Gegner sprachen ehrende Worte der Anerkennung seines großen Talents und seines edlen, trotz aller Verirrungen, rein gebliebenen Strebens. Die zahlreichen Freunde, die er sich allenthalben erworben, stellten ihm das Zeugniß eines ächten und ganzen Menschen aus, dessen Herz noch reicher gewesen, als sein Talent.

Herzen ist neben Mazzini der letzte hervorragende Vertreter jenes revolutionären Radikalismus gewesen, der noch im Jahre 1848 eine bedeutende Rolle spielte, dessen Einfluß aber in demselben Maße verblaßt und eingeschrumpft ist, in welchem die Völker Europas zu Freiheit und Wohlfahrt vorgeschritten sind. Die Idee der kosmopolitischen Revolution ist todt, in ihre Erbschaft haben sich der zünftige Communismus, der Nichts nach politischen Idealen fragt, und das Nationalitätsprincip getheilt, das die Verneinung der humanen Ideen ist, die den Ausgangspunkt der liberalen Bewegung der Neuzeit gebildet haben. Herzens Socialismus hat mit der Socialistendoctrin von heute wohl die allgemeinen Principien, aber weder die Methode der Arbeit, noch den rohen, um die höchsten Interessen der Menschheit unbekümmerten Bildungshaß gemein; daß er von den nationalen Demokraten, die keine andern als die Rechte ihrer Raçe kennen, durch einen Abgrund getrennt war, hat die Geschichte seines russischen Fiasko gezeigt. Wenn es ihm trotz der mancherlei Berührungspunkte, die ihn den Samarin, Koschelew, Tscherkasski u. s. w. verbanden, nicht möglich war, mit den Zielen der nationalrussischen Partei Frieden zu schließen, so ist das nicht nur auf seine grundhumane Natur, sondern noch viel mehr auf den kosmopolitischen Charakter der Zeit zurückzuführen, die bestimmend auf ihn eingewirkt hatte und die er als letzter Mohikaner repräsentirte. Weder die Vorliebe der genannten Männer für den Communalbesitz, noch die Verdienste,

die sie sich um den Ruin des polnischen Feudalismus und um die Emancipation des litthauischen und polnischen Bauernstandes erworben hatten, vermochten Herzen mit dem Widerspruch zu versöhnen, daß das Existenz- und Selbstbestimmungsrecht eines Volks durch die liberalen Stimmführer eines andern, doch nur gleichberechtigten Volks in Frage gestellt wurde. Er, der in der Theorie für Robespierre und Marat schwärmte, besaß all' seiner socialistischen Verbissenheit zum Trotz, zu viel gesunden Sinn, um die Murawjewschen Gräuel anders als mit tiefem Abscheu betrachten und irgend welche Erklärungen und Entschuldigungen für dieselben gelten lassen zu können. Mit einem Liberalismus, der sich zu Henkers- und Gensd'armendiensten an einem geknechteten Volk hergab, irgend ein Compromiß zu schließen, war und blieb ihm unmöglich — lieber brachte er seine dominirende Stellung in der russischen Gesellschaft, als sein Gewissen zum Opfer. Es kam wiederholt vor, daß er sich für Augenblicke von dem revolutionären Charakter der in Litthauen und Polen „missionirenden" russischen Büreaukratie bestechen und scheinbar mit den socialistischen und demokratischen Resultaten der Murawjew-Tscherkasskischen Reformthätigkeit ködern ließ: immer aber behielt die Treue gegen das Humanitätsprincip, zu dem er in seiner Jugend geschworen hatte, die Oberhand. Auch nicht der Freiheit zu Liebe wollte er sich zum Genossen von Schergen und Pfaffen machen lassen. Von dem Cultus der Voltaire, Rousseau und Feuerbach führte keine Brücke zu den Samarin, Murawjew und Katkow.

Wenn wir Herzens Lebensgang und Thätigkeit abschließend noch einmal überblicken, so werden wir gewahr, daß es ein nur kurzer Zeitraum gewesen ist, während dessen er die Wirksamkeit ausübte, zu der er eigentlich berufen war: sein halbes Leben ging im Kampf mit den Quälereien der Machthaber in Moskau, Wjätka und Petersburg hin, von der andern Hälfte hat er zwei reichliche Drittheile an socialistische Utopien, unfruchtbare Prophetien der künftigen universal-republikanischen Herrlichkeit und des slawischen tausendjährigen Reichs verloren. Weder seine „neue Formel der Civilisation" noch die europäische Föderativrepublik haben irgend welche Aussicht, jemals zur Wirklichkeit zu werden, — auch seine Arbeit für die russische Revolution ist als verloren zu betrachten. Aber mit dem, was übrig bleibt, mit der vernichtenden Fehde gegen den absolutistischen Militärstaat und den Pseudo-Conservatismus des nikolaitischen Systems hat Herzen sich ein bleibendes Denkmal, nicht nur in der russischen, sondern in der Geschichte der Menschheit gesetzt. Die Wirksamkeit, die er auf diesem Gebiet geübt, kann, soweit es sich um das Rußland des 19. Jahrhunderts handelt,

billig der Thätigkeit Voltaire's im Frankreich des 18. Jahrhunderts an die Seite gestellt werden. Wohl kam er immer nur „um anzuklagen und niederzureißen": aber mit dieser vernichtenden und anklagenden Thätigkeit hat Herzen die größte Aufgabe erfüllt, die ein Russe seiner Zeit überhaupt lösen konnte. An der moralischen Verurtheilung und öffentlichen Bankerotterklärung der Wirthschaft, die von 1825 bis 1855 in und mit Rußland ihr Wesen getrieben, hat kein anderer Mensch so großen Antheil gehabt als Alexander Herzen. Von diesem Gebäude durfte kein Stein auf dem andern bleiben, wenn von einer menschlichen Zukunft Rußlands überhaupt die Rede sein sollte. Darum hat Herzen mit dem unerbittlichen Ecrasez l'infame, das er zum Motto seines Lebens gemacht, Recht gehabt. Daß er mit dem Kampf gegen das alte System in Wahrheit eine Mission vollzog, zu der er durch Begabung und Lebensführung im eigentlichsten Sinne des Worts berufen war, haben diese Blätter nachweisen wollen; in dieser Absicht sind sie auf das Leben Herzens sehr viel ausführlicher eingegangen, als auf seine Schriften, von denen die größere Hälfte binnen einiger Jahrzehnte vergessen sein wird. Nebenbei hat freilich auch daran erinnert werden sollen, daß der verrufenste und radikalste Revolutionsmann Rußlands, ungleich seinen französischen und italienischen Vorbildern, einer der reinsten und edelsten Menschen gewesen ist, die wir zu Zeitgenossen gehabt haben.

Reisebilder aus Galizien.

(1869).

1. An der Grenze.

Von den deutschen ethnographischen und historischen Handbüchern welche ich über Galizien zu Rathe gezogen, hatte jedes mit der Versicherung begonnen, die deutschen Herzogthümer Auschwitz und Zator bildeten den westlichsten Theil des ludomerisch-galizischen Königreichs. In Oszwienczym (so lautet die polnische Bezeichnung für Auschwitz) macht der Zug, der den Reisenden von Breslau nach Krakau führt, zum ersten Male für längere Zeit Halt, wahrscheinlich, um den Wanderer, der von Westen kommt, zu Betrachtungen über den deutschen Charakter dieses Grenzpostens einstiger deutsch-römischer Herrlichkeit und die Bedeutsamkeit der Notiz einzuladen, die ihn erst hier von der heimischen Culturwelt Abschied nehmen läßt. — Es war spät am Abend, als wir in Auschwitz-Oszwienczym eintrafen, um hier den aus Wien kommenden Courierzug abzuwarten. Die blauen Höhenzüge des Riesengebirges, welche in die Umgebung Breslau's hinabsehen und derselben einen eigenthümlichen Reiz verleihen, waren schon längst vor dem Untergang der winterlichen Sonne verschwunden, — die weiten reizlosen Ebenen, die an die östreichische Grenze führen, hatten ihre Pflicht gethan und den Reisenden in festen Schlummer gewiegt. Noch nicht zu klarem Bewußtsein gelangt, steigt er auf dem Boden des deutschen Herzogthums Auschwitz aus — er sieht sich um und es dauert eine Weile, ehe er sich orientirt hat. Auf den ersten Blick hatte er geglaubt, sich im Herzen des russischen Litthauen, jener interessanten Landschaft zu befinden, um deren Besitz Russen und Polen seit Jahrhunderten streiten, während Land und Leute in Schmutz, Armuth und Unordnung unter-

gehen und den Werth des streitigen Objects täglich zweifelhafter erscheinen lassen. Ein langgestrecktes niedriges Bahnhofsgebäude dehnt sich schläfrig und schlecht beleuchtet auf einem mit Holzpalissaden eingezäunten, natürlich ungepflasterten Platz aus — weit genug von dem Schienenwege entfernt, um den Reisenden bis an die Knöchel in Koth versinken zu lassen. Vor dem Bahnhof wimmeln langröckige Männer mit krummen Nasen, dunklen Bärten und glühenden Augen, umdrängt von Grauröcken, die polnisch und deutsch durcheinander schreien, bald Fuhrleute, bald Dienstmänner, bald Reisende vorstellen sollen, durch die Form ihrer Kopfbedeckung aber errathen lassen, daß sie sämmtlich den „deutschen" Traditionen des Herzogthums fremd geblieben sind. Mühsam findet man aus den zahlreichen, kaum unterscheidbaren finstern Eingängen des Gebäudes den rechten heraus; unter einem und demselben Dach sind die Bahnhofs- und Restaurationsräume, eine Postexpedition und zwei Zollämter (das preußische und das östreichische) vereinigt und dem Instinct des Reisenden bleibt es überlassen, die erlaubte Thür zu finden, da deutsche und polnische Aufschriften des Gebäudes gleich unbeleuchtet sind und dem Eintritt in die Erholungsräume eine k. k. Visitation vorhergehen muß.

Der Salon erster Classe ist von einer Damengesellschaft eingenommen, die sich, von Kindern und Dienerinnen begleitet, häuslich niedergelassen hat und in polnisch-französischer Sprache Gedanken darüber austauscht, daß Paris eigentlich ein angenehmerer Aufenthaltsort sei, als Krakau und Lemberg, wohin man doch immer wieder zurückkehren müsse. Nach Austausch des landesüblichen „pardon" und „à moi" bleibt nur der Rückzug in die zweite Classe übrig, welche zugleich als Speiseanstalt dient. „Noch ist Polen nicht verloren!" lag mir bei dem Eintritt in dieses Gemach auf den Lippen. Von Dünaburg und Wilna bis Oszwienczym sind es hundert und fünfzig deutsche Meilen; dort waltet seit neunzig Jahren russischer, hier deutsch-östreichischer Einfluß und doch ist die Familienähnlichkeit so frappant, daß jene Namen sofort mit diesen vertauscht werden könnten und daß kein Fremder einen Augenblick darüber im Zweifel sein kann, daß er sich auf alt-polnischem Boden befindet. Derselbe niedrige, dunkele, fettglänzende Saal, den unbedeckte braune Speisetische durchschneiden — dasselbe mit Liqueurflaschen und gewürzten Butterkuchen ausgestattete Büffet, hinter dessen Schenktisch dieselbe holdlächelnde, schwarzäugige dame de comptoir mit riesigem Chignon, kokettem Halbpaletot und ringgeschmückten Händen dasitzt und die Huldigungen der in der Umgegend stationirten Lieutenants unschuldig, aber siegesgewiß entgegen nimmt. Trotz der zweifelhaften

Farbe ihrer Fracks und Vorhemde schreiten die schnurrbartdrehenden Kellner mit einer gewissen Ritterlichkeit auf und nieder — an ihren Fersen glaubt man noch die Sporen klirren zu hören, welche einst von den glücklichen Vorfahren dieser Cavaliere getragen worden. Die Luft ist von jenem scharfen, tiefdunklen Rauch erfüllt, welchen weder Pfeife noch Cigarre herzugeben vermögen, zu dessen Erzeugung es einer selbstgefertigten Papiercigarre ohne Mundstück bedarf, wie sie zu den unfehlbaren Attributen polnisch-slawischer Eigenthümlichkeit gehört.

Die Speisetische sind so dicht besetzt, daß sich nur mühsam ein Plätzchen finden läßt. Deutschen wie Slawen ist es eigenthümlich, Speisen und Getränke am liebsten extra parietes zu consumiren. Vorherrschend sind, gerade wie am untern Lauf der Düna und des Njeman, die Juden, die auch hier den langen nationalen Rock tragen und einen polnisch-deutschen Jargon reden, ihrer günstigeren socialen Stellung wegen indessen zweiter Classe fahren und speisen. Zwischen den Söhnen Israels verstreut sitzen kleine Gruppen k. k. Offiziere in kleidsamen, polnisch zugeschnittenen Ulanenröcken, meist polnisch redend, mit der Lectüre des Czas, des Kraj oder der Gaseta narodowa beschäftigt und die in der östreichischen Armee übliche Strohcigarre schmauchend. Geraucht wird unter diesem glücklichen Himmelsstrich überhaupt von Jedermann; der Kellner legt die Cigarre nur bei Seite, wenn er sein „Dobze pan“ murmelt und in Function tritt, selbst die elegante dame de comptoir verschmäht es nicht, gelegentlich eine Cigarette zwischen die glänzenden Zähne zu nehmen und an der Papyros eines galanten Verehrers zu entzünden.

Am unteren Ende der langen Tafel, die rings von dem Gepäck ihrer Insassen umgeben ist, wird deutsch gesprochen und zwar nordisches Deutsch, laut, klar und ohne Beimischung jenes „Hab' die Ehre“, an welchem die Söhne des östreich-ungarischen Vaterlandes einander zu erkennen pflegen. Der preußische Zollbeamte, eine kräftige straffe Gestalt, der man den ehemaligen Dragoner ansieht, trinkt ein Glas Bier (das herrschende Getränk ist der süße Ungarwein, der nirgend so gut und wohlfeil zu haben ist, wie in Galizien); er unterhält sich mit zwei Männern, die einfacher gekleidet sind, als ihre schnurbehangenen Nachbarn, durch wohlgepflegte Hände und Hemdmanschetten aber die Gentleman verrathen. Es sind preußische Edelleute, die sich im nördlichen Galizien angekauft haben und nach Schlesien reisen, um daselbst Geschäfte abzuwickeln, Männer, denen man ansieht, daß sie trotz mehrjährigen Aufenthalts unter Polen und Juden ächte Preußen geblieben, bei ihren geschäftlichen Unternehmungen nicht zu kurz gekommen sind

und keine Furcht vor den feindlichen Einflüssen kennen, die ihnen täglich begegnen. Auch sie bieten eine Analogie mit Gestalten, die zu jedem litthauischen Genrebilde gehören. Das Herzogthum Auschwitz hat die Herrlichkeiten des römisch-deutschen Reichs ebenso gründlich vergessen, wie Samogitien, das einst zu den Füßen der deutschen Herren lag — hier wie dort sind die alten deutschen Namen der Provinzen und Städte längst polonisirt und in ihrer alten Form nur noch bei deutschen Ethnographen zu finden. Aber am Njeman wie an der Weichsel finden sich Pioniere des modernen, protestantisch-deutschen Culturelements wieder, die die erobernde Pflugschaar nach Osten tragen. In Samogitien spielt der über die Grenze gewanderte kurländische Baron genau dieselbe Rolle, wie der preußische Rittergutsbesitzer in Galizien: weil beide selbst wirthschaften, ihre Ausgaben nach den Einnahmen zuschneiden, Capitalien mitbringen und ihre Leute baar bezahlen (die landesübliche Münze, in der der Herr den Knecht lohnt, ist eine Anweisung auf die „Propination", d. h. den Schenkwirthen oder Händler), sind sie unbesiegbare Concurrenten, die sich behaupten, wo sie einmal Fuß gefaßt haben.

Die Bekanntschaft mit den stammverwandten Nachbarn an der polnischen Tafel ist bald gemacht. Vor drei Jahren sind die Herren, gelockt durch unverhältnißmäßig niedrige Preise und unverkennbare Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens, in das Land gekommen; es hat viel Geld und noch mehr Mühe gekostet, die verfallenen Wirthschaften, welche sie vorfanden, zu organisiren, das fleißige, anstellige, aber zügellose Landvolk an Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen. „Schlimmer als die Rekruten aus Oberschlesien oder Litthauen sind die Masuren und Krakusen nicht" und alte preußische Offiziere verstehen sich auf rasche Dressur. „Es hat bei uns Alles seine militärische Ordnung und in die finden sich die Leute am besten. Auf Ertrag ist bei den unvermeidlichen Aufwendungen der ersten Jahre nicht zu rechnen, aber wir wären ja nicht nach Galizien gekommen, wenn wir nicht aushalten könnten." Ist die Arbeit der Organisation und des Neubaues der Wirthschaftsgebäude und Maschinen einmal glücklich beendet, so kann mit Sicherheit auf reichen Gewinn gerechnet werden. Das Land ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und bringt bei mäßiger Cultur unvergleichliche Ernten — die Viehzucht rentirt sich mit Sicherheit, der Nachfrage nach galizischen Ochsen ist bei den Viehhändlern an der schlesischen Grenze kein Ende; auch die Branntweinproduction ist bedeutend und die im Bau begriffene Fortsetzung der Lemberg-Czernowitzer Bahn (über Suczawa nach Jassy) kann nur dazu beitragen, den Absatz galizischer Produkte zu vermehren und das wirthschaftliche Leben des Landes zu

beleben. Während die Wiederherstellung der polnischen Autonomie und die Anerkennung des Herrschaftsrechts dieser Nation in Galizien auf die deutsch-östreichische Einwohnerschaft des Landes entmuthigend gewirkt und einen Theil derselben zur Rückkehr in die Heimath bewegt hat, schreitet die norddeutsche Colonisation rüstig vorwärts, und wesentlich die Unsicherheit der Verhältnisse hat verschuldet, daß den deutschen Landwirthen nicht auch Industrielle in größerer Anzahl an die Ufer des San und Sanok gefolgt sind. Die Zahl der norddeutschen Landwirthe in Galizien hat sich grade in den letzten Jahren so ansehnlich vermehrt, daß — wie meine Nachbaren erzählten — die Preise z. B. in der Umgegend Lembergs hinaufgegangen sind und vortheilhafte neue Ansiedlungen erschwert haben. Trotz der isolirten Stellung, welche die norddeutschen Gutsbesitzer in diesem gegenwärtig rein polnischen Lande einnehmen, gedenken sie ihre Posten zu behaupten und sehen sie muthig in die Zukunft, die ihnen die Früchte ihres Fleißes und ihrer Aufwendungen bringen soll. Dem wohlthätigen Einfluß fester Ordnung in den Arbeits- und Lohnverhältnissen hat das Mißtrauen, mit welchem die ländliche Bevölkerung die ketzerischen Fremdlinge aufnahm, auf die Dauer nicht Stand zu halten vermocht, und selbst wo der Dorfpriester aus seiner Abneigung gegen den neuen herrschaftlichen Nachbarn kein Hehl macht, kann dieser sicher und ungefährdet seinen Weg gehen.

Unter dem klugen Gespräch, das die norddeutschen Insassen der Umgegend von Bochnia geführt haben, ist die Flasche mit süßem feurigem Ruster bald leer geworden, die Wartezeit verronnen. Die Glocke kündigt das Eintreffen des Wiener Courierzugs an — man wechselt Gruß und Karte mit den neuen Bekannten, der Conducteur ruft sein: Einsteigen — prozym pane — w' Krakow, und mit Sturmeseile geht es durch die rabenschwarze kalte Nacht weiter nach Osten.

Bei einer winterlichen Reise nach Galizien besteht die Gesellschaft, auf welche man während der langwierigen Fahrt angewiesen ist und der man sich nicht immer entziehen kann, auf der ersten Classe aus vornehmeren polnischen Gutsbesitzern, die in der nächsten Stadt aussteigen, — auf der zweiten Classe aus reisenden Handelsleuten und k. k. Offizieren, die plötzlich aus dem Donau-Capua, von der italienischen Grenze oder von den romantischen Ufern der Salzach in die gefürchteten Garnisonen an der Weichsel, dem San oder Dniester übergeführt worden sind. Von den letzteren, die selbst Fremdlinge sind und gewöhnlich Fremdlinge bleiben, läßt sich für die Kenntniß von Land und Leuten gar nichts, von den ersteren nur in Ausnahmefällen lernen. Stundenlang konnten Handelsleute, die sich eben erst im Coupé kennen gelernt

hatten, über Galizien und die „Galizianer" (diese Bezeichnung ist bei den örtlichen Deutschen die übliche) reden, ohne daß auch nur ein Wort gefallen wäre, das eine Spur von Einsicht in die Eigenthümlichkeiten, dieses merkwürdigen Landes verrathen hätte. Preise und wieder Preise, vorigjährige und heurige, Preise für Vieh und für Pferde, für Branntwein und für Gerste, aber keine Silbe über das Land, in dem diese Jünger Mercurs den größten Theil des Jahres zubringen, in dem sie (wie ein betriebsamer Aufkäufer von Vieh rühmte) „jeden Kuh- und jeden Pferdeschwanz kennen." Obgleich die Gesellschaft fortwährend wechselte, blieben die Gesprächsgegenstände von Oszwienczym bis südlich von Czernowitz dieselben, soweit sie von deutschen Handelsleuten geführt wurden. Ein besonders intelligenter Kopf, der nach Jaroslaw fuhr, um durch Masseneinkauf von Branntwein auf die Preise der Producenten am Breslauer Markt drücken zu können und der beständig von dem hohen Werth der „Intelligenz" in „unserer Zeit" sprach, — ließ sich ausnahmsweise herab, die Ueppigkeiten des Lemberger Lebens zu schildern, „das toller ist wie in Paris", und gelegentlich einige Worte über den verderblichen Einfluß der Politik auf das galizische Geschäft von sich zu geben. Wo Offiziere in den Zug stiegen, wurde sofort die Bocca di Cattaro aufs Tapet gebracht und die Schwierigkeit der Kriegführung in Ländern discutirt, von denen man keine Karten besitzt.

Für den Touristen bietet der Weg über die Ebene, die von Auschwitz nach Krakau und weiter nach Lemberg führt, kaum ein Interesse. Zumal im Winter, wo Bäume, Berge und Häuser dieselbe Farblosigkeit zeigen, dichte Pelze die eigenthümlichen Trachten der Galizien bewohnenden Stämme verhüllen, unaufhörlich wiederkehrende Regenströme die Landschaft verhüllen, die Menschen, mit denen man zusammengepferdt ist, schläfrige und gelangweilte Mienen zeigen, ist es nicht Jedermanns Ding, bei Humor zu bleiben. Für den Ethnographen ist das galizisch-lodomerische Königreich dagegen vom höchsten Interesse, denn selten findet sich auf verhältnißmäßig engem Raum eine solche Mannigfaltigkeit verschiedener historischer Bildungen vor, wie in diesem Lande. Alt- und neupolnische, russische, wolynische und podolische Elemente liegen dicht neben einander und man hat nur nöthig, eine Nachtfahrt dran zu setzen, um aus der polnisch-russischen Welt, die Galizien heißt, an die Vorposten des rumänischen Sprach- und Culturgebiets zu gelangen und einen Vorschmack orientalischen Lebens zu gewinnen.

Die Bezeichniß „Galizien" umfaßt eine Reihe von Territorien, die nichts weiter mit einander gemein haben, als daß sie bis zum Jahre 1773 der königlichen Republik Polen angehörten, dieser von Oestreich entrissen

und im Jahre 1817 zu einem Ganzen zusammengebacken wurden, das man, nachdem noch der östreichische Theil der Moldau (die s. g. Bukowina) hinzugezogen worden, der alten Stadt Halicz zu Ehren das „Königreich Galizien" nannte. Zu polnischer Zeit hatten diese Landschaften niemals ein Ganzes, weder ein Land (Kraj) noch eine Wojewodschaft gebildet. Das heutige Galizien besteht, nachdem die Bukowina im Jahre 1849 zu einem selbständigen Kronlande erhoben worden, aus abgerissenen Theilen fünf verschiedener Wojewodschaften (Krakau, Sandomir, Lublin, Bieloza und Podolien) und drei ungetheilten Ländern (den „Krajs" Rothrußland, Halicz und Auschwitz-Zator). Der Westen trägt einen wesentlich polnischen, der Osten, wenn nach der Mehrheit seiner Bewohner geurtheilt werden darf, einen kleinrussischen oder (um den modernen Ausdruck zu gebrauchen) ruthenischen Charakter. In Oszwienczym haben wir erfahren, daß die schlesischen Herzogthümer Auschwitz und Zator (die bis zum Jahre 1866 zum Deutschen Bunde gehörten) so vollständig polonisirt sind, daß sie zu dem polnischen Galizien gerechnet werden müssen. Fährt man nur einige Stunden weiter nach Osten, so kommt man aus diesem Lande, dessen Bewohner zwischen Krakusen und Wasserpolacken stehen, auf alt-polnischen Boden. Die 22½ Quadratmeilen umfassenden Territorien, welche zu der im Jahre 1846 unter dem Titel eines Großherzogthums mit Galizien vereinigten Republik Krakau gehören, bildeten in alter Zeit einen Theil des s. g. Kleinpolen und haben eine wichtige Rolle in der Geschichte der Recz pospolitaja gespielt. Hier walteten schon vor einem Jahrtausend polnische Herrscher, auf diesem Boden haben Polen und Böhmen manchen blutigen Strauß ausgefochten, über die Gefilde, durch welche uns jetzt der brausende Zug nach Krakau führt, sind im 13. Jahrhundert jene Mongolenschaaren gezogen, welche nach der Eroberung Krakaus vor die Thore von Liegnitz zogen, um von den todesmuthigen Männern zurückgeschlagen zu werden, welche hier die Cultur des gesammten Welttheils vertheidigten. Seit 1320, wo König Wladislaw Lokietik Krakau zur Haupt- und Residenzstadt erhob, bildete diese Landschaft das Herz der mächtigen Republik, welcher alles Land vom baltischen bis zum schwarzen Meer unterthänig war und die nicht nur über Alles gebot, was polnisch redete, sondern auf Roth-, Schwarz- und Weißrussen, Kosaken, Samogitier und Litthauer als Herrscherin herabsah; die Fürsten und Edlen dieser Stämme schätzten sich glücklich Polen werden zu dürfen, während das leibeigene Volk derselben mühsam Ueberreste des alten Volksthums und der orientalischen Kirche, zu welcher seine Väter sich bekannt hatten, vor dem Eindrang abendländischer Sitte und lateinischen Cultus bewahrte. Bis zum Jahre 1609,

wo Sigismund III. den Sitz der Regierung nach Warschau verlegte, strömte Alles, was zur herrschenden Classe gehörte, in diese Landschaft, die Zeugin der glänzenden Feste, der tumultuösen Reichstage und endlosen Intriguen, in denen das Leben der Söhne dieser Republik verbrauste. Der Bischof von Krakau waltete als Fürst von Severien über Stadt und Landschaft Krakau's und auch nach der Verlegung der Residenz spielte dieselbe als Krönungsstadt im Leben des Staats eine wichtige Rolle. Selbst nach der ersten Einnahme durch die Russen (1768) blieb Severien noch mehrere Jahrzehnte lang von fremder Herrschaft frei, erst nach der dritten Theilung Polens (1795) gerieth es in den Besitz Oestreichs, welches dieses Territorium mit Westgalizien verband; von 1809—1815 dem Herzogthum Warschau eingefügt, wurde das alte polnische Kronland auf dem Wiener Congreß zur Republik erklärt und bildete als solche 31 Jahre lang den Mittelpunkt aller polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen. Die im Jahre 1846 von den drei Schutzmächten vollzogene Besetzung Krakau's endete mit der im November desselben Jahres dekretirten Einverleibung dieser Republik in die östreichische Monarchie.

Oestlich von Krakau gelangt man auf kleinpolnischen Boden, in einen Landstrich, der von seinen ehemaligen Hauptstädten Sandomir und Lublin bei Gelegenheit der ersten Theilung Polens abgerissen und mit den benachbarten rothrussischen, podolischen und wolhynischen Wojewodschaften zu einem Ganzen verbunden wurde. Die Bewohner der Kreise, welche diesen zweiten Theil Westgaliziens bilden, sind weißchrobatischen Ursprungs und erst in neuester Zeit mit Krakau, das bis dazu eine Sonderexistenz geführt hatte, verbunden worden. Bis zum 40° östlicher Länge bilden Nachkommen der Kleinpolen die ausschließliche Bevölkerung des Landes und herrscht unbestritten polnisch-katholische Tradition. Aber schon zwischen dem 40° und 42° ö. L. wird es anders, vermischen ihre Wohnsitze sich mit denen der Ruthenen, welche allmälig über den alten Grenzfluß, den San, nach Osten vorgerückt sind und fast drei Viertheile der Bevölkerung bilden. So trägt das Land, welches zwischen dem alten Severien und Rothrußland liegt, wiederum einen andern Charakter als seine Nachbarschaft und der westliche Theil Galiziens zeigt ein dreifach verschiedenes Antlitz: an die polonisirten Kreise von Auschwitz und Zator stößt das alte Severien, das seinen polnischen Charakter am längsten bewahrt hat, in dem ein Theil der Einwohnerschaft unter den Traditionen einer selbständigen Republik aufgewachsen ist und das darum ein starkes Sonderbewußtsein hat. Hier weiß man wenig von den erbitterten Kämpfen, die weiter im

Osten mit den Kleinrussen geführt werden, hier hätte man Nichts dawider, wenn das Land jenseit des San von den alt-polnischen Territorien abgetrennt würde und die letzteren Krakau zur Hauptstadt erhielten. Bezeichnend genug sind Tracht und Mundart der krakusischen Bauern anders geartet, wie bei den übrigen polnischen Bewohnern Galiziens und bilden die Grafen und Herren, welche hier hausen, eine besondere politische Gruppe, die an den Kämpfen um Aufrechterhaltung der Herrschaft über die Ruthenen nur bedingungsweise Theil nimmt und durch ihren klerikalen Eifer ebenso bekannt ist, wie durch ihre nahen Beziehungen zu der czechischen Aristokratie. — In dem ehemaligen Kleinpolen hat man ein stärkeres Bewußtsein von der Einheit der galizischen Interessen und weiß man Nichts von dem Localbewußtsein der Krakusen. Die masurischen Bauern, deren Sitze westlich vom 42° mit denen der Ruthenen untermischt sind, reden ein anderes Idiom als ihre westlichen Nachbarn, die Herren und Priester, die unter ihnen hausen, haben bereits eine deutliche Vorstellung von der russischen Gefahr, welche dem Osten des Landes droht, dem sie seit beinahe hundert Jahren angehören. Haben sie doch erlebt, daß sich in dem rein polnischen Tarnower Kreise vor 23 Jahren der Masure gegen ihre Herrschaft erhob und dem längst rebellischen ruthenischen Nachbarn die Hand bot zu gemeinsamer Vernichtung der Bedrücker. Und wo russische und masurische Bauern untermischt leben, kommt es noch heute vor, daß der Landmann der Kirche seines Herrn und dem Pater, der der liebste Gast des stolzen Herrenhauses ist, den Rücken kehrt und sich von dem unirten Popen, dem verhaßten Repräsentanten russischer Einflüsse, in die Kirche führen läßt, die trotz ihrer Vereinigung mit Rom jedem guten Katholiken eine schismatische heißt! Wohl kann das Land westlich vom San sich rühmen, rein-polnischen Wojewodschaften angehört zu haben und den Prätensionen kleinrussischer Alterthümler keinerlei Handhabe zu bieten, aber es fehlt ihm doch das Sicherheitsbewußtsein der severischen Landschaft. Der masurische und chrobatische Bauer hat, auch wenn er guter Pole und Katholik geblieben ist, etwas von dem bauernfreundlichen Zaren jenseit des „Cordons" (der Grenze) gehört, der die ehemaligen Knechte des Pan nicht nur freigab, sondern zugleich mit Feld, Wiese und Wald ausstattete, und wenn er sich auch vor dem schismatischen Seelenhirten seiner ruthenischen Nachbarn mit frommer Scheu bekreuzt, so muß er demselben doch eine bauernfreundlichere, demokratischere Haltung nachrühmen, als dem „Ksends", der auch unter dem Priestergewande „Pan" geblieben ist und sich als Gentleman fühlt.

Der Gedanke, diese wunderlichen Verhältnisse und die noch com-

plicirteren Zustände Ostgaliziens von Angesicht kennen zu lernen, war lockend genug, den Reisenden auch auf der nächtlichen Fahrt von Oszwienczym nach Krakau wach zu erhalten. Freilich ließ sich der nebelverhüllten Landschaft, auf welche der Mond nur hie und da ein flüchtiges Streiflicht warf, nicht ansehen, wie bewegt ihre Vergangenheit gewesen war, und die Phantasie mußte nachhelfen, wenn man sich die böhmischen Heersäulen denken wollte, welche auf diesem Wege 1093 nach Krakau gezogen waren, die Mongolenschaaren, die in der entgegengesetzten Richtung nach Schlesien vorgerückt waren, ihre Spuren mit zerstörten und verbrannten Städten und Dörfern und blutigen Leichenthürmen bezeichnend, oder die Schweden, die 1655 und 1702 die alt-polnische Hauptstadt, von Westen kommend, erstürmt hatten. — Bei Zabierzow, der letzten Eisenbahnstation, wird bereits die Hügelkette sichtbar, welche die Krakauer Ebene umkränzt, hier hat der Conducteur mit einem „prozym Pane" die Billets abgefordert und es sind nur noch 20 Minuten bis zur alten Hauptstadt der königlichen Republik. Der Zug rollt über die stattlichen Bogen, welche die Weichsel kurz vor ihrer Vereinigung mit der Rudowa überbrücken, die Thürme der Kazimirz-Vorstadt werden sichtbar, die Häuser rücken dichter zusammen und der Pfiff der Locomotive verkündet, daß das Ziel der nächtlichen Fahrt nahezu erreicht ist. — Was sich aus den Umrissen der Thürme und Gebäude erkennen läßt, erweckt Erinnerungen an Prag, das neben Krakau die festeste Burg des slawischen Katholicismus bildet und darum einen verwandten Charakter trägt. — Bevor das eigentlich städtische Gebiet erreicht ist, taucht aus der Finsterniß der Nacht, fern am nördlichen Horizont ein dunkler Koloß auf, bei dem zweifelhaft bleibt, ob er einen Berg oder einen Thurm bedeutet und von dem nur sicher ist, daß er mit der benachbarten Hügelkette nicht in Verbindung steht. Weiter links wird eine zweite ähnliche Erhebung sichtbar und einer der Reisegefährten, der den fragenden Blick des Fremden errathen hat, erklärt, daß beide Hügel das Werk menschlicher Hände und als historische Erinnerungsdenkmäler errichtet seien. Der Hügel, der jenseit der Podgorze-Vorstadt sichtbar wird, der Krakusberg, spielt in der polnischen Sagenwelt seit lange eine wichtige Rolle. In grauer Vorzeit ist er auf dem Platz errichtet worden, auf welchem der heilige Krakus den grimmen Drachen erschlug, der bis dazu die heidnischen Bewohner des Landes geängstigt und zu Menschenopfern gezwungen hatte — ein Denkmal des Sieges der christlichen über die heidnisch-dämonischen Mächte. Aber der Böse hat von dieser Stätte nicht gelassen und die Sage mißt derselben noch heute eine düstere, gespenstische Bedeutung bei. Der Krakusberg ist der polnische

Blocksberg, der Tummelplatz böser Geister und ihrer Diener, der classische Boden jenes Pan Twardowski, an welchem sich die polnische Faustsage emporgerankt hat. Auch die deutsche Ueberlieferung weiß, daß Doctor Faustus Professor an der berühmten, schon im Jahre 1349 gestifteten Jagellonen-Universität von Krakau war und viele Jahre lang hier sein teuflisches Wesen getrieben hat. In der polnischen Sage heißt dieser krakauer Schwarzkünstler des 16. Jahrhunderts: Pan Twardowski; auch er ist gelehrter Physiker und Mathematiker und auf dem Krakusberge hat er dem Bösen seine Seele verschrieben, um auf Erden ein lustiges Leben zu führen und alle Lüste dieser Welt von Grund aus zu genießen. Aus Mickzewicz geistreicher Bearbeitung dieser Volkssage ist die wunderbare Lösung des Uebereinkommens bekannt, welches der Gelehrte mit dem Teufel getroffen: allein in Rom kann Twardowski „geholt" werden und nur weil er zufällig eine Schenke betritt, die diesen ominösen Namen führt, gewinnt der Böse über ihn Gewalt. Auch der Held der deutschen Sage nimmt in einer Schenke sein Ende; der polnische Volksmund aber rettet die Seele seines Lieblings dadurch, daß dieser, wie er durch die Lüfte geführt wird, ein frommes Kirchenlied anstimmt. Der Teufel muß ihn fahren lassen, Twardowski's Seele aber schwebt bis zum jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde, mit Vorliebe den Krakusberg umkreisend, der ihr so verderblich geworden. — Wunderbar wie im Mittelalter die gewaltige Hand des Katholicismus die verschiedenen Völker und Länder zu einer Einheit der Cultur zusammenballte, die seitdem längst verloren gegangen ist und erbitterten nationalen Gegensätzen Platz gemacht hat! Krakau, das Herz der polnischen Republik, das heute unsern Gebildeten nur dem Namen nach bekannt ist, war dem deutschen Bürger des 15. und 16. Jahrhunderts ein geläufiger Begriff, seine Hochschule nicht nur die zweite Heimath des nationalen Zaubermanns, sondern auch die Bildungsstätte zahlreicher fahrender Schüler deutscher Zunge, während das Bürgerthum dieses Orts dem Magdeburger Stadtrecht gehorchte, das hier schon im 13. Jahrhundert (man nennt das Jahr 1257) recipirt wurde und erst zu östreichischer Zeit abrogirt worden ist.

Jüngeren Ursprungs und ein Produkt bewußter politischer und nationaler Bestrebungen ist die zweite von Menschenhänden aufgeführte Höhe, welche auf die Thürme der alten Piastenstadt hinabsieht: der Koszinsko-Hügel, fast 300 Fuß hoch und unter begeisterter Theilnahme von Polen aus aller Herren Länder dem Gedächtniß des nationalen Helden durch den Krakauer Senat im Jahre 1824 errichtet, sechs Jahre, nachdem die sterblichen Ueberreste des großen Patrioten auf

Wunsch Alexanders I. aus ihrer Solothurner Grabstätte in die Krakauer Nationalkathedrale übergeführt und dort feierlich beigesetzt worden waren. — Auch diesem Berg fehlt die religiöse Weihe nicht, an seinem Fuß liegen Kapelle und Einsiedelei der heiligen Bronislawa, gehütet von einem Eremiten, der die Gaben gerührter Patrioten und frommer Pilger einsammelt.

Der gefällige Nachbar, der die Namen der beiden Hügel genannt, hatte zu eingehenderem Bericht über Entstehung und Bedeutung derselben nicht Zeit gehabt, — wenige Minuten, nachdem dieselben an uns vorübergezogen, hielt der Zug vor dem Krakauer Bahnhof, einem langen schmutzigen Gebäude, von dem Auschwitzer „Vaux-hall“ nur durch größere Proportionen unterschieden. Mühsam drängt man sich durch eine schlecht beleuchtete Eingangshalle, welche von Juden, an weißen Pelzen kenntlichen krakusischen Bauern und nationalgekleideten Ulanen bis an den Rand gefüllt ist, in den Speisesaal, einen langgestreckten, unbehaglichen Raum, dessen schmierige Ausstattung durch Cigarettenqualm verhüllt ist. Merkwürdig! In dem aristokratischen Polenlande, wo die Kluft zwischen der herrschenden und der dienenden Kaste ungleich breiter und tiefer ist, als bei uns, machen die öffentlichen Localitäten einen sehr viel plebejeren Eindruck als in den demokratisirten Ländern des Westens. Frauen, die nach der letzten Pariser Mode gekleidet sind, drängen sich heiteren Muthes und kräftigen Armes durch Mäntel und Pelze, „bedeckt von jedes Bodens Unterschied“ zwischen Lemberg und Zator, und nehmen an einer Tafel Platz, deren Insassen ihre Aufmerksamkeit zwischen Schnaps, Zwiebeln und unaussprechlich schlechten Cigarren theilen — der perlende Champagner, der aus dem Pokal des duftenden Cavallerie-Offiziers überfließt, verbindet sich harmlos mit den Branntweintropfen, welche dem Bart des benachbarten Ebräers enträufeln und Alles das versteht sich gleichsam von selbst. — Von Behagen kann in diesen Räumen nicht die Rede sein, trotz Hunger und Durst greift man nach den Effecten, die der schnurrbärtige Dienstmann mit gleichgiltiger Miene auf den jeder Beschreibung spottenden Fußboden geschleudert hat — ein neuer Kampf mit der Mannschaft, welche die Thüren zwecklos belagert, und man hat das Freie gewonnen, um auf einem jüdischen Fuhrmannskarren durch das mit sieben Thürmchen geschmückte Florianstthor (den letzten Ueberrest der mittelalterlichen Befestigung) in die Stadt und deren sogenannten besten Gasthof zu gelangen. Es geht eine steile, von der Oellampe des Portier sparsam beleuchtete Treppe hinauf, dann über eine endlos lange offene Gallerie, auf welche sämmtliche „Nummern“ des Stockwerks münden, in eine kalte, finstere

Stube. Während der Ofen geheizt wird, sucht eine in polnischer Sprache abgefaßte Polizeivorschrift, welche hinter Glas und Rahmen an der schmutzigen Tapete hängt, den müden Gast zu unterhalten — eine halbe Stunde später ist er — zum ersten Mal auf polnischer Erde — eingeschlafen.

---

2. Krakau.

Ueber den Thürmen Krakau's war ein trüber nebliger Novembertag aufgegangen, der mich die Kirchen und Paläste, an denen ich vorüberwanderte, nur undeutlich und wie durch einen Vorhang sehen ließ. Es gibt Landschaften und Orte, zu denen nothwendig ein strahlender Morgen gehört und andere, die ihr charakteristisches Gesicht am deutlichsten zeigen, wenn der Wanderer, der sich ihrem Anblick zugewendet, über schlechtes Wetter zu klagen hat und gewohnheitsmäßig nach der Sonne seufzt, „der Mutter der Freuden". Gerade wie gewisse Parthien des Harz den rechten Eindruck erst machen, wenn über ihnen der graue Himmel hängt, der zu ihrer düsteren, zerrissenen Physiognomie paßt, gibt es Städte, die nur, wenn sie grau in Grau gemalt erscheinen, die Wahrheit sagen. Und daß die alte, von der vergangenen Herrlichkeit eines vergangenen Staats redende Piastenstadt an der Weichsel zu diesen Städten gehört, wird Niemand leugnen, der sich mit einiger Theilnahme in ihren melancholischen Anblick versenkt hat. Obgleich die ältesten und interessantesten Theile des polnischen Moskau durch die große Feuersbrunst von 1850 zerstört und in ziemlich nichtssagendem Style erneuert worden sind, hat die Stadt ihr alterthümliches Ansehen unbeirrt durch den Wechsel der Zeiten conservirt. Obgleich sie blos 40,000 Einwohner (darunter 14,000 Juden) zählt und auf den meisten Gassen ebenso viel Häuser wie Menschen zu sehen sind, macht sie einen vornehmen, statiösen Eindruck. 39 Kirchen und zahlreiche Gebäude, die öffentlichen Zwecken dienen oder gedient haben, erinnern daran, daß hier der Sitz eines mächtigen Reichs, der Mittelpunkt eines Volks von Völkern gewesen ist, das sich als die Herrscherin des Ostens, die Vormauer der occidentalen Culturwelt fühlte. Im Gegensatz zu den Städten des östlichen Galizien, die ihren nationalen Charakter in steten Kämpfen mit russischen und akatholischen Elementen behaupten mußten und deren polnische Physiognomie darum eine gewisse Absichtlichkeit verräth, zeigt Krakau die stolze Ruhe einer nationalen Metropole, welche

nie anders wie polnisch war und nie anders sein konnte; die stolzen Thürme der Kirchen und Kapellen, die aus Stadt und Vorstädten gleich zahlreich emporragen, verkünden, daß die heute zurückgekommene, verarmte und entvölkerte Stadt mit Sicherheit auf die Wiederherstellung ihrer alten Herrlichkeit rechnet und fest entschlossen ist, die strenge Katholicität, welche Polen von den übrigen Slawenstämmen trennte und der Republik zum Verderben ward, unbeirrt zu behaupten.

Es war Sonntagmorgen und von allen Seiten riefen die Glocken zum Gebet. Durch das prächtige siebenthürmige Floriansthor, das einzige Ueberbleibsel der alten gegen die Türkengefahr erbauten Befestigung von 1498, zogen zahlreiche Landleute der Umgegend in die Stadt, um an den Gräbern der Heiligen und Könige ihres Volks, die hier ihrer und des Reichs Auferstehung harren, zu beten — schmucke kräftige Gestalten in einer Tracht, die außerhalb der severischen Landschaft nicht gefunden wird. Statt der pelzverbrämten viereckigen Mütze (Confederatka), die zum nationalen Costüm der Städter gehört, auch bei den masurischen Bauern die Regel bildet und neuerdings zur k. k. Ulanenuniform gehört, trägt der Krakuse einen hohen spitzen Hut mit breiter Krämpe, um die ein rothes, mit Silberflittern, zuweilen auch mit kleinen Heiligenbildern geschmücktes breites Band gewunden ist. Statt des ausgenähten dunkelfarbigen Schnurrocks trägt er im Winter den glänzend weißen Schafpelz, gleichfalls mit rothen Bändern und breitem rothen Gurt verziert, eine Kleidung, die namentlich zierlichen Mädchengesichtern trefflich zu Gesicht steht; die breiten blauen Beinkleider sind in die bis an die halbe Wade reichenden Stiefel gesteckt und im Gurt hängt eine schwere, mit Blech beschlagene Peitsche. Aus tief gebräuntem Gesicht sehen ein Paar dunkele Augen heraus, das Kinn ist rasirt, die Oberlippe mit schwarzem Schnurrbart geziert.

Ich folgte einem Trupp von Landleuten, der die breite St. Floriansstraße herab zum Ring (Markt) schritt und dann im Portal der trotz ihres gemischten (nur halb gothischen) Styls höchst imposanten Marienkirche verschwand. Dieser Kirche gegenüber liegt ein riesiger Bau, dessen wunderliche, alterthümliche Gestalt die Neugier des Fremden zu mächtig reizt, als daß er dem Strom der Kirchengänger sofort folgen könnte. Inmitten des Markts, der durch die umgebenden Kirchen und Thürme schon an und für sich einen stattlichen, vornehmen Eindruck macht, ragt eine mächtige ungetünchte Wand empor, die weder Dach noch Fenster zeigt; um dieser gewahr zu werden muß man um den Platz herum auf die der Marienkirche gegenüberliegende Seite gehen; die hier sichtbare Front des Gebäudes ist niedriger als die der Marienkirche

benachbarte und mit jener durch ein schräges, steil abfallendes Dach verbunden. 160 Schritte hat man zu gehen, um von der nördlichen an die südliche Ecke der Tuchhalle zu gelangen, die Kasimir der Große, der Begründer der polnischen Großmacht, im Jahre 1358 aufführen ließ, um dem damals reichen Manufacturhandel seiner Hauptstadt einen Mittelpunkt zu geben; 1557 restaurirt, macht dieses Gebäude, das heute zur städtischen Waage und zum Waarenmagazin dient, den Eindruck, einer Zeit anzugehören, in welcher der Sarmate noch halb in nomadischen Gewohnheiten stak und das Haus blos für ein steinernes Zelt ansah. — Rechts sieht ein uralter Thurm, der einzige Ueberrest des früheren Rathhauses, auf die ehrwürdige Zeitgenossin des großen Kasimir hinab; blos durch die Hauptwache von ihm getrennt liegt eines der ältesten Denkmäler polnischer Katholicität, die schon im 10. Jahrhundert begründete Capelle des heiligen Adalbert, des Apostels der Preußen und der Polen.

Kehren wir zur Marienkirche zurück. Von den zwei stattlichen Thürmen, die an ihrem Eingang emporragen, ist einer von einer reich vergoldeten Krone umgeben, die, wie von unsichtbarer Hand gehalten, über seiner Spitze schwebt. An ein paar ziemlich roh geschnitzten Figuren vorüber (die Kirche ist im 13. Jahrhundert erbaut) geht es in das Innere. Der hohe Dom, in welchen das Tageslicht nur mühsam bricht, weil seine Fenster mit alten, zum Theil höchst werthvollen Glasmalereien geschmückt sind, ist dicht mit Gläubigen gefüllt, die ringsum knieend ihr Gebet verrichten und deren fromme Andacht der Schritt des Besuchers nicht zu stören wagt. Hier findet man noch die ächte, ungebrochene Katholicität des Mittelalters, nicht den mit modern-ultramontaner Flitterkrone aufgeputzten Fanatismus der Reflexion, der sich für religiösen Eifer ausgibt, im Grunde aber nichts weiter als gespreizte Parteileidenschaft repräsentirt. Männer im Schnurrock und im bäuerlichen Pelz, Damen in eleganten pariser Trauerkleidern und Bettlerinnen, deren Lumpen mit Koth bedeckt waren, knieten neben- und durcheinander und auf allen Gesichtern derselbe melancholisch sinnige Ausdruck, dieselbe Versenkung in die innere Welt, die Nichts von dem weiß, was rings umher vorgeht. Hier sind kirchliche und politische Traditionen von Alters her so untrennbar miteinander verschmolzen, daß Niemand weiß, wo die einen aufhören und die andern beginnen und das Märtyrerthum, das der katholische Klerus in den nahe benachbarten russischen Provinzen für seine nationale und confessionelle Treue zu leiden hat, mußte dazu beitragen, den katholischen Eifer gerade in der gegenwärtig lebenden Generation über sein gewöhnliches Maß hinaus

zu steigern. Wohl hatte der Pöbel Krakau's erst vor wenigen Wochen bei Gelegenheit der Barbara=Ubryk=Historie mit Steinwürfen gegen den Unfug protestirt, der hinter den Mauern der zahlreichen Klöster des Orts getrieben wird — aber katholisch ist diese Stadt wie nur eine in Europa. Obgleich die polnischen Städte sammt und sonders als ultramontane Parteigängerinnen bekannt sind, gilt Krakau auch bei ihnen als die kirchlichste und der polnische Liberalismus klagt wohl gelegentlich darüber, daß hier den lebendigsten Forderungen der Zeit kein Gehör geschenkt und das nationale Interesse hinter dem kirchlichen zurückgesetzt werde. — Es gibt aber auch keine zweite polnische Stadt, in welcher der Katholicismus so reiche Denkmäler seiner einstigen künstlerischen Schöpferkraft und seiner Leistungen für die nationale Sache hinterlassen hätte. Die Marienkirche, die unter den Krakauer Gotteshäusern bei Weitem nicht die erste Stelle einnimmt, hat diese künstlerische Weihe in dreifacher Weise erhalten. Obgleich ihr Styl nicht rein ist, gibt es keine deutsche Stadt, der sie nicht zum beneidenswerthen Schmuck gereichen würde, auch wenn sie die prächtigen alten Glasfenster und den Hochaltar nicht besäße, durch den Veit Stoß's Meisterhand sich hier unsterblich gemacht hat.

Leider gebrach es an Zeit, dieses Kunstwerk, vor dem der Priester eben die Messe celebrirte, aus der Nähe und mit Muße in Augenschein zu nehmen. Die Grodzkastraße hinab, vorüber an der Dominikanerkirche, dem St. Andreaskloster und der im 16. Jahrhundert erbauten, statuengeschmückten Peterskirche (einer Miniaturnachahmung des großen römischen Petersbaues, die beweist, daß die Quantität sehr leicht in die Qualität umschlägt) suchte ich den Weg zu der alten Königsburg auf der Wawel=Höhe, deren Mauern die Westminsterabtei der königlichen Republik, die berühmte Krakauer Kathedrale umfassen. — Obgleich (die k. k. Tabaktrafiks ausgenommen) alle ansehnlicheren und nicht specifisch jüdischen Läden geschlossen waren, erschienen die Straßen leidlich belebt. Daß man sich in einer alt=polnischen Stadt befinde, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Schon das Auftreten der zahlreichen, in den langen orientalischen Rock gekleideten Juden schloß in dieser Beziehung jeden Zweifel aus, denn nur auf polnischer Erde macht der Jude den Eindruck, wirklich zu Hause und heimathberechtigt zu sein, beträgt er sich wie ein Mann, der nicht Flüchtling und nicht Wanderer ist. In Galizien und namentlich in Krakau tritt er überdies ungleich stattlicher und anständiger auf, als in den russisch=polnischen Ländern; nicht nur, daß die bartumflossenen Gesichter behäbiger und ruhiger dreinsehen, die Röcke reinlicher, die Bärte besser gepflegt sind — dem galizischen Juden

fehlt die schachernde Zudringlichkeit seiner litthauischen Landsleute und wenn er auch nicht umhin kann, gelegentlich ungebeten seine Dienste zur Disposition zu stellen, so geschieht es doch in der Regel mit einer gewissen Zurückhaltung und ohne daß er sich wegwirft. Daß der galizische Jude sich als Pole fühlt oder zu fühlen vorgibt, liegt in der Natur der Sache und thut sich u. A. schon dadurch kund, daß seine Ladenschilder neben den ebräischen immer nur polnische Inschriften führen; der deutsche Handelsmann ist diesem Beispiel natürlich bereitwillig gefolgt und die Schilder an den Trafik-Läden ausgenommen, begegnet man in den Straßen Krakau's fast nirgend deutschen Inschriften. Selbst von den öffentlichen Gebäuden sind sie während der letzten Jahre zum größten Theil verschwunden und der polnische Patriotismus hat die Genugthuung, sich alleinberechtigt zu fühlen und nirgend durch fremde Schriftzeichen daran erinnert zu werden, daß er ohne staatliches Substrat ist.

Die jüngeren Männer, namentlich die Studenten, tragen mit Vorliebe den mit Schnüren besetzten nationalen Rock, die pelzverbrämte Confederatka und hohe Stiefel, wie sie den Pflasterverhältnissen (Krakau ist wirklich gepflastert) entsprechen. Oben, wo der Rock schließt, ist sehr häufig der Brustnadelkopf zu sehen, der auf schwarzem Emaillegrunde den weißen Adler zeigt, und die östreichische Regierung ist klug genug, diesen symbolisirten Glauben an das „Jecze Polska ni z'ginela“ nicht zu bemerken. Die Frauen der höheren Stände sind mit Vorliebe schwarz gekleidet — sehr häufig zeigt das schwarze Seiden- oder Wollengewand einen breiten weißen Trauerrand. Schon daß dieser Anzug in dem verhaßten Rußland bei Strafe verboten und als classischer Zeuge für „schlechte Gesinnung“ angesehen und bestraft wird, macht ihn in den nicht-russischen Provinzen der ehemaligen Republik populär. Aber sehr häufig bedeutet das schwarze Kleid der Krakauer oder Lemberger Edelfrau mehr als die Trauer um das todte Vaterland und die erstorbenen Hoffnungen von 1863. Obgleich der größte Theil des galizischen Adels sich niemals über die Hoffnungslosigkeit des unglücklichen Aufstandes getäuscht hat, welcher in unbegreiflicher Thorheit den Sturz des Wielopolski'schen Systems und den Terrorismus der Murawjew und Kaufmann verschuldete, hatte der Patriotismus der Galizier es nicht über sich gewinnen können, die Brüder am nördlichen und östlichen Weichselufer wehrlos verbluten zu lassen, und selbst Männer, welche aus ihrer Abneigung gegen die Thorheit der Emeute niemals ein Hehl gemacht haben, brachten der verlorenen Sache ihrer Landsleute bereitwillige Opfer an Gut und Blut. Die Beisteuer an Menschen und Geld, welche Galizien zu dem unglücklichen Aufstande leistete, hat mancher Familie

Trauer, manchem Vermögen drückende Passiva eingetragen. Mit aus diesem Grunde schlägt das gesellschaftliche Leben der vornehmen Polenfamilien schon seit Jahren nicht mehr so glänzende Wellen, wie früher; in den Straßen Krakau's sieht man nur wenig elegante Equipagen und selbst diese sind nicht nach der neusten Mode.

Wenn man die Grodzkastraße durchschritten hat, wird man zur Rechten plötzlich einer Anhöhe gewahr, auf deren Schultern sich ein mächtiger Bau erhebt, der schon dem ersten Blick sein hohes Alter verräth und — abgesehen von seinen großartigeren Proportionen — an das Altenburger Schloß erinnert. Wir stehen vor dem stolzen Königsbau an welchem von Kasimir dem Großen bis zu August dem Starken sämmtliche Herrscher der großen Republik des Ostens gebaut haben und dessen prächtige Zinnen jeden Gedanken daran ausschließen, daß er heute zu einer Kaserne sammt Spital herabgewürdigt worden ist. Die hohen Mauern, welche die Stadt beherrschen und bis zu den in der Ferne dämmernden Karpathen hinübersehen, sind Jahrhunderte lang die Zeugen aller polnischen Königskrönungen, all' der glänzenden Feste gewesen, zu denen sich die Blüthe der Ritterschaft des Ostens versammelte, denen die Gesandten Preußens und Rußlands lang genug staunend zugesehen haben, von den Magnaten und Kirchenfürsten der Republik als Vertreter abhängiger Vasallenstaaten über die Achsel angesehen. Aus den drohenden Schießscharten, durch welche heute gelangweilte k. k. Soldaten in die Stadt hinabsehen, ist mancher verderbende Blitz auf den Feind niedergefallen, der sich rühmen konnte, bis an das Herz des polnischen Staats vorgedrungen zu sein und die sarmatische Tripolis

(Cur Tripolis? triplex quid vult distinctio? nempe
Hic homines, hic rex, hic habitantque Deae)

bedroht zu haben.

Langsam ging ich die mäßige Höhe des Wawelberges, zwischen thurmhohen Mauern hinauf, glücklicher als die Mongolen, Schweden und Russen, die jeden Schritt auf dieser Bahn mit tausenden von blutigen Köpfen hatten bezahlen müssen. An dem Thor wandte ich mich um: und wohin der Blick sich richtete, blieb er gefesselt haften. Südlich erheben sich jenseit des breiten Silberbandes der Weichsel die Thürme der Kasimirz-Vorstadt, um finster zu der Burg hinauf zu sehen, die lang genug ihr Schutz und Stolz gewesen ist und heute ebenso ohnmächtig daliegt wie das Reich, dessen Herz einst siegesfroh gegen diese Mauern schlug — weit hinter den Zinnen der Dreifaltigkeits- und der Frohnleichnamskirche, des Pauliner- und des Augustinerklosters erhebt sich die blaue Karpathenkette, die natürliche Grenze slawischen und

magyarischen Volksthums. Westlich liegen die Vorstädte von Smolensko — nördlich und nordöstlich dehnt sich die prächtige, thurm- und palastreiche Stadt hin, aus deren ernsten noblen Zügen sich eine große wechselvolle Vergangenheit herauslesen läßt. In dem leichten Nebel, der über dem dunkeln Bilde liegt, erscheinen die zahllosen Thürme, die unter uns liegen, und vom Ring, von der Grodzkastraße, von Piesak und Kleparz hinüber sehen, wie stumme Riesen, die vor Schmerz über die Schmach, der sie zusehen mußten, zu Stein erstarrt sind. Hier hat die Sonne, für die nur das Lebendige lebt und die immer nur der Gegenwart Recht gibt, Nichts zu suchen und die Strahlen, welche hie und da durch den Wolkenschleier brechen und spöttisch über die goldene Krone am Thurm der Marienkirche hin glänzen, verschwinden rasch wie sie gekommen sind, um dem düstern Ernst des Gemäldes sein trauriges Recht nicht zu verkümmern.

Aber die Schaar der blassen, schwarzgekleideten Männer und Frauen, welche den Berg hinabzieht und immer dichter zu werden scheint, mahnt zum Besuch des Doms, der nach dem Schluß der Messe nicht mehr besichtigt werden kann. Rechts vom Eingang in die alte Piastenburg erhebt sich der in gothischem Styl gebaute Dom des heiligen Stanislaw, aus dessen metallenem Dach ein verwitterter Thurm, der zu dem Ganzen nicht recht passen will, herauswächst. Dem öden weiten Schloßhof können wir nur einen flüchtigen Blick widmen, selbst die Inschriften, welche an Portal und Rückseite des Doms angebracht sind, bleiben ungelesen. Ein greiser Bettler mit langem weißem Schnurrbart öffnet mit der Rechten die stolze Thür, die in das nationale Heiligthum führt, während die Linke verstohlen eine Gabe in Empfang nimmt. Zögernd treten wir ein und es dauert lange, ehe wir uns in dem ehrwürdigen Dunkel orientiren können, in welches das Tageslicht nur verstohlen hineinfällt.

An Reinheit des Styls, Größe und Ebenmaß der Proportionen kann der Krakauer Stanislaus-Dom weder den rheinischen Kirchen noch der Notre-Dame de Paris verglichen werden. Die zahllosen Monumente und Capellen, welche diesen Raum ausfüllen und auf den Beschauer eindringen, lassen keinen einheitlichen Eindruck aufkommen und Kunstkenner werden schwerlich ermangeln, an der Raumvertheilung und dem Verhältniß des Langhauses zu den Seitenschiffen begründete Ausstellungen zu machen. Ueber Recht oder Unrecht derselben vermag ich nicht Aufschluß zu geben, denn zur Kritik bin ich in den Stunden nicht gelangt, in denen die Vergangenheit der polnischen Westminsterabtei ihre erschütternde Sprache zu mir redete. Ich habe viele Kirchen gesehen, aber

keine hat einen so bewältigenden Eindruck auf mich gemacht, wie diese Kathedrale Alt-Polens, von der die Kunstgeschichte Nichts oder doch nur sehr wenig weiß. Diese Kirche ist mehr, wie das Product einer Epoche, in welcher religiöses und nationales Bewußtsein einander völlig durchdrungen hatten — der Katholicismus, der aus diesen Steinen redet, ist lebendig, er hat mit dem polnischen Nationalbewußtsein einen Bund geschlossen, der heute ebenso unauflöslich ist, wie in den Tagen Kasimirs des Großen. Nicht das polnische Mittelalter, die gesammte polnische Geschichte, die älteste wie die neueste, ist in diesem Dom verkörpert, der zugleich die laute Sprache der Todten und das Geflüster der Lebendigen, Unterdrückten redet. — In der Mitte des Hauptschiffs, nahe dem Eingang und den Hochaltar verdeckend (die Kirche zählt im Ganzen fünfzig Altäre), ruht, von den Flügeln silberner Cherubim getragen, auf mit reichem Silber-Laubwerk verziertem Postament der Sarg des Schutzpatrons von Polen, des heiligen Stanislaw, ganz aus getriebenem Silber gearbeitet und mit zahllosen Figuren in halb-erhabener Arbeit bedeckt. Stanislaw Szepanow war im 11. Jahrhundert Bischof von Krakau und wurde am Altar der Michaelskirche von Boleslaw dem Kühnen während des Gottesdienstes und vor versammelter Gemeinde erschlagen, weil er des Königs zuchtlose Wüstheit getadelt und mit dem Bann der Kirche bedroht hatte. Schon 1248 von Innocenz IV. heilig gesprochen, ist Stanislaw der Heilige seines Volkes geworden, sein Grabmal ruht an dem geweihtesten Ort polnischer Erde und die andächtigen Krakusengestalten, die vor seinem Sarge knien, bezeugen, daß sein Gedächtniß im Herzen seines Volks bis auf diesen Tag nicht erloschen ist.

Noch ist die Messe nicht beendet, noch tönt Gesang vom Hochaltar, an dessen Stufen sechs bärtige Männer ungeheuere Kerzen in den Händen haltend, knien; die Zahl der Gläubigen, die sich versammelt hat, ist zu groß, als daß die kleine Schaar Fremder, welche sich zum Besuch der Schatzkammer, der Capellen und der Krypta am Portal versammelt hat, vorrücken könnte, ohne die Beter zu stören. Von den galonnirten Portiers, die in den katholischen Kirchen Deutschlands Kirchenpolizei üben, ist keine Spur zu sehen, aber es herrscht allenthalben andächtige Ruhe, die Niemand zu stören wagt. Während ein Theil der Gemeinde an der Messe Theil nimmt, Andere sich um die dichtbesetzten Beichtstühle drängen, knieen die Meisten in stillem Gebet vor den einzelnen Altären und den achtzehn Capellen, welche in reichem Kranz das Schiff der Kirche umgeben; an den schlanken himmelanstrebenden Säulen prangen allenthalben weiße Tafeln, lateinische Ankündi-

gungen des Concils enthaltend, das sich in den nächsten Tagen versammeln soll und von dem die polnischen Gläubigen erwarten, daß es Zeugniß ablegen werde für den Glauben der Kirche an die Unsterblichkeit der polnischen Sache.

Es vergeht fast eine Stunde, ehe der Sakristan, zu dessen Privilegien die Orientirung fremder Besucher gehört, das Zeichen zum Eintritt in die Schatzkammer gibt, aber das Auge wird nicht müde, all' die Schätze zu bewundern, welche mit verschwenderischer Pracht im Dom ausgestreut sind. Kein Altar, kein Pfeiler, kaum ein Fußbreit steinernen Getäfels, der nicht mit Denkmälern der Vergangenheit, Sarkophagen, Statuen, Fresken oder Inschriften geschmückt wäre. Hier schläft ein in rothem Marmor ausgehauener König den ewigen Schlaf, dort blickt das Reliefbild eines Bischofs oder Castellans ernsthaft hinab, — links verkündet eine Inschrift, daß sie zum Gedächtniß eines verdienten Kriegers errichtet worden sei, rechts segnet ein marmornes Marienbild den Schläfer, der zu seinen Füßen ruht; Alles, was das Land an großen Erinnerungen aufzuweisen hat, ist in diesen engen Raum vereinigt und macht sich die Ehre streitig, an der Seite der Könige und Helden seines Volks zu ruhen. Neben Seulpturen von blos historischem Interesse und solchen, die die Signatur der Jesuitenzeit tragen, finden sich Kunstwerke vom höchsten Rang, überall ist das Bild aber nur Zeichen eines bedeutsamen geschichtlichen Moments. Die Grabmäler Kasimir Jagello's und das riesige Denkmal Kasimirs des Großen, beide rechts vom Portal, rühren aus der Werkstatt Veit Stoß's her. In übermenschlicher Größe ruht der städtebegründende König auf mächtigem Sarkophag von rothem Marmor, die Krone auf dem Haupt, das ruhige, ernste Gesicht von lockigem Bart umflossen. Seine im vorigen Jahre aufgefundenen Gebeine sind gleichfalls in dieser Kirche beigesetzt und haben zu einer großen Demonstration in allen ehemals polnischen Ländern Veranlassung gegeben; selbst unter den Juden, für die es keine andere Geschichte gibt, als die der verlorenen Heimath am Jordan, lebt das Gedächtniß des bürgerfreundlichen Königs noch heute! — Nur wenige Schritte von dem Denkmal des großen Kasimir entfernt, erhebt sich auf kunstreichem Postament ein weißes Marmorstandbild, das eine herrliche Jünglingsgestalt in antikem Kriegerschmuck zeigt und vielleicht der größte künstlerische Schmuck des Doms, vielleicht Thorwaldsens vollendetstes Werk ist; der junge Held, der einem Gott ähnlicher sieht als einem Menschen, ist der Graf Wladimir Potocki, der im Jahre 1812 den Fahnen Napoleons gefolgt war und vor Moskau ein frühes Ende fand, — eine unendlich rührende Gestalt, in der sich Kraft und

Schönheit zu seltener Vollkommenheit vereinigen. Die prächtige Capelle gegenüber, deren Wände in schwarzem Marmor aufgeführt und allenthalben mit Reliefs und Inschriften bedeckt sind, trägt ein schwervergoldetes Kupferdach, das die Grabdenkmäler Sigismund Augusts, des letzten Jagellonen, und seiner Gemahlin schirmt. Wenige Schritte weiter liegt die Königin Jadwiga (Hedwig) begraben, die Tochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, die durch ihre Heirath mit Jagello (Wladislaw II.) die Union Polens mit Litthauen und Weißrußland und die Polonisirung dieser Länder herbeiführte, die seitdem der Schauplatz endloser Kriege zwischen Polen und Moskowitern wurden; die Reaction gegen das damals begonnene Werk ist noch heute der leitende Gedanke der russischen innern Politik, aber der Bund, den die polnische Königstochter mit dem Enkel Gedimins schloß, ist zugleich ein Bund zweier Völker gewesen und weder die verschlagenen Bemühungen Katharina's II., noch die Hochgerichte der Murawjew und Kaufmann haben ihn aufzulösen vermocht.

Die Capellen links vom Portal, gleichfalls mit Denkmälern und Schnitzwerk reich verziert und meist zu Ehren verdienter Kirchenfürsten gestiftet, bieten weniger Interesse; die Namen, welche der Cicerone, ein feister Kirchendiener mit harten Zügen, nennt, haben sich in der politischen Geschichte des Landes keinen Platz erobert und die hier aufgestellten Kunstwerke können denen der Potocki- und der Sigismundcapelle nicht verglichen werden. Enthält doch allein die dem Standbild des Grafen Wladimir gegenüberliegende Potocki'sche Capelle drei herrliche Schöpfungen von Thorwaldsens kunstreicher Hand: einen segnenden Christus und die Büsten des Grafen Arthur und seiner Mutter.

Wir kehren in das Hauptschiff der Kirche zurück. Der celebrirende Priester und seine Assistenten haben den mit rothem Sammt ausgeschlagenen Altarchor verlassen, auf welchem einst die Könige Polens, Litthauens, Weiß- und Rothrußlands gesalbt und gekrönt wurden. Noch steht der Thronsitz da, dessen Stufen zuletzt von August III. von Sachsen beschritten worden, während die übrigen, den höchsten Kronbeamten bestimmten Sitze von Gegnern besetzt waren, ein Vorspiel der traurigen Regierung des letzten Polenkönigs aus wettinischem Hause. Nur bei feierlichen Gelegenheiten war die Benutzung dieses Theils der Kirche durch die königliche Familie üblich, ihre tägliche Messe pflegte dieselbe in der Capelle hinter dem Hochaltar anzuhören, die früher mit dem Schloß durch einen besonderen Eingang verbunden war. Der gegenwärtigen Eingangsthür gegenüber, an der Rückseite des Hochaltars befindet sich das Denkmal Johann Sobieski's und seiner Gemahlin. Klug und freundlich blickt die marmorne Reliefbüste des tapfern Fürsten zur

Seite der Königin drein; Pelz und Harnisch bezeichnen den Kriegsmann des 17. Jahrhunderts, der zwischen den Traditionen des Ritterthums und der modernen Taktik stand. Unter der Büste hängt ein mächtiger, reichgeschmückter Schild aus weißem Marmor, dessen goldene Inschrift den Befreier Wiens und den nationalen Helden feiert. — Durch die gegenüberliegende Thür treten wir in die Königscapelle, die ganz aus schwarzem Marmor gearbeitet ist; selbst die Kirchenstühle sind aus diesem kalten Stein, nur der Thron des Königs ist aus rothem Marmor gefertigt, desgleichen das einzige Denkmal, das sich in dieser Capelle befindet, der Sarkophag Stephan Bathory's, des klugen Ungarfürsten, der durch seinen Bund mit den Jesuiten alle katholischen Interessen in den Dienst Polens zu ziehen gedachte, aber durch Intoleranz gegen die Evangelischen den Verlust der erst vor wenigen Jahren errungenen Provinz Livland verschuldete. — Hier war die geheimste und wichtigste Werkstatt der katholischen Reaction des 16. und 17. Jahrhunderts, welche vornehmlich durch die jesuitischen Beichtväter und Hauscaplane der Könige betrieben wurde und zu den Dissidentenhändeln, später zu verhängnißvollen Interventionen der glaubensverwandten Nachbarn führte. Von dieser Kanzel herab wurden die Könige und Fürsten immer wieder aufgestachelt, die ketzerischen Greuel, welche des ersten Sigismund weise Toleranz geduldet hatte, von der polnischen Erde zu verscheuchen, die griechischen und protestantischen Nachbarn auf Tod und Leben herauszufordern. Hier wurde der Schwede Sigismund III. zu dem wahnsinnigen Unterfangen geweiht, seine protestantische Heimath jenseit des Meeres zum Gehorsam gegen die alleinseligmachende Kirche zurückzuführen. Diese Capelle ist endlich die Zeugin eines der denkwürdigsten und folgenreichsten Abschnitte der neueren polnisch-russischen Geschichte gewesen: hier kniete, umgeben von geflüchteten Moskauer Magnaten jener räthselhafte Abenteurer, der in der Geschichte als falscher Demetrius bekannt ist, an der Seite der schönen Marina Mniczek, um von Sigismund, dem Sohn des Schwedenkönigs Johann und der Catharina Jagello, Unterstützung seines Zuges nach Moskau zu erflehen; hier wurde der Grund zu dem Vernichtungskampf gelegt, in welchem Polens Kraft verblutete. Unwillkürlich steigt die Gestalt des wunderbaren Mannes vor uns auf, den Merimé's Meisterhand so lebensvoll geschildert hat, des Betrügers, der zugleich tadelloser Ritter, humaner und feingebildeter Regent war, von häßlichem Angesicht und blos mittlerer Größe, aber so bezaubernd durch Geist und Liebenswürdigkeit, daß die stolzen Puschkin und Kurbsky ihm zu Liebe das Knie vor dem feindlichen Polenfürsten beugten und im Bunde mit dem Kosacken-Hetman „Krieg gegen Moskau, — Krieg

gegen den Godunow" riefen. Hier empfing die gleißende Marina, die Tochter des Wojewoden von Sandomir, den Schwur, dessen Erfüllung Demetrius zugleich das Glück des Lebens und den tapfer erkämpften Zarenthron kostete; hier soll Pater Tschernikowsky dem Prätendenten das verhängnißvolle Gelübde abgerungen haben, nach seiner Thronbesteigung den Jesuiten das Thor des Kreml zu öffnen und mit ihnen gemeinsam an der Unterwerfung des rechtgläubigen Moskau unter die Curie zu arbeiten. Und als später die Kunde von den ersten Siegen erscholl, welche der Usurpator erfochten, von der Niederlage und dem Uebertritt Bassmanows und dem plötzlichen Tode Godunows, wurde hier in des Königs Privatheiligthum das Tedeum gesungen, das mit Rücksicht auf die bestehenden Verträge und den hartnäckigen Widerspruch Sapicha's gegen das ganze abenteuerliche Unternehmen, in der Kirche des Staats nicht gewagt werden durfte. — Gespenstisch taucht eine Erinnerung, ein Bild nach dem andern an dieser Stätte auf, die in der Politik des 16. und 17. Jahrhunderts eine nur allzuwichtige Rolle gespielt hat, an der Gedanken geboren und groß gezogen worden sind, welche noch heute Fleisch und Bein haben und, oft todtgesagt, noch immer am Leben sind.

Aber die Zeit drängt und an der Thür steht ein grauer, schnurrbärtiger Mann, in weißem Chorrock, halb Soldat, halb Priester, der die Fremden in die Schatzkammer führen soll. Rechts vom Ausgang aus der königlichen Privatcapelle, unweit des Hochaltars, führt eine schmucklose Thür in einen Raum, der zugleich zur Sakristei und zur Schatzkammer für die Reliquien der alten polnischen Könige dient, welche in ungeheuren, in die Wand gefügten Eichenholzschränken aufbewahrt werden. In der Mitte dieses Gemachs steht ein großer runder Tisch von grauem Marmor, auffallend durch die zahlreichen Halbmonde, welche in seine Platte eingelegt sind. An diesem Tisch hat Kara Mustapha mit seinen Paschas und Beys vor Wien getafelt, als er die Kaiserstadt bereits für seine Beute ansah und den Halbmond auf den St. Stephan zu pflanzen gelobte; Johann Sobieski, dem dieses kostbare Beutestück nach der Schlacht vom 12. September 1683 zufiel, hat dasselbe in die Cathedrale seines Reichs gestiftet. — Inzwischen hat der Sakristan seine Schränke geöffnet und die in denselben aufgestellten Reliquien stehen an Mannigfaltigkeit und Interesse kaum hinter den Denkmälern des Doms zurück: das auf dem Grabe des letzten Jagellonen zerbrochene Schwert der Fürsten aus dem Hause Gedimins des Litthauers, — der Säbel, den Sobieski vor Wien getragen — Krone, Krönungsmantel und Krönungsschwert der polnischen Könige — der

riesige, für eine übermenschliche Hand berechnete Siegelring König Boleslaws des Kühnen — das alte Scepter der polnischen Könige, eine kurze Lanze von braunem Eichenholz mit kunstreicher Eisenspitze, von Kaiser Otto III. Boleslaw dem Tapferen im Jahre 1000 bei Gelegenheit eines Besuchs in Gnesen geschenkt — eine Tiara von der Hand der Königin Maria Leszczynska gestickt — die mächtige goldene Rose, welche Benedict XIV. der ebenso frommen wie unglücklichen Gemahlin Ludwigs XV. verlieh — endlich der Fürstenmantel Joseph Poniatowski's, sowie Uniform und Kreuz der Ehrenlegion, welche an der Leiche des tapferen Feldherrn gefunden worden waren, in dem die polnischen Legionen Napoleons bereits den Herrscher des wiederhergestellten großpolnischen Staats verehrt hatten.

„Moze pan chce zobaszyc sklep“ fragte der alte Führer, der an der Thür stehen geblieben war, während der mit der Obhut über die Ueberbleibsel polnischer Königsherrlichkeit betraute Sakristan diese vorgewiesen und erklärt hatte, — „der Herr will wahrscheinlich auch noch die Krypta sehen.“ Geführt von dem Alten, der aussah als habe er mehr wie ein Mal die Sense für sein Vaterland getragen, begab unsere kleine Schaar sich in die Kirche zurück. Dicht am Portal blieb der Alte stehen, um mit Hilfe eines Gefährten die kupferne Fallthür zu öffnen, welche in die unter dem Langhaus der Kirche befindliche romanische Krypta führt. Während die beiden Männer die gewichtige Platte heben, hat eine bisher unbeachtet gebliebene Capelle den Blick der Fremden gefesselt; so groß ist die Zahl der hier aufgehäuften Kunstschätze und Reliquien, daß jeder neue Gang durch den Dom eine ansehnliche Nachlese liefert. Das marmorne Denkmal, vor dem ich stehen geblieben war, zeigte einen wunderlichen Reliefschmuck; aus einer mit vier Pferden bespannten, von einem Trupp bärtiger Lanzenreiter escortirten Kutsche sieht das Gesicht eines freundlich-klugen Greises in geistlichem Habit heraus. Dieses Monument ist zum Gedächtniß des ebenso muthigen wie fanatischen und intoleranten Bischof Soltyk von Krakau errichtet, der sich den beabsichtigten Concessionen an die von Rußland begünstigten Dissidenten widersetzt hatte und dafür im Jahre 1767 von einer Kosackenabtheilung nach Petersburg abgeführt worden war.

Die Grabthür ist geöffnet und es geht hinab in die enge Gruft, in der Polens beste Männer ruhen: der Treppe gegenüber Johann Sobieski in schwarzem von vier Broncegestalten getragenem Marmorsarge, auf dem die Symbole seiner Macht, Krone, Scepter und Schwert in vergoldetem Abbilde liegen, — am Fußende ein silberner Todtenkopf und zwei gekreuzte Todtenbeine; rechts neben ihm steht der Sarg Joseph

Poniatowski's — weiter unten in einer Nische der ungeheure Todtenschrein, in dem die Gebeine Wladislaws IV. und seiner Gemahlin beigesetzt sind — des tapfern und staatsklugen Fürsten, der schon als Knabe zum Zaren Moskau's gewählt und zu dem Beruf erzogen worden war, den seines Vaters Günstling, der falsche Demetrius, zuerst als Zielpunkt aller slawischen Politik bezeichnet hatte: die Versöhnung der beiden großen Völker der sarmatischen Ebene. Des Vaters Zögern brachte ihn um den Zarenhut Monomachs, des Reichs widersinnige Verfassung lähmte seine Thatkraft, und als er 1648 zu Merecz starb, neigte der Stern Polens sich bereits zum Niedergange. — Noch ein vierter Sarg steht in dieser Gruft, die Polens letzter König Stanislaus August im Jahre 1788 errichten ließ: keine Krone ziert ihn, kein Emblem läßt auf fürstlichen Rang schließen, aber jeder Pole, der in diese nächtliche Gruft herabsteigt, um an den Gräbern der Könige und Helden seines Volks zu beten, weiht dem schlichten Manne, der hier begraben ist, den ersten Gruß, seinem Seelenheil die erste Fürbitte, denn auf diesem Sarge steht der Name „Kosciuszko".

Wohl eine Viertelstunde hatten die Polen, in deren Begleitung ich in die Krypta herabgestiegen war, vor dem granitnen Sarge ihres Helden in stummer Andacht gestanden, als wir an das fahle Licht des Wintertages zurückkehrten, der über Krakau hing. Die Eindrücke, welche sich in die wenigen Stunden des Besuchs der Cathedrale zusammengedrängt hatten, waren zu reich und zu bewältigend, als daß Neigung übrig geblieben wäre, noch all' die Kirchen und öffentlichen Gebäude abzusuchen, welche das Reisehandbuch als sehenswerth bezeichnet. Langsam ging ich den Weg, den ich gekommen, wieder zurück — die Menge der Kirchgänger, welche die Frühstunden über Krakau belebt hatten, war verschwunden und der stille, melancholische Charakter der verödeten Stadt hielt die Stimmung, welche sich dem Besuche der Gräberburg auf dem Berge Wawel unwillkürlich mittheilt, noch lange fest.

An der Tafel des Gasthofs hatte sich eine ziemlich zahlreiche polnische Gesellschaft versammelt, die hier täglich zu speisen schien. Aber kein lautes Gespräch, kein gemeinsames Interesse hielt dieselbe zusammen, die Meisten waren in die Lectüre des Czas oder des Kraj vertieft, — hin und wieder wurde mit dem Nachbar ein Wort geflüstert, ein flüchtiger polnischer oder französischer Gruß getauscht, — die Bewohner Krakau's schienen gewohnt, ebenso ernsthaft drein zu schauen, wie die Thürme und Mauern ihrer Stadt. — Von deutschen oder französischen Journalen war nirgend eine Spur zu entdecken, und als ich Nachmittags einige Buchhandlungen aufsuchte, um Reiselectüre ausfindig zu

machen, wurden mir Schillers Werke angeboten. Andere deutsche Bücher — meinte der Verkäufer — würden in Krakau nur schwer aufzutreiben sein. — Gern hätte ich noch einen Blick in die auf einer Weichselinsel liegende Judenvorstadt Kasimirz geworfen (unterhalb der Wawelhöhe theilt der Strom sich, um durch die Mitte der Stadt zu strömen — unweit der Eisenbahnbrücke sind beide Arme wieder vereinigt), aber der dichte Regen, der Stadt und Vorstädte verhüllte, machte jede freie Bewegung unmöglich und ließ selbst den beabsichtigten Ausflug auf den Kosciuszkohügel, dessen Aussicht sehr lohnend sein soll, zwecklos erscheinen. Es blieb Nichts übrig, als den Abendzug abzuwarten und in dunkler Nacht die weite Fahrt nach Osten fortzusetzen.

---

3. Vom San an den Peltew.

Auf halbem Wege zwischen Krakau und Lemberg beginnt die polnisch-ruthenische Sprachgrenze. Jaroslaw am San ist die erste größere Stadt des ruthenischen Galizien, ein Ort, der wegen seiner vielbesuchten Messen eine gewisse Rolle spielt, obgleich er nur 10,000 Einwohner zählt (darunter 6000 Juden) und dem Namen nach Privateigenthum der Fürsten Lubomirski ist. Wie in allen galizischen Städten leben auch hier zahlreiche Polen, ist die polnische Sprache in Gerichten und Verwaltungsstellen die herrschende und reducirt sich die ruthenische Bevölkerung auf die niederen und einen Theil der mittleren Classen.

Erst vor den Thoren der Stadt gewahrt man, daß hier die ausschließliche Herrschaft des polnischen Elementes ein Ende hat. Der Bauer spricht einen russischen Jargon, trägt sich anders als sein westlicher Nachbar und besucht eine Kirche von morgenländischer Bauart. — Eine Eisenbahnstunde weiter nach Südosten liegt Przemysl, nächst Lemberg die wichtigste und angesehenste Stadt auf ruthenischer Erde, angesehen vor Allem durch ihr hohes Alter, ihren russischen Ursprung und ihren erzbischöflichen Sitz. Schon im 8. Jahrhundert soll hier ein russischer Theilfürst den Grundstein zu seiner Burg gelegt haben und nachweislich ist das griechische Bisthum von Przemysl im Jahr 1218, einhundert und sieben und fünfzig Jahre früher als der römische Bischofssitz der Stadt fundirt worden. Im Thal des sich anmuthig schlängelnden San gelegen, von einer mittelalterlichen Stadtmauer umgeben, macht die Stadt, des Fürsten Przemyslaw den Eindruck eines Orts, der einst würdigere Tage gesehen, aber diese längst vergessen hat. Sechs stattliche

Kirchthürme sehen über die Mauer hinüber, die katholischen Dome sind in gothischem Styl gebaut, die Thürme der griechisch-unirten Kirchen zeigen die bekannte Zwiebelgestalt, welche bei Groß- und Kleinrussen gleich beliebt ist, auch bei den Westslawen vorkommt, der südslawischen Welt aber völlig unbekannt zu sein scheint. Von einem benachbarten Hügel sehen die Trümmer eines großartigen Schlosses auf die zum Theil noch stattlichen Häuser des Orts herab, der zwar wenig mehr als 12,000 dicht bei einander wohnende Einwohner hat, als Sitz einer Finanzdirection und ziemlich zahlreicher anderer Behörden, ganz besonders aber als Residenz zweier Kirchenfürsten, eines griechisch-unirten Domcapitels und eines von diesem geleiteten Priesterseminars eine Rolle spielt, welche sich nicht auf das städtische Weichbild beschränkt. In Przemysl, das von den Polen wenig beachtet wird, das wegen seiner Armuth, seines Schmutzes und seines Reichthums an Juden auch wenig Anziehungskraft ausübt, ist ein Hauptsitz des Ruthenenthums. Zwar wird sich kein galizischer Russe nehmen lassen, daß auch das alte Lwow (Lemberg) eine ächt russische Stadt sei, aber thatsächlich muß er anerkennen, daß seine Nationalität hier eine nur secundäre Rolle spielt und von den polnischen Beamten und den Edelleuten, die am Ufer des Peltew den Winter zubringen, als Eindringling behandelt wird. In Przemysl tritt der ruthenische Geistliche und Gelehrte dagegen ungleich sicherer auf; dem Polen, der sich seinen Wohnort frei wählen darf, wird es schwerlich in den Sinn kommen, in der verarmten, von Juden wimmelnden Stadt der alten russischen Theilfürsten seinen Sitz aufzuschlagen. Siebenzig Procent aller Bewohner des Przemysler Kreises gehören der ruthenischen Nationalität an, in der Stadt selbst leben zahlreiche unirte Geistliche mit ebenso zahlreichen Familien und der Landpriester sucht diese Stadt, in der der zweite griechische Kirchenfürst lebt und in der er selbst vielleicht seine Studienjahre verbracht hat, mit Vorliebe auf. Wohl sieht man auf den Straßen und Plätzen nicht wenig Männer in wenigstens halb-polnischer Tracht, aber der Bauer und der städtische Proletarier tragen bereits den niedrigen breitkrämpigen Hut, der bis in die Moldau hinein die Kopfbedeckung des ruthenischen und des rumänischen Landmannes bildet. Die zum Bischofssitz von Przemysl gehörige Druckerei druckt die kirchlichen und weltlichen Bücher, welche zur religiösen und nationalen Erbauung des Volks bestimmt sind; das Domcapitel gilt für besonders glaubenseifrig und anti-polnisch gesinnt und ein russisches Casino sorgt dafür, daß die Patrioten einen Mittelpunkt haben, an welchem sie ihre nationale Gesinnung kräftigen, ihre Pläne und Gedanken austauschen und sich mit völliger Freiheit bewegen können.

Aber mächtiger als aller Besitz der Gegenwart trägt die Erinnerung vergangener Tage dazu bei, den Ruthenen in Przemysl fester und bewußter auftreten zu lassen, als in den meisten übrigen Städten des Landes. Die ersten Versuche der Staatenbildung sind in dieser Stadt und in allem Lande östlich von derselben von rechtgläubigen, d. h. der griechisch-orthodoxen Kirche angehörigen Russen ausgegangen, schon zur Zeit des heiligen Wladimir zählte Przemysl unter die Städte, welche den Großfürsten von Kiew als ihren Oberherrn ehrten und ihm Heeresfolge leisteten. Die Herrschaft Boleslaws I. von Polen über dieses Gebiet war eine Episode von kurzer Dauer und im 11. Jahrhundert saßen wiederum zwei russische Herrscher, die Fürsten von Halicz und Wladimir auf rothrussischer Erde, diese trotz mühseliger, immer wiederkehrender Kämpfe mit Polen und Ungarn und trotz gegenseitiger Eifersüchteleien behauptend. Dreimal hatten ungarische Fürsten sich in Halicz festgesetzt, aber immer wieder mußten sie dem nationalen Unabhängigkeitssinn der um den Thron von Wladimir geschaarten Kleinrussen weichen und als das östliche Mutterland den furchtbaren Streichen der mongolischen Raubschaaren erlegen und um seine Unabhängigkeit gebracht worden war, behaupten die Nachkommen Romans von Halicz sich als souveräne Fürsten des Landes. Daniel, dem Sohne Romans, war es gelungen, vier westrussische Fürstenthümer unter sein Scepter zu bringen, er nannte sich König von Rußland, er trug seit dem klugen Bündniß, das er mit der römischen Kirche geschlossen, eine vom Papst geweihte Krone und es schien, als ob Westrußland der Erbe und Mittelpunkt der russischen Macht werden sollte, die weiter im Osten an die mongolische Barbarei verloren gegangen war. Durch Handel und Bürgersinn blühten die Städte am östlichen Abhang der Karpathen mächtig auf, die katholischen Fürsten Polens und Ungarns gewöhnten sich daran, in dem Herrscher von Halicz einen wichtigen Bundesgenossen gegen die mongolische Gefahr zu sehen und dieser war bemüht, sein Land der Segnungen occidentaler Cultur und Bildung theilhaft werden zu lassen, Morgen- und Abendland, römisches Kirchenthum und byzantinische Rechtgläubigkeit zu versöhnen.

In dieses Zeitalter fallen all' die großen Erinnerungen der russischen Bewohner des heutigen Galizien, die Tage Romans und Daniels sind es, die ihnen jede Unterordnung unter die Polen unerträglich erscheinen lassen. Von den Städten aber, welche das Zeitalter der westrussischen Herrlichkeit gesehen haben, ist Przemysl am San die einzige, welche noch gegenwärtig eine nicht ganz entwürdigte Stellung einnimmt. Lemberg hat die große Zeit Rothrußlands als unmündiges Kind erlebt,

denn erst 1259 wurde es von Lew, dem Sohne Daniels, begründet, Halicz, der mächtige Fürstensitz ist zu einem elenden Flecken mit kaum 4000 Bewohnern herabgesunken, das alte Wladimir-Wolynski hat sein Geschick längst von dem der übrigen roth- und kleinrussischen Städte getrennt; zu einer von 6000 meist jüdischen Bürgern bewohnten russischen Kreisstadt herabgesunken, ist es von Großrußland verschlungen und und um all' seine historischen Erinnerungen gebracht worden — Przemysl allein tritt unter den Städten, die an der Größe des alten Reichs Theil gehabt haben, noch mit einigen Ehren auf. Freilich war diese Größe von nur kurzer Dauer und hat auch der thurmreiche, mauerumgürtete Bischofssitz am San, Zeuge einer Jahrhunderte langen Fremdherrschaft sein müssen.

Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts war der Glanz der Krone Daniels verblichen; nach dem Tode seines Enkels Georg, dessen Vater russischem Brauch gemäß seine Herrschaft bereits mit einem jüngeren Bruder getheilt hatte, mußte aufs Neue das Herrenrecht der polnischen Könige anerkannt werden. Kasimir der Große nahm Lemberg mit Sturm (1348) und die Lechen ließen die ihnen gewordene Beute nicht wieder fahren. Ludwig der Große, zugleich König von Ungarn und Polen, gründete allenthalben auf rothrussischer Erde römische Bischofssitze und Abteien; auch Przemysl mußte erleben, daß ein katholischer Kirchenfürst seinem rechtgläubigen Erzbischof den Rang streitig machte, und bald war das gesammte Land von dem dichten Netz einer zugleich katholisirenden und polonisirenden Propaganda überzogen.

Die eigentlich durchschlagende Polonisirung und Katholisirung des Landes begann aber doch später. Erst als Jadwiga, König Ludwigs Tochter, dem litthauischen Großfürsten Jagello die Hand gereicht und dadurch die Vereinigung Litthauens und Polens bewirkt hatte, erwachte der propagandistische Eifer des katholischen Klerus zu seiner vollen Stärke. Die Katholisirung der halb heidnischen, halb der orientalischen Kirche unterworfenen litthauischen Lande eröffnete der katholischen Mission ein unermeßliches Feld der Thätigkeit. Von Kiew und Byzanz, den Quellen ihres kirchlichen Lebens, durch Mongolen und andrängende Osmanen abgeschnitten, schien die griechische Kirche Litthauens, Weiß- und Rothrußlands dem Untergange geweiht zu sein und die römische Curie, die bereits im 13. Jahrhundert ein Auge auf die westrussischen Fürsten geworfen hatte, ließ es an Winken nicht fehlen, die von der fanatischen Geistlichkeit Polens nur allzu gut verstanden wurden. Dem religiösen Eifer gesellten sich, namentlich was Litthauen anlangt, politische Interessen zu: das Polen an Macht und Ausdehnung weit überlegene

litthauische Großfürstenthum mußte lechischem Einfluß unterworfen werden, wenn nicht das Gegentheil, eine Litthuanisirung Polens eintreten sollte. Ueberdies mußte die Lahmlegung Rußlands durch die Mongolen benutzt werden, um die vielfachen, durch kirchliche und verwandtschaftliche Bande geknüpften Beziehungen zwischen Wilna und Moskau oder Kiew für immer zu zerreißen, denn mehr wie einmal hatten russische Großfürsten die Hand nach den Niederungen an der Wilja und dem Niemen ausgestreckt. War doch ein großer Theil des jagellonischen Großfürstenthums, sowie Weiß- und Schwarzrußlands von slawischen Stämmen bewohnt, die meist die Fürsten von Kiew und Nowgorod als ihre Oberherren anerkannt hatten. Schaarenweise zogen jetzt polnische Edelleute und Priester nach Wilna und in die übrigen litthauischen Städte, um sich als Herren festzusetzen, katholische Kirchen und Klöster zu bauen, Befestigungen anzulegen und vor allem die Großen des Landes zu polonisiren. Jagello selbst war, Dank dem Einfluß seiner schönen Gemahlin, Katholik und damit Pole geworden, seinem Beispiel folgte die Mehrzahl derer, welche das Volk als seine Führer anerkannte; wiederholt hielten die polnischen Könige zu Wilna Hof und immer waren sie von einem glänzenden Gefolge von Magnaten und Bischöfen umgeben. Dem Glanz und der Macht des polnischen Einflusses und der Cultur, deren Trägerin die römische Kirche war, konnten sich die rohen, halbbarbarischen litthauischen Großen nicht entziehen und wenige Jahrhunderte reichten dazu hin, dem Adel des Landes und dessen Gefolgschaft den polnisch-katholischen Stempel für immer aufzuprägen. Man muß in einem von verschiedenen Stämmen bewohnten Lande gelebt haben, um den energischen Einfluß, welchen ein auf höherer Culturstufe befindliches Volk gegenüber seiner tiefer stehenden Umgebung ausübt, kennen und verstehen zu lernen! Wo alle Bewohner einer Race angehören und dieselbe Sprache reden, kann man sich keine Vorstellung davon machen, wie unwiderstehlich die Anziehungskraft eines gebildeten Idioms, einer schöpferischen Literatur, reiferer und mannigfaltigerer Bildungsformen wirkt, — wie mächtig der Reiz ist, der den außerhalb Stehenden dazu treibt, sich dem Kreise der maßgebenden Cultur und ihrer Vertreter zu nähern, sich ihm anzuschließen. Die Herrschaft eines Volks, das einem andern die Cultur bringt, ist keineswegs durch die politische Uebermacht bedingt; auch das Jahrhundert der russischen Herrschaft in Litthauen hat an dem Umstande nichts zu ändern vermocht, daß der katholische Pole in diesem Lande als geborener Herr, als Vertreter eines höheren Culturelements angesehen und — willig oder unwillig — respectirt wird. — Der Adel und die Städte Litthauens waren schon hundert Jahre nach der Heirath Jagello's

und Jadwiga's, wenige Ausnahmen abgerechnet, polonisirt, die griechische Kirche war aus ihrer Machtstellung verdrängt, unaufhörlich befehdet, an jedem inneren Aufschwung verhindert; da man die griechischen Kirchenschulen und Seminare niederhielt und ihre Ausbreitung möglichst erschwerte, war der Klerus ungebildet und den überlegenen Waffen seiner katholischen Rivalen gegenüber wehrlos, nur das Landvolk hielt, besonders in Weißrußland, an der Religion seiner Väter fest, die mehr und mehr zu einer Bauernreligion wurde und schon der Armuth und Unwissenheit ihrer geistlichen und weltlichen Vertreter wegen verachtet war.

Obgleich in den Ländern Daniels von Halicz die byzantinische Cultur ungleich reichere Blüthen getrieben hatte, als in Litthauen und Weißrußland (in Rothrußland soll bei den höheren Ständen die Kenntniß der griechischen Sprache zu Zeiten ziemlich verbreitet gewesen sein), vermochte sie der Civilisation des Abendlandes keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Mehr und mehr von den Quellen ihres Kirchenthums und ihrer Bildung durch Mongolen und Türken abgeschnitten, erlagen die Lehrer des rechtgläubigen Russenthums dem unwiderstehlichen Andrang der mit der ganzen Bildung ihrer Zeit ausgerüsteten katholischen Kirche; zugleich von politischen und confessionellen Gegnern befehdet, waren sie aus allen einflußreichen Stellungen verdrängt und in die bescheidene Lage bloßer Dorf- und Bauernpriester herabgedrückt. In Klerus und Adel schloß sich Alles, was von Ehrgeiz und Bildungsdurst beseelt war, der polnisch-katholischen Strömung an — kaum zweihundert Jahre nach der Krönung Daniels von Halicz waren Städte und Edelhöfe des Landes Rusz vollständig polonisirt, weitaus die meisten Vertreter höherer Bildung zur römischen Kirche übergetreten; der Bauer, der bei dem Bekenntniß der Väter ausharrte, sank zum Sclaven herab, sein geistlicher Berather war in den Augen der Herren und ihrer aristokratischen Beichtiger ein Paria. Die kirchliche Union von 1596 ordnete die griechische Kirche vollends katholischen Einflüssen unter und der Eifer der Jesuiten wußte dafür zu sorgen, daß es mit den den Unirten gemachten liturgischen und rituellen Concessionen nicht allzu genau genommen wurde, die übriggebliebenen Unterscheidungen nach Möglichkeit verwischt wurden. Bei dem Uebergange des alten Rothrußland unter das östreichische Scepter war dieses Land so vollständig polonisirt, daß die neuen Machthaber von dem Unterschied zwischen Polen und Ruthenen kaum eine Vorstellung hatten. Rothrußland und die angrenzenden Theile von Kleinpolen wurden, was zu polnischer Zeit niemals geschehen war, zu einer Provinz verbunden und nach denselben Principien verwaltet. Erst Joseph II. sah in dem Unterschiede zwischen

Nationalität und Confession der Herren und der Bauern ein geeignetes Mittel, die polnische Tradition des Landes zu entwurzeln und deutsch-östreichischen Einflüssen den Boden zu bereiten. Nicht nur, daß er die bäuerlichen Lasten verminderte, für Volksschulen sorgte, durch Anlegung deutscher Bauerncolonien Landwirthschaft und Landescultur zu heben versuchte — er legte zu Lemberg ein unirtes Priesterseminar an, das später mit der Universität verbunden wurde, er beförderte den Gebrauch der bis dazu auf Bauerhütten und ärmliche Pfarrhäuser beschränkten ruthenischen Sprache und verlieh derselben bürgerliche Rechte. — Aber unter den unfähigen und überdies mit äußeren Händeln überbeschäftigten Nachfolgern dieses geistreichen Fürsten gerieth das von ihm begonnene Werk bald wieder in Stocken. Wohl geschah es, daß die Wiener Regierung sich gelegentlich polnischen Ansprüchen gegenüber auf die nicht-polnische Nationalität der Bauern in den östlichen Kreisen berief und diese gegen die Willkür der Herren in Schutz nahm — im Wesentlichen blieb Alles beim Alten. Die aufrecht erhaltene politische Einheit der zwiespältigen Provinz und die derselben im Jahre 1817 verliehene Provinzialverfassung sorgten dafür, daß der polnische Einfluß sich befestigte und allmälig alle ruthenischen Velleitäten beseitigte.

Auf dem Landtage war neben der Geistlichkeit und der Stadt Lemberg eigentlich nur der Adel vertreten; die Mitglieder des Landtags-ausschusses mußten der polnischen, deutschen und der lateinischen Sprache mächtig sein, von der russischen war ebenso wenig die Rede, wie von bäuerlichen Deputirten. Das gleichzeitig mit der Verfassung erlassene Gesetz über das Unterrichtswesen schloß die russische Sprache von den höheren Lehranstalten, in welche sie sich einzubürgern begonnen hatte, fast ganz aus — nur für das griechisch-geistliche Seminar in Lemberg blieb sie obligatorisch. Alle Bemühungen des lemberger griechischen Metropoliten Lewizky, der mindestens die Concessionen Josephs II. gewahrt wissen wollte, scheiterten an der Abneigung der galizischen Landesregierung, welche in ihrem an das Ministerium gerichteten Gutachten von 1816 direct aussprach, die Rücksicht auf Rußland und dessen ehrgeizige Pläne verbiete die Förderung russisch-nationaler Bestrebungen, möchten dieselben auch nur literarischer Natur sein, im Interesse des östreichischen Staats und seiner Integrität ein für alle Mal.

Auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, vermochten die galizischen Russen dem seit den Franzosenkriegen wiedererwachten polnischen National-eifer keinen Damm entgegenzusetzen; grade wie zu den Zeiten der königlichen Republik zog das polnische Element alle strebsamen und intelligenten Kräfte an sich, war der russische Bauer auf die wenigen kirch-

lichen Bücher angewiesen, welche sein Priester ihm in die Hand gab, war der griechische Geistliche von den katholischen Bischöfen des Landes und dem römischen Consistorium abhängig, das zugleich die Oberschulbehörde war und den Volksunterricht in polnisch-katholischem Geiste leitete. Zwar traten einzelne russische Schriftsteller wie Staszjewicz, Kuziemski u. a. auf, um die Kenntniß der großrussischen Literatur zu verbreiten, Volkslieder und Chroniken zu sammeln und im russischen Sinn auf die Volksschulen einzuwirken, ihre Bestrebungen waren aber zu vereinzelt, um nachhaltig auf die todten Massen zu wirken, deren niederer Bildungsgrad jede allgemeinere Betheiligung an idealen Interessen ausschloß. Der Einfluß der herrschenden Classe und die geistige Ueberlegenheit derselben waren trotz des Verlustes der politischen Unabhängigkeit, auf welche sie begründet gewesen waren, zu tief gewurzelt und zu bedeutend, um innerhalb der Grenzen des alten polnischen Staatsgebiets irgend ein nichtpolnisches Element aufkommen zu lassen.

Noch heute bedarf es einiger Aufmerksamkeit, um aus der polnischen Physiognomie des östlichen Galizien die Unterschiede herauszulesen, welche zwischen diesem Landestheil und dem kleinpolnischen Westen bestehen. Strohbedeckt sind diesseit und jenseit des San die Bauerhäuser, an denen die Eisenbahn den Reisenden vorbeiführt. Der Bewohner des Edelhofs, der zu ihm ins Coupé steigt, verräth auf den ersten Blick den Polen, mag er bei Krakau oder bei Przemysl sein Gefährte gegen den Waggon vertauscht haben; mögen seine Ahnherren unter Roman von Halicz für die Sache der Rechtgläubigkeit gefochten, oder schon im 11. Jahrhundert zur Heeresfolge des Piasten Boleslaw gehört haben, — er ist Pole und Katholik. Der schlanke Thurm, der zum Edelhof hinüber sieht, erhebt sich allenthalben über einer katholischen Kirche, und der Ksends, der den befreundeten Nachbar an die Station geleitet hat, ruft ihm einen lateinischen oder polnischen Abschiedsgruß zu. Auch der Kutscher, der das Gefährte des Pan heim geleitet, redet polnisch und es ist nicht unmöglich, daß er zu der Kirche seines Herrn gehört. Ebenso machen die östlichen Städte des Landes auf den ersten Blick genau denselben Eindruck, wie ihre westlichen Nachbarinnen. Sieht man schärfer zu, so wird freilich ein Unterschied bemerkbar, der immer deutlicher hervortritt, je mehr man sich von dem 40° östl. Länge entfernt: aus der Mitte der Dörfer, die rechts und links am Wege inmitten der weiten, von Hügeln durchzogenen Ebene liegen, welche im Westen durch die blauen Karpathenzüge begrenzt wird, sieht immer häufiger ein Gebäude hervor, das trotz seines Strohdaches auf eine exceptionelle Stellung schließen läßt. Der Thurm, der aus dem grauen

Stroh hervorragt, ist zuweilen nur einige Fuß hoch und aus rohem Holz gezimmert, aber ganz fehlt er nirgend und immer zeigt er die Zwiebelgestalt. Mitten im Dorf, fast immer eine Stunde von dem steingemauerten Herrenhause und dem ebenso stattlichen Sitz des Ksends entfernt, liegt die unirte Dorfkirche, ihr gegenüber das bescheidene Haus des bauernfreundlichen Popen, höchstens durch größere Thüren und Fenster und saubereren Anstrich von den Hütten der Dorfbewohner verschieden, immer für diese bereitwillig geöffnet. Der Pope sieht dem römischen Priester (Ksends) äußerlich zum Verwechseln ähnlich. Er trägt, wenn er nicht in Function ist, denselben langen schwarzen Rock wie sein aristokratischer Nachbar — höchstens daß dieser Rock von gröberem Tuch und altmodischerem Zuschnitt ist. Auch den Bart muß er nach Vorschrift der Unionsacte abschneiden, beim Meßopfer die Klingel ziehen lassen, die dem Rechtgläubigen ein Aergerniß und ein Greuel ist, die katholische Orgel in seinem Gottesdienste dulden und während der Abendmahlsfeier die Thüre des Allerheiligsten (die sogenannte Zarskije Dweri) schließen. Auf diese Aeußerlichkeiten beschränkt sich aber auch Alles, was der russische Pope mit dem katholischen Ksends, seinem Nachbarn und Rivalen, gemein hat. Sein Lebenszuschnitt und seine Bildung stehen auf allen Punkten zu dem katholischen Polonismus in Gegensatz. Während der katholische Priester sich als Aristokraten fühlt, seine Bildung lateinischer, französischer und polnischer Literatur dankt und seinen Stolz darein setzt, es dem Pan an politischem Eifer und weltlicher Bildung und Fertigkeit gleich zu thun, sieht der Pope in jedem mit lateinischen Lettern gedruckten Buche einen Fallstrick des Papstes, in jedem Edelmann seinen natürlichen Feind. Heimisch ist er nur unter den Bauern seines Dorfs und im Kreise seiner Amtsgenossen. Schon weil er verheirathet, gewöhnlich Vater einer zahlreichen Familie und auf eine Existenz beschränkt ist, die von der bäuerlichen wenig verschieden erscheint, steht er dem Volk ungleich näher als sein Nachbar, der Ksends. Unter allen Umständen hält es dieser mit dem Herrn und den herrschaftlichen Interessen. Seine Sprache und sein Bekenntniß sind wesentlich aristokratischer Natur und die Wiederaufrichtung der Republik, in welcher der erste Würdenträger ein Erzbischof war, verliert auch er niemals außer Augen. Der Pope dagegen fühlt sich unauflöslich mit dem Bauernvolk verbunden, dessen Leiden und Freuden seine Vorfahren redlich getheilt haben, dessen Feinde und Bedränger zugleich die Zwingherren seiner Kirche gewesen sind. Sprache, Lebenszuschnitt und Cultus hat er mit den Bauern gemein, vielleicht daß sein Großvater selber ein Chlop (Bauernknecht) gewesen ist, sicher, daß die Glieder seiner Gemeinde

ihn unterstützt haben, wenn er von Krankheit oder Unglücksfällen heimgesucht wurde. Dafür ist er auch in allen weltlichen Dingen der Beschützer und Berather seiner Beichtkinder; aus seiner Feder sind die Bittschriften geflossen, die den deutschen Beamten in Jaroslaw oder Lemberg zum Einschreiten gegen die Robotforderungen des Pan aufforderten, er hat an der Spitze der „treuen Ruthenen" gestanden, welche den k. k. Statthalter (Graf Stadion oder Feldmarschallieutenant von Baumgardt) der Treue des Landvolks versicherten, das auch in den Stürmen der Jahre 1846, 1848 und 1849 unerschütterlich zu seinem Kaiser gestanden.

Daß der galizische Bauer sich von Hause aus der östreichischen Regierung angeschlossen, erschien bei der Thorheit, die die polnische Aristokratie in ihrem Verhalten zum Landvolk zeigte, selbstverständlich. Diese Aristokratie war aber halsstarrig genug gewesen, all die Lehren, welche die Geschichte des 18. Jahrhunderts ihr ertheilt hatte, unbenutzt zu lassen und sich nach wie vor für die einzige berechtigte Bewohnerin des Landes anzusehen. Jeder Denkende mußte sich sagen, daß die Vollendung der Polonisation Rothrußlands einen erträglichen Zustand der ländlichen Bevölkerung, eine dieselbe befriedigende Lösung der durch das josephinische Robotpatent in Bewegung gebrachten, aber unvollendet gebliebenen Agrarfrage zur nothwendigen Voraussetzung haben müsse; statt diese zu fördern, war der polnische Adel auch während der ersten vierzig Jahre des 19. Jahrhunderts unablässig bemüht, die dem Bauernstande gemachten Concessionen abzuschwächen, womöglich rückgängig zu machen. Durch den steten Kampf um Aufrechterhaltung und Erhöhung des Robot verscherzte die Aristokratie die Achtung der Regierung und die Sympathien des Landvolks, des russischen sowohl wie des polnischen. In der westlichen Hälfte Galiziens, dem früheren Kleinpolen, waren die bäuerlichen Verhältnisse ebenso traurig, wie in der östlichen; der Schutz, den die östreichischen Beamten den bedrückten Bauern gewährten, stärkte den Einfluß der Regierung auf Unkosten des Adels, der schließlich auf einem völlig unterwühlten Boden stand und seine Bauern zu gefährlicheren Beobachtern und Wächtern des Regierungsinteresses gemacht hatte, als es die östreichischen Beamten des trägen, geistlosen Metternich'schen Regimes waren. Während die französisch-polnische Invasion von 1809 auch auf dem flachen Lande Bundesgenossen gefunden und alte Erinnerungen wachgerufen hatte, wurde der polnische Aufstand von 1830 von den galizischen Bauern mit entschiedener Abneigung begrüßt und jede Aeußerung der Sympathie in aristokratischen Kreisen drohend überwacht. Sechszehn Jahre später, gelegentlich des thörichten

Aufstandes von 1846, der zahlreiche Freunde unter dem Adel Galiziens zählte, und der dem Freistaat Krakau seine Unabhängigkeit kostete, brach die lang verhaltene Wuth der mißhandelten und verachteten russischen Bauern mit ungeahnter Energie los: jene Mordscenen von Tarnow, zu denen die rathlose östreichische Büreaukratie Galiziens ohne Ahnung von der Tragweite ihres Verfahrens die Veranlassung gegeben hatte und die zu den scheußlichsten Ereignissen des Zeitalters gehören, bekundeten ebenso den Haß des Bauernstandes gegen seine Unterdrücker, wie dessen Hingebung an die Sache einer Regierung, die — wenn auch im übrigen Europa übel accreditirt — in seinen Augen unvergleichlich besser und liberaler war, als jedes andere Regiment, das jemals in Halicz oder Südlodumerien gewaltet hatte.

So kam das Jahr 1848 ins Land. Unirter Erzbischof von Galizien war in dem Zeitabschnitt, der dieser Krisis vorherging, Johann Snegurski gewesen, ein kluger und für die Sache seiner Nationalität begeisterter Kirchenfürst, dessen Thätigkeit wesentlich dazu beigetragen hat, daß die Ruthenen im Jahre 1848 mit einer Art von Programm hervortreten konnten. Als er seine Eparchie antrat, war die ruthenische Sprache so vernachlässigt worden, daß selbst die Popen die kyrillischen Lettern nur mühsam entzifferten und nicht selten die ihnen geläufigeren polnisch-lateinischen Schriftzeichen brauchten. Snegurski's Anstrengungen waren vor Allem darauf gerichtet, diese zu einem Bauernjargon herabgekommene Sprache zu reinigen, zu heben und allmälig der polnischen ebenbürtig zu machen. Er gab das Zeichen dazu, den unirten Gottesdienst in der Form wiederherzustellen, welche bei der Union von 1596 vereinbart worden war. Auf seinen Wink verschwanden die katholisirenden Bräuche, welche sich allmälig eingeschlichen hatten; wie er selbst mit seiner Umgebung und seinen Popen, nicht in polnischer oder lateinischer, sondern in ruthenischer Sprache verkehrte, sorgte er auch dafür, daß diese Sprache in den Seminarien durch brauchbare Lehrer gelehrt und von den fremden Elementen, die sie entstellten, gereinigt wurde. Von der Zeit seiner geistlichen Herrschaft an, that sich bei der Geistlichkeit das Bestreben kund, die Unterschiede zwischen Lateinern und Unirten möglichst zu schärfen, das Ruthenenthum von polnischen Einflüssen zu befreien. Seine Witwencassen sorgten dafür, daß der Pope nicht mehr bei der Gnade des Herrn betteln mußte, um die Zukunft seiner Familie sicher zu stellen, die Kirchen, die er bauen ließ, wurden in national-russischem Styl aufgeführt und bald im ganzen Lande nachgeahmt. Um auch die einflußreichen niederen Kleriker (Diakonen) einer besseren Bildung theilhaft zu machen, begründete der unermüdliche Erz-

bischof eine besondere Unterrichtsanstalt für diese; die Kirchensänger wurden gewöhnt, statt der bis dazu üblich gewesenen lateinischen Hymnen, russische Gesänge (namentlich die Compositionen des Petersburger Hof-Chordirectors Bortnianski) zur Erbauung der Gläubigen ihres Volks vorzutragen, während die (gleichfalls von Snegurski begründete) Nikolaus-Brüderschaft für Ausschmückung der Kirchen in nationalem Geschmack sorgte.

Obgleich Jachimowitsch, der Nachfolger des vielbeweinten Erzhirten von Przemysl durchaus andere Wege ging und mehr der polnisch-katholischen Partei zuneigte, ließ der von Snegurski angefachte nationale Funken sich nicht mehr ersticken. Begünstigt von der damals ruthenenfreundlichen Regierungspolitik fuhr die unirte Geistlichkeit des Landes in den Bestrebungen zur Emancipation ihres Volkes unermüdlich fort. Zahlreiche Schüler der geistlichen Lehranstalten *) traten nach Beendigung ihres Cursus in die Beamten- und Lehrerlaufbahn, andere wurden Journalisten, um der Sache ihrer Nationalität auch außerhalb des kirchlichen Gebiets dienen zu können. Die ruthenische Agitation machte dann, wenn auch in kleinerem Maßstabe, genau dieselben Phasen durch, wie die nationale Bewegung bei den Czechen, Slowenen, Serben u. a. Man begann mit der Sammlung und Herausgabe vergessener Volkslieder, ging dann zu einem tendenziösen Studium der Geschichte und Archäologie über und endete mit lautem Trommelschlag in der politischen Presse. Den Anfang dieser Bewegung bezeichnete Jakob Golowazki's **) „Galizische und ungarisch-russische Liedersammlung", welcher andere ähnliche Unternehmungen (namentlich die Russalka Dnjestrowskaja), endlich „die Vorlesungen in der Gesellschaft für Geschichte und Alterthum" folgten, um in dem heranwachsenden Geschlecht eine nachhaltige Begeisterung für Geschichte und Bürgerrecht des ostgalizischen Volksthums zu entzünden.

So war der Boden für die Ereignisse des Jahres 1848 leidlich

*) Schon weil die wichtigste dieser Anstalten, die geistliche Akademie von Lemberg, mit der dortigen Universität verbunden ist, namentlich aber wegen des größeren Spielraums, den die occidentale Bildung in Galizien hat, stehen die unirten Geistlichen auf einem höheren Bildungsstandpunkt als die orthodoxen Priester Rußlands. Selbst russische Schriftsteller haben diese zu Gunsten der Union redende Thatsache anerkannt.

**) Golowazki hat, nachdem er zwanzig Jahre lang an der Spitze der ruthenischen Agitation gestanden und vielfache Anfechtungen von Seiten der Polen erfahren, vor einigen Jahren sein Lehramt an der Lemberger Universität niedergelegt, um als Staatsrath und Director des Wilnaer archäologischen Museums mit ansehnlichem Gehalt nach Rußland überzusiedeln. Als erbitterter Polenfeind spielt Golowazki in der russischen Büreaukratie Litthauens seitdem eine ansehnliche Rolle.

vorbereitet und unter dem Drang der damaligen Umstände bedurfte es eines nur gelinden Druckes, um die östreichische Regierung zur förmlichen Anerkennung der ruthenischen Nationalität zu bewegen. Graf Franz Stadion, der den rathlosen Erzherzog Ferdinand 1847 im Amte eines k. k. Statthalters ersetzte, war von Hause Anwalt russischer Regungen gewesen: mit staatsmännischem Scharfblick übersah er den Gewinn, welcher sich für das östreichische Interesse aus den polenfeindlichen Tendenzen des Landvolks ziehen ließ, wenn dasselbe nur vor jeder Berührung mit den Stammverwandten jenseit der russischen Grenze bewahrt blieb. So „erfand" er den Volksstamm der „Ruthenen", der in Wahrheit niemals existirt hatte. In Deutschland wurde der Name zuerst während des Jahres 1848 genannt, wo die Ruthenen zu den treuesten Verfechtern der Sache des Hauses Lothringen-Habsburg innerhalb wie außerhalb des Parlaments gehörten. Die Sprache, welche einer ihrer Vertreter, der Bauer Kapuszak, bei Gelegenheit des berühmten Kudlich'schen Antrags auf sofortige Abschaffung aller ländlichen Frohnen und Lasten führte, wird manchem der Zeitungsleser jenes denkwürdigen Jahres noch erinnerlich sein. Den Geistlichen und Bauern, welche das galizische „Volk" nach Wien und Kremsier entsendet hatte, war von ihren Wählern nur ein Mandat mitgegeben worden: Abschaffung des Robot und möglichste Unabhängigkeit von den Herren. Nachdem diese Ziele erreicht waren, traten die galizisch-russischen Deputirten, welche in der Robotfrage mit der äußersten Linken gestimmt hatten, direct und bedingungslos in das Lager der Reaction über, um mit ihrem Kaiser, dem Manne, dessen Rechte die verhaßten „Herren" verkürzen wollten, durch Dick und Dünn zu gehen. Der tolle Prager Slawencongreß (Mai 1848) führte neben anderen Farcen auch die einer feierlichen Aussöhnung der Polen und der galizischen Russen auf, die einander gegenseitig politische und kirchliche Parität garantirten und sodann einen Bruderbund schlossen. Nichtsdestoweniger war der Antagonismus zwischen diesen beiden Stämmen, von denen der eine für den zuverlässigsten, der andere für den unzuverlässigsten Anhänger Oestreichs galt, während der gesammten Revolutionszeit ein offener und entschiedener: die Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz (Nov. 1848) wurde von dem einen Volk gefeiert, von dem andern beklagt; während der galizische Adel die Sache des ungarischen Aufstandes insgeheim nach Kräften unterstützte, boten die Vorsteher der an den Karpathen liegenden russischen Dorfgemeinden ihre Jugend zum kaiserlichen Landsturm auf.

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß die Unterstützung „ruthenischer" Bestrebungen in Galizien während der gesammten Bach-

Schwarzenberg'schen Reactionsperiode für ein Axiom der östreichischen Staatskunst galt. Das den ruthenischen Führern geschenkte Lemberger Volkshaus (Narodny-dom) besiegelte den Bund zwischen der russisch-galizischen und der k. k. Sache; dieses Haus, in dem verschiedene Schulen, ein Museum und ein Club untergebracht wurden, ist noch heute der Sitz der ruthenischen Propaganda. Wenn die Regierung auch wenig Positives zu Gunsten des russischen Volks und Schriftthums that, so trat sie wenigstens nicht hindernd auf und das war seit dem Jahre 1848 auch in Galizien genug. Was die russischen Volksführer in diesem Jahre gelernt hatten, vergaßen sie nicht wieder und die ihnen damals gemachten Concessionen genügten, um dauernd eine freiere und selbständigere Bewegung der Geister zu ermöglichen: unter Stadions Auspicien war zu Lemberg eine Radowuska (kirchliche Volksversammlung) abgehalten worden, verschiedene Gelehrtenversammlungen hatten unter Theilnahme fremder Celebritäten getagt, eine Literaturgesellschaft zur Verbreitung von Büchern in der Nationalsprache (die Halizko-rußkaja Matiza) war gegründet, kurz ein ziemlich vollständiger Apparat für die Organisation volksthümlicher, literarisch-politischer Propaganda ins Leben gerufen. Dazu kam, daß die Regierung die Einführung des russischen Idioms in den Gymnasien und die Begründung eines russischen Lehrstuhls bei der Lemberger Universität zugestanden hatte und daß die Regierungsverordnungen in einer eigenen russischen Regierungszeitung veröffentlicht wurden. Es begann eine Zeit regeren literarischen Strebens. Von der achtundvierziger Märzsonne ausgebrütet gab eine Anzahl junger Talente ihrem nationalen Eifer in Versen und in Prosa Ausdruck, und zahlreiche Journale wurden gegründet, welche zwar alle bald wieder untergingen, aber durch neue ersetzt wurden, die allmälig auch bei dem sonst indifferenten Landvolk Einfluß zu üben begannen.

Consequentes Festhalten an einem einmal aufgestellten Princip ist bekanntlich niemals die Sache der östreichischen Regierung gewesen. Nachdem die Russen fast ein Jahrzehnt lang auf Unkosten der Polen begünstigt worden waren, trat zufolge des orientalischen Krieges und der zunehmenden Entfremdung zwischen den Cabineten von Wien und Petersburg ein Umschlag ein, welcher der in Fluß gekommenen Bewegung der russischen Geister ein Halt zuzurufen versuchte. Graf Agenor Goluchowski, einer der Führer des hohen polnischen Adels nach dem italienischen Kriege im Jahre 1859, trat an die Spitze der Verwaltung, der er sofort einen nationalen Stempel aufdrückte. Die Antwort auf diesen Systemwechsel zu Gunsten des Polenthums, war die Aufkündigung der ruthenischen Treue gegen das Haus Habsburg. Dann suchte

das Ministerium Schmerling die halb verscherzten ruthenischen Sympathien für die östreichische Sache neu zu beleben, bis die Grafen Belcredi und später Beust wieder in das polnische Fahrwasser steuerten und sich als directe Gegner der russisch-galizischen Sache gerirten. Minder bekannt als die Geschichte dieser für alle Theile gleich gefährlichen Schwankungen und des Einflusses der russisch-polnischen Ereignisse von 1863 ist der innere Entwickelungsgang, den die ruthenische Agitation während der letzten fünfzehn Jahre genommen hat, und auf diese müssen wir darum zurückkommen.

Die von den ruthenischen und kleinrussischen Bewohnern Ostgaliziens gesprochene Sprache ist von der großrussischen nur dialektisch und wesentlich zufolge stärkerer polnischer und westeuropäischer Einflüsse auf die Sprech- und Schreibweise, verschieden. Die ersten Versuche zur Wiedererweckung, Reinigung und Ausbildung dieses Idioms trugen einen durchaus provinziellen, specifisch kleinrussischen Charakter. Die früheren Schriften Golowazki's und seiner Freunde und die Artikel des damals begründeten Journals „Meta" lehnten sich genau an die in Przemysl, Lemberg und Stanislawo übliche Sprechweise an, hatten nur höchst indirect eine politische Tendenz und waren weit davon entfernt, für das damals wenig bekannte, unter dem Druck des strengsten Absolutismus und erbarmungsloser Leibeigenschaft stehende Rußland Propaganda zu machen. Aber schon Gründe der Orthographie und Grammatik bedingten, daß man bei der blos dialektischen Ausbildung des galizisch-russischen Idioms nicht stehen bleiben konnte. Die phonetische Schreibart, in welcher man der verkommenen Sprache Ausdruck zu verschaffen suchte, war zu schwankend, um nicht bald für ein Hinderniß ihrer literarischen Entwickelung zu gelten, die kirchenslawonischen Lettern, mit denen man druckte, stachen durch ihre alterthümliche und schwerfällige Gestalt zu scharf von andern Drucken ab, um den Ansprüchen der Gebildeten zu genügen. Nachdem man längere Zeit mit grammatischen und orthographischen Systemen experimentirt und mit denselben Zeit verloren hatte, begann eine Anzahl nationaler Schriftsteller durch Adoption in der groß-russischen Literatursprache üblicher Formen aus dem dialektisch-provinziellen Rahmen herauszutreten. Gleich anfangs wurde diese Neuerung als Schwenkung aus dem specifisch-ruthenischen in das russische Lager denuncirt und selbst von vielen Ruthenen ungern gesehen. Indessen blieb das zunächst ohne Folgen. Das Urtheil änderte sich indessen bald, da um dieselbe Zeit Rußlands Reformaera begann und gleichzeitig in Wien Miene gemacht wurde, mit den Ruthenen zu brechen und wiederum die Polen zu bevorzugen. Jetzt trat im ruthenischen Lager

ein Riß ein, der lang vorbereitet war und auf die Lage des gesammten Landes entscheidenden Einfluß gewinnen sollte. In der Natur der Sache war begründet, daß die entschiedeneren Elemente innerhalb der ruthenischen Agitationspartei literarisch wie politisch bei dem groß-russischen Panslawismus ankommen mußten. Die Unauskömmlichkeit ihres Dialekts, der nur durch den Uebergang zum Großrussischen eine gebildete Sprache werden konnte, war die Brücke gewesen, welche vom Ruthenenthum zum Panslawismus führte: auf dieser Brücke fanden bald auch politische Tendenzen einen Uebergang in das Lager jenseit der russischen Grenze.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, diese Reise zu befördern; Rußlands agrarische Reformen erfüllten die Herzen der galizischen Bauern mit Sympathien für den weißen Zaren, Rußlands Vernichtungskampf gegen Polen und Katholiken verwirklichte die geheimen Wünsche der geistlichen und literarischen Volksführer, während Oestreichs ziemlich unvermittelte Schwenkung zur polnischen Aristokratie alle Herzen mit Mißtrauen und Erbitterung erfüllte. — Zu diesen äußeren Verhältnissen, welche in der allgemeinen Lage begründet waren, kamen noch empfindliche Mißgriffe, die innerhalb des Landes begangen wurden, — Graf Goluchowski, der der agitatorischen Thätigkeit der Swätojurzen (so hießen die großrussisch Gesinnten) schon lange besorgt zugesehen hatte, kam auf den unglücklichen Gedanken, sich von Staatswegen in die Händel zu mischen, welche über die Schreibweise und Ausbildung der Sprache zwischen den verschiedenen ruthenischen Coterien seit lange geführt wurden. Er versuchte die völlige Abschaffung der kyrillischen Schriftzeichen und die Einführung lateinischer Buchstaben decretiren zu lassen und beschwor dadurch einen allgemeinen Sturm nationaler Entrüstung herauf. Die specifisch galizische oder ruthenische Partei (die sog. Ukrainophilen), welche es immer noch mit den Polen hielt und die Großrussen bekämpfte, verlor allen Boden im Volk, und als einzelne Anhänger derselben sich im Jahre 1863 gar einfallen ließen, eine antimoskowitische Legion „kleinrussischer Kosacken" zu bilden und an der Seite polnischer Banden gegen die russischen Truppen zu ziehen, war es um die specifisch-ruthenische Partei in der öffentlichen Meinung geschehen und gingen die enragirten Großrussen als glückliche Sieger aus dem Kampfe der Coterie, die bisher geschwankt hatte, hervor. Ihr im Jahre 1860 gegründetes Organ, das „Slowo", steckte offen die russische Reichsfahne auf und warb derselben täglich neue Anhänger, während die Leser der ukrainophilen „Prawda" zu einem bedeutungslosen Häuflein einflußreicher Doctrinäre zusammenschrumpften.

Daß um dieselbe Zeit die deutschen Beamten, an welche das

Landvolk gewöhnt gewesen war und die es als Schiedsrichter zwischen sich und den Herren angesehen hatte, schaarenweise das Land verließen, um den in die Büreaukratie geschobenen polnischen Junkern Platz zu machen, schlug dem Faß vollends den Boden aus. Als dann auch die deutsche Gerichtssprache aus den Behörden verschwand und die deutschen Inschriften an den öffentlichen Gebäuden in polnische verwandelt wurden, gab es für den ruthenischen Bauer kein sichtbares Zeichen der k. k. Staatsgewalt mehr, wurde er daran gewöhnt sein Auge nach Osten zu richten, von woher allein noch Heil kommen konnte. Daß sich die Sache der polnischen Herren mit der seines Kaisers identificirt haben könne, schien ihm Anfangs unglaublich; als ihm die tägliche Erfahrung diese Thatsache bestätigte, schwankte er keinen Augenblick, das Band zu zerschneiden, das ihn mit der Sache des schwarzgelben Banners und des k. k. „Unterthansvaterlandes" verbunden hatte.

Die Geschichte dieses Entwicklungsganges war während der kalten Morgenstunden, die mich von Przemysl nach Lemberg führten, an meinem geistigen Auge vorübergezogen. Noch lehnte ich am Fenster des Waggons, um die immer zahlreicher werdenden ruthenischen Dörfer und Kirchthürme näher ins Auge zu fassen, als der Schaffner „Lwów" rief und der Zug auf dem Lemberger Bahnhofe hielt. Sichtbar war von der Stadt, die eine halbe Stunde von der Eisenbahn entfernt liegt, noch nichts: nur der Swätoi-Juri (poln. Swenti-Jur), die auf einer dominirenden Anhöhe liegende russische Kathedral-Kirche, der Mittelpunkt der groß-russischen Agitation, erhob ihre stolzen, schimmernden Kuppeln, die von der Morgensonne beschienen weithin durch die schneebedeckte Landschaft glänzten.

---

4. Lemberg.

Lemberg gehört zu den schönstgelegenen Städten der an landschaftlichen Schönheiten überreichen östreichischen Monarchie. Rings von Höhen umgeben, liegt die Stadt Lews von Halicz in einem engen Kessel, den der Bach Peltew durchströmt und der an und für sich keine besonderen Reize aufzuweisen scheint. Man hat aber nur nöthig, die Höhe des Swenti-Jur zu ersteigen, zur Citadelle hinaufzuklimmen oder die schattigen Baumgänge zu durchwandern, die auf den höchsten Punkt der Umgegend, den Sandberg (oder Franz-Josephs-Berg) führen und dort der Gunst eines einzigen Sonnenstrahls gewürdigt zu werden, um eine prachtvolle Aussicht zu genießen. Die Berge, welche die mächtig aus-

gebreitete Stadt rings umschließen, sind von Klöstern, Kirchen, kastellartigen Eisenbahn- und Militärbauten gekrönt, die Abhänge, die ins Thal führen, mit Gärten oder Rasenteppichen bekleidet und die Stadt selbst macht durch ihre zahlreichen Thürme und Kuppeln, die zum Theil aus Baumgängen und grünenden Gärten hervorsehen, einen statiösen Eindruck. Die Schönheit der Linie, welche durch die Höhen des Kessels von Lemberg beschrieben wird, gibt dem Beschauer eine Vorstellung davon, was er zu erwarten hat, wenn erst die Bergwelt der Karpathen ihre wilden Zauber vor ihm aufthut: und diese Welt liegt ihm näher, als er glaubt. Hat er den Gipfel des Berges bestiegen, auf welchem einst die alte Löwenburg stand, hat er sein Auge an der Betrachtung der galizischen Hauptstadt gesättigt, (die von hier aus gesehen, einen sehr viel größeren und schöneren Eindruck macht, als bei näherer Bekanntschaft) und wendet er sich dann nach Westen, so harrt seiner eine Ueberraschung, deren Zauber er sich sicher nicht entziehen wird. Die weite lachende Ebene, in welche eine Reihe von noch zur Stadt gehörigen Häusern hinausragt und durch welche das Dampfroß schnaubend seinen Weg nimmt, ist abgegrenzt durch eine malerische Bergkette, deren Conturen noch reinere Linien zeigen als die Gipfel der Lemberger Kesselwand und über diese Kette zieht eine zweite, kühnere, ihre Bogen, — endlich eine dritte, die sich in dem blauen Dämmer verliert, der über der reizenden abendlichen Landschaft liegt. Es sind die Karpathen, welche die fruchtbare Ebene Galiziens im Westen abschließen und in wenig mehr als einer Tagereise erreicht werden können, um dem Wanderer, der von den Ansprüchen occidentalen Comforts frei zu werden vermag, die Natur in reicher, ungebändigter Schönheit zu zeigen. In die köstliche Wildheit dieser Natur dringen zu dürfen, erscheint doppelt anziehend, wo die Cultur es zu gesunden Lebensgestaltungen nicht zu bringen vermocht hat, wo das Glück ihrer Herrschaft sich von der zweifelhaftesten Seite zeigt und der Gegensatz seit Jahrhunderten feindlicher Volksstämme die Qual civilisirten Daseins über das gewöhnliche Maß hinaus aufhäuft.

Und doch müssen wir zu den Häusern und Menschen hinabsteigen, die am Ufer des Peltew sitzen und die Mitspieler und nächsten Zuschauer des Nationalitätenkampfs in Galizien sind. — Gleich der Mehrzahl der im Mittelalter erbauten Städte besteht auch Lemberg aus einem kleinen, einst wallumgürtet gewesenen Stadtkern, um den sich ungleich ausgedehntere Vorstädte krystallisirt haben. Nur nach einer Seite hin sind Stadt und Vorstädte Lembergs durch den Baumgang geschieden, der zu den unfehlbaren Attributen eines befestigt gewesenen Orts gehört. In

die Zolkiewer und Krakauer Vorstädte geräth man, ehe man sich's versieht, und die großen schmutzigen Plätze (Salzmark, Krakauer-Platz, Holz-Platz), welche hier an die Stelle der Befestigungen getreten sind, erscheinen auf der städtischen Seite ebenso wenig anziehend oder würdig, wie auf der vorstädtischen. Auf der Westseite wird die Grenze des ehemaligen Weichbildes entweder durch Bergwände oder durch Straßen bezeichnet, denen man ihre besondere Bedeutung nicht abmerkt; nur eine einzige ziemlich kurze Strecke zeigt auch hier eine Allee, die aber von der der Ostseite durch eine zu große Masse von Gebäuden geschieden ist, um für ihre Fortsetzung gelten zu können.

Obgleich in den vier ausgedehnten Vorstädten (Krakauer, Zolkiewer, Haliczer und Brodyer Vorstadt, zu denen noch die sogenannte neue Welt kommt, die auf der Höhe des Swenti-Jur liegt) sehr viel mehr neue und stattliche Häuser liegen als in der Altstadt, erscheint diese doch als der wichtigste Theil Lembergs. Gepflastert sind die Straßen, die vom Marien- und Bernhardiner-Platz oder vom Holzmarkt zum „Ring" führen, freilich ebenso wenig wie die Jesuiter- oder die Lazarusgasse und die Zahl der in den Vorstädten belegenen Klöster und Kirchen ist beträchtlicher als die der altstädtischen. Aber in Lemberg ist es zugegangen wie in vielen anderen slawischen Städten. Wo hier der Rahmen altväterischer Bauart verlassen und die Gestaltung der neuen Gassen von dem Geschmack der vorstädtischen Bauliebhaber abhängig gemacht wird, laufen dieselben Gefahr — sit venia verbo — zu verwildern und den städtischen Charakter zu verlieren, oft ehe sie es noch zu einem solchen gebracht haben. Bald sind die Plätze, welche um die einzelnen Neubauten leer gelassen blieben, so ungethümlich groß, daß diese den Eindruck von zerstreuten Höfen machen — bald sind die Häuser in Größe, Bauart, Material u. s. w. so ungleich, daß sie nicht zusammenzugehören oder nicht zusammenwachsen zu können scheinen, — oder die Straßenlinie wird nicht inne gehalten: da in jedem Fall außerdem das Pflaster fehlt, tragen die vor den Thoren slawischer Städte belegenen Neubauten fast immer einen unstädtischen Charakter.

So ist es auch in Lemberg zugegangen. Trotz der einzelnen prächtigen Häuser, die man beim Durchwandern der Jesuiterstraße oder der Georgsgasse kennen lernt, wird man nicht leicht auf den Gedanken kommen, hier wirkliches Städteleben vor sich zu haben. Anders im Weichbilde der Stadt, wo die Häuser dicht bei einander stehen, in ihren Erdgeschossen Läden enthalten, durch Trottoirs verbunden sind und wenigstens hie und da eine ausgeprägte Physiognomie zeigen. Wenn man vom Haliczer Platz durch die ziemlich rasch ansteigende Haliczer

Straße auf den „Ring“ gelangt oder seinen Weg vom Marienplatz durch die „lange Gasse“ am „Hl.-Geist-Platz“, der Dom- und der Stanislauskirche vorüber zum Narodny-Dom oder zum Theater nimmt, so hat man einen vollständig städtischen, fast mittelalterlichen Eindruck. Von der vornehmen stylvollen Ruhe Krakau's ist hier freilich ebenso wenig die Rede, wie von dem gesättigten Gefühl, das sich aus der Betrachtung altdeutscher Städte schöpfen läßt. Die Häuser sehen meist höchst mesquin aus, weil sie kleine Fenster haben, fast ausnahmslos schlecht gehalten sind und jeder Art von Styl entbehren; alterthümlich erscheinen sie aber dennoch, schon weil jedes in den älteren Stadttheilen belegene Privathaus nur drei Fenster zur Straße hat. So wollte es eine Vorschrift der hier giltig gewesenen Bearbeitung des Magdeburgischen Stadtrechts und ob dieselbe gleich längst abrogirt ist, sind die Bürgerhäuser geblieben, wie sie waren und am „Ring“ bildet diese Bauart noch heute die Regel.

Hat man diesen städtischen Mittelpunkt erreicht, so fühlt man sich freilich über die Erwartungen enttäuscht, welche das ziemlich anständige Aussehen gewisser Theile der Haliczer und der langen Gasse vielleicht erregt hatte. In der Mitte eines ziemlich großen gepflasterten, aber natürlich höchst schmutzigen Platzes, auf den unschöne, zum Theil mit Läden ausgestattete dreistöckige Häuser hinabsehen, liegt ein gelb getünchtes schmuckloses Gebäude, das ebenso langweilig aussieht, wie der viereckige, philiströse Thurm, der aus seiner Mitte hervorragt. Es ist das von vier unschönen, seinen Ecken gegenüberliegenden Gypsfiguren umgebene Rathhaus, in dem die Väter der Stadt sich versammeln und verschiedene Gerichte ihre Sitzungen abhalten, das eine Bedeutung für die gebildeten Bewohner aber nur in den kurzen Wochen hat, wo es den Mittelpunkt der Wahlen bildet. Sich an dem Communalleben einer bloßen Provinzialstadt, eines Nests, in dem zahlreiche Deutsche, Juden und Ruthenen wohnen, zu betheiligen, fällt dem polnischen Politiker, der sich nicht gern mit Kleinigkeiten abgibt, selbstverständlich nicht ein; wahrscheinlich aus diesem Grunde haben die Straßen es weder zu Pflaster noch zu allgemein giltigen Namen gebracht. Die alten Straßennamen sind zum Theil außer Uebung gekommen, zum Theil absichtlich abgeschafft worden; in den neuen Stadttheilen hat man es zu dem Luxus solcher Bezeichnungen noch gar nicht gebracht. Schuld daran soll der lebhafte, wenn auch nicht gehörig erleuchtete Patriotismus der Lemberger Stadträthe sein, welche sich nicht darüber zu einigen vermögen, welchen der zahlreichen nationalen Helden die Ehre des Straßenpatronats zuerkannt werden soll.

Auch unter den übrigen öffentlichen Gebäuden des Orts ist keines, das auf besondere Beachtung Anspruch erheben dürfte. Hing vor dem Narodny-Dom nicht das Schild mit dem goldenen Löwen von Halicz, wäre das Skarbek-Theater nicht mit Arkaden, das Regierungsgebäude nicht mit dem zweiköpfigen Adler geschmückt — Niemand würde vermuthen, daß diese Häuser mehr als Privathäuser sind. Wo das Landtagshaus liegt, habe ich nicht erfahren können und alle Welt sagte mir, daß es nicht verlohne dasselbe aufzusuchen. Die unter Joseph II. gestiftete Universität, welche an dem Fuß einer Anhöhe liegt, ist gleichfalls in einem Bau der gewöhnlichsten Art untergebracht und wenn man die Säulen in Abzug bringt, welche sein Portal zieren, hat auch das Ossolineum (das Gebäude, in welchem die große vom Grafen Ossolinski gestiftete polnische Nationalbibliothek aufgestellt ist) keine architektonischen Reize aufzuweisen. — Nicht besser ist es um die Kirchen und Klöster Lembergs bestellt: die katholischen Kirchen (St. Maria Schnee, St. Johannes, St. Stanislaus, Dom, Dominicaner Kirche u. s. w.) sind sämmtlich im Styl der Jesuitenzeit aufgeführt und ausgeschmückt; von dem in der Dominicanerkirche aufgestellten Denkmal der Gräfin Dunin (einer Arbeit Thorwaldsens) abgesehen, enthält keine derselben ein Kunstwerk, das irgend von Interesse wäre. Dasselbe gilt von der griechischen und den griechisch-unirten Kirchen. — Zwei von den öffentlichen Plätzen sind mit Heiligen-Statuen geschmückt und an der Stelle wo die sog. untere Stadtgasse (der Baumgang, der die Stadt von der östlichen Vorstadt scheidet) auf den Salzmarkt mündet, steht das Standbild eines Hetmanns, den ich nicht mehr zu nennen weiß, von dem ich aber annehmen will, daß er um das Wohl seiner Landsleute größere Verdienste erworben hat, als sein Bild um die Schönheit der galizischen Hauptstadt. So haben sich die Reize der Stadt, welche von den Höhen des Swenti-Jur und des Sandbergs einen so imposanten Anblick gewährte, bei näherer Betrachtung auf ein mehr wie bescheidenes Maß reducirt.

Den echtpolnischen Eindruck, den Lemberg macht, hat es den meist national gekleideten Jünglingen, die rauchend seine Straßen durchwandern, zu danken und den polnischen Inschriften an den öffentlichen Gebäuden und den Läden. Namentlich die von Deutschen und Juden unterhaltenen Geschäfte excelliren in polnischem Patriotismus und machen es ihren Commis und Ladenjungen zur heiligen Pflicht im schnurbehangenen Rock hinter den Ladentischen zu stehen. An den Schaufenstern stehen fast nur polnische Bücher, der Bilderschmuck derselben besteht wesentlich aus Erinnerungen an den unglücklichen Aufstand von

1863 und photographischen Porträts der Parteiführer. Smolka's männlich schönes Antlitz scheint bei den Buch- und Bilderhändlern in besonderer Gunst zu stehen; gelegentlich begegnet man wohl auch den Bildnissen des Kaisers von Oestreich und der Kaiserin. — Wie erwähnt trägt die polnische Jugend der höheren Stände mit Vorliebe das nationale Kleid und die pelzverbrämte Confederatka; der Bürger, mag er Deutscher oder Ruthene sein, begnügt sich mit französisch zugeschnittenen Kleidern. Der Bauer (in der Umgegend Lembergs liegen zahlreiche polnische Dörfer) trägt einen groben schwarzen Rock mit einer Reihe langer spitzer Knöpfe und schmückt sein Haupt mit breitkrämpigem rundem Hut; sein federloser viereckiger Wagen wird von kleinen kräftigen Pferden trotz des endlosen Koths der Gassen rasch einher geführt und der schnurrbärtige Geselle, der zu seinem Lenker bestellt ist, sieht munter und behaglich drein.

Aber das herrschende Element auf der Straße ist weder der Pan, noch der Bauer, noch der deutsche Bürger — auch nicht der Soldat: auf allen Ecken und Plätzen stehen Männer mit kühngebogenen Nasen, glühenden Augen und langen dunkeln Bärten, die auf schwarze, glänzende nicht immer reinliche Gewänder herabhängen. Von den 73,767 Menschen, die der Ritter von Schmedes (Geographisch-statistische Uebersicht Galiziens und der Bukowina nach amtlichen Quellen. 2. Auflage. Lemberg 1869) als Bewohner Lembergs bezeichnet, sind mindestens 30 Procent Juden; da statistische Erhebungen der Neuzeit nicht vorliegen und diese Schätzung um ein halbes Jahrhundert zurückdatirt, ist dieses Zahlenverhältniß eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. — Der Kleinhandel und ein nicht unbeträchtlicher Theil des Gewerbes sind in den Händen dieser betriebsamen Race, die sich durch ihre Geschmeidigkeit und Gewandtheit der Vornehmthuerei und Indolenz des Polen längst unentbehrlich gemacht hat und deren Einfluß ebenso rasch zunimmt wie ihre numerische Stärke.

Noch vor zehn Jahren hielten die Juden es in Lemberg und in ganz Galizien mit dem deutschen Element, dessen Sprache sie angenommen hatten, und mit der deutschen Regierung, unter deren Schutz sie lebten. Seit den letzten Jahren hat sich das wesentlich geändert, und wenn die galizischen Juden auch gegenwärtig nicht völlig, ja häufig minder polonisirt sind, als die deutschen Bewohner des Landes, so hat das mehr in dem guten Willen und den Gewohnheiten dieser Leute seinen Grund, als in der Macht der Verhältnisse. Diese Macht ist seit den Jahren, in denen Graf Goluchowski als k. k. Statthalter über Galizien waltete, dem deutschen Element vollständig genommen und auf das

polnische übertragen worden. Der nationale Gouverneur hat es von dem Tage seiner Ernennung an, öffentlich und eingestandener Maßen für seine Aufgabe angesehen, Galiziens alt-polnischen Charakter in integrum zu restituiren und die Erinnerung an das halbe Jahrhundert deutsch-absolutistischer Beamtenherrschaft nach Kräften auszumerzen; des Grafen deutscher Nachfolger, der Statthalterei-Leiter von Possinger fand das Land so vollständig polnischem Einfluß unterworfen vor, daß er seine Stellung nur erhalten konnte, indem er sich bis an die Grenze des Möglichen unterordnete. Alle Zweige der Justiz und Verwaltung sind allmälig in polnische Hände übergegangen und die Deutsch-Oestreicher, welche in ihren Aemtern blieben, mußten diese Gunst mit völliger Hingabe an das neue System bezahlen. Zum Theil im Lande geboren oder in demselben acclimatisirt, nicht selten mit polnischen Frauen verheirathet oder polnisch erzogen, ist diesen Leuten das Opfer ihrer Nationalität nicht allzu schwer geworden; der Rest hatte nur die Wahl zwischen Verabschiedung oder Annahme eines Wartegeldes und da die Regierung aus ihrem Willen, sich in Galizien künftig ausschließlich auf das polnische Element zu stützen, kein Hehl machte, sind alle deutsch-östreichischen Beamten, die nicht in der Lage waren auszuwandern, gezwungen worden, mit dem Polenthum ihren Frieden zu machen und die schwarzgelbe Fahne einzuziehen. Sämmtliche Behörden des Landes (mit Ausnahme der Universität) verhandeln und correspondiren in polnischer Sprache, sämmtliche Formulare, Actendeckel, Aufschriften auf öffentlichen Gebäuden sind polnisch, und so groß ist die Eifersucht der in ihr altes Recht wieder eingesetzten Nationalität, daß selbst die deutschen Uebersetzungen der Inschriften auf den Briefkasten künftig aufhören sollen. — Natürlich hat das Beispiel der Beamtenwelt, — deren Verhalten allenthalben als Ausdruck des Regierungswillens angesehen wird — auf die übrigen deutschen, beziehungsweise nicht-polnischen Kreise eingewirkt und auch diese sind in voller Polonisirung begriffen.

Entscheidend auch für ihre Zukunft wird das Geschick der Lemberger Hochschule sein; von Joseph II. als deutsche Universität gestiftet, in der juristischen und philosophischen Facultät ausschließlich mit deutschen Ordinarprofessoren besetzt *), erscheint diese Anstalt in dem eigentlichsten Wesen ihrer Existenz bedroht, seit der neuerdings eingeführte polnische Gymnasialunterricht ihre Schüler um die Fähigkeit bringt, den deutschen

*) Eine medicinische Facultät besitzt diese Universität nicht, die theologische Facultät ist zur Ausbildung griechisch-unirter Geistlicher bestimmt und wird demgemäß von Lehrern ruthenischer Nationalität geleitet.

Vorträgen ihrer Lehrer zu folgen und seit die Anstellung polnischer Supplenten (neben den deutschen Ordinarien) der studirenden Jugend die Möglichkeit bietet, die eigentlichen Universitätslehrer zur Seite zu schieben. Der Lehrkörper der Lemberger Universität hat darum nur seine Pflicht gethan, indem er die Verlegung dieser Anstalt in eine der deutschen Provinzen des Reichs im December des Jahres 1869 beantragte. Es erscheint geradezu sinnlos, in einem Lande, dessen polnischer Charakter zweifellos und staatlich anerkannt ist, dessen Schulen und Behörden längst aufgehört haben, auch nur dem Namen nach deutsch zu sein — in einem solchen Lande eine deutsche Hochschule zu erhalten und gleichzeitig deren Lehrer durch die Anstellung polnischer Supplenten trocken zu legen. Die deutsche Universität Lemberg ist unmöglich geworden, — ihre Polonisirung erscheint unrathsam, da die Stiftung eine deutsche ist, das Institut aus Reichsmitteln erhalten wird und die drei Millionen starke polnische Bevölkerung in Krakau bereits eine eigene nationale Hochschule besitzt. Diesen Gründen gegenüber erscheinen alle Argumente der Polen für Erhaltung der Anstalt hinfällig und was die Ruthenen anlangt, so haben diese nie eine eigene Universität, sondern nur eine theologische Facultät besessen, die ihnen ja gelassen werden kann. Nichtsdestoweniger ist der Antrag des akademischen Senats von Lemberg in Wien abschläglich beschieden und damit die Nothwendigkeit, in Galizien zwei polnische Universitäten zu erhalten, wenigstens indirect anerkannt worden. Seit in den Gymnasien polnisch unterrichtet wird und die polnischen Supplenten installirt wurden, sind die Auditorien der deutschen Lehrer auf den Besuch vereinzelter jüdischer oder der noch vereinzelteren ruthenischen Zuhörer reducirt, welche zufällig nicht Theologie studiren.

Obgleich diese Verhältnisse der Natur der Sache nach auf flacher Hand liegen und in allen Kreisen der buntscheckigen Lemberger Gesellschaft rückhaltslos besprochen werden, wurde ich mit denselben erst sehr viel später bekannt, als mit den Zuständen des ruthenischen Elements in der galizischen Landeshauptstadt, wo dasselbe trotz seiner relativen numerischen Schwäche und trotz seiner Unsichtbarkeit eine erhebliche Rolle spielt. — Mein erster Gang war in das an der russischen Straße, unweit des Rings belegene staropygische Institut. Diese Anstalt zur Herstellung und Verbreitung ruthenischer Schriften und Journale beruht auf einer alten Stiftung und ist namentlich wegen ihrer Druckerei (in welcher das ruthenische Slowo, die Wochenschrift Utschitel, der polnisch-panslawistische Slawjanin u. s. w. gedruckt werden) von großer Wichtigkeit und eines der Centren der ruthenisch-russischen Agitation. Das junge Mädchen, welches ich

im Verkaufslocal antraf und das wunderlicher Weise sehr viel besser deutsch als russisch sprach, wies mich an das „Volkshaus" (Narodny dom), wo ich Leute finden würde, die mir die gewünschte Auskunft über das russische Casino u. s. w. ertheilen würden. Uebrigens werde heute Abend in demselben eine musikalisch-declamatorische Nationalsoirée abgehalten werden, zu der Fremde ohne Weiteres Zutritt erhielten.

Das Volkshaus (Narodny dom), wie wir wissen ein Geschenk, das die k. k. Regierung im Jahre 1848 ihren „getreuen Ruthenen" machte, ist ein großes ziemlich ansehnliches Gebäude, in welches der russische Club, so wie sämmtliche von demselben unterhaltenen Schulen, das nationale Museum u. s. w. untergebracht sind; die Kirche, welche an dasselbe gebaut werden soll, ist bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen, weil es, jahrelangen Sammlungen und Collecten zum Trotz, noch immer an den nöthigen Mitteln fehlt. Ueber der Hausthür prangt ein mächtiges Schild, das den aufrechtstehenden, gekrönten goldenen Löwen von Halicz im blauen Felde zeigt. — Die im Flur spielende Schuljugend, welche sich die Pause zwischen den Unterrichtsstunden mit fröhlichem Lärm abzukürzen sucht, hört der Frage des russisch redenden Fremden aufmerksam zu und führt ihn in das erste Stockwerk, wo eine Anzahl junger Männer mit Berathungen über die angekündigte „musikalisch-declamatorische Soirée sammt Tänzen" beschäftigt ist. Einer der Herren, dessen Sprache wegen ihres prononcirt großrussischen Accentes besonders verständlich ist, zeigt sich gern bereit, den ungebetenen Gast in den Club einzuführen und ihn an der Feier des bevorstehenden Festes Theil nehmen zu lassen. — Für mich, der von diesem Club seit Jahren gehört und seine Verherrlichung unzählige Male in russischen Zeitungen gelesen hatte, war schon der erste Gang durch die Localitäten desselben vom höchsten Interesse. Das Hauptgemach ist ein großer Saal, in dem die lebensgroßen Porträts eines nationalen Metropoliten und des Kaisers Franz Joseph hängen — das dritte in demselben befindliche Bild war verhängt und sollte Abends enthüllt werden. Dieser Saal wird indessen nur zu feierlichen Gelegenheiten, und wenn es Tanzgesellschaften oder Vorstellungen der die ostgalizischen Städte durchwandernden Schauspielergesellschaft gilt, benutzt, — sein officielles Aussehen läßt bei dem ruthenischen Patrioten, der im Club seinen idealen Bedürfnissen genug zu thun sucht, kein rechtes Behagen aufkommen. Dieser Saal ist für die Welt, das anstoßende kleinere Gemach, das wir jetzt betreten, für das Herz bestimmt. Auf dem Lesetisch, der die Mitte des Zimmers einnimmt, liegen Zeitungen und zwar Zeitungen, wie der eifrige Swentojurze sie braucht: neben der Neuen freien Presse und dem Fremdenblatt, die

das deutsche Element vertreten, prangen in Lebensgröße die „Moskausche Zeitung", der dreihundertmal im Jahre erscheinende politische Katechismus jedes echten Russen, die „Petersburger Börsenzeitung", ebenso löblich als entschiedene Panslawistin, wie als gesinnungstüchtige Protectinistin, der Golos — kurz, die Blüthe der nationalen russischen Presse. Die kostbaren russischen Monatsschriften zu halten, reichen die Mittel der Gesellschaft leider nicht aus, — wie der freundliche Cicerone berichtet. Aber zum Zeugniß dafür, daß die Sphäre russischen Einflusses und russischen Geistes keineswegs mit den Grenzen des Reiches zusammenfällt, über welches der rechtgläubige Zar gebietet, ist die außer-russische panslawistische Presse vollzählig vertreten: das Slowo, der Utschitel, die zu Unghvár (Ostungarn) erscheinende russische Wochenschrift Swièt und die übrigen russisch-galizischen Blätter sind selbstverständlich, ebenso das polnische Blatt „Slawjänin", dessen panslawistische Richtung ebenso bekannt ist, wie der Zusammenhang seines Herausgebers mit der russischen Regierung; aber auch die Wiener „Zukunft" und der „Osten", zwei deutsche Organe des slawischen Racenbewußtseins fehlen nicht, denn aus ihnen erfährt der Lemberger Leser mit besonderer Ausführlichkeit, daß in Serbien, Bulgarien u. s. w. slawische Brüder gleich ihm dulden, leiden — und hoffen. — Noch charakteristischer als dieser Zeitungstisch, den eine große Anzahl zumeist jugendlicher Leser umlagert, ist aber die Ausschmückung der Wände dieses Gemachs, in welchem sich der Kern der Lemberger Ruthenenpartei allabendlich zum Kartenspiel und zu traulichem Gespräch zusammenfindet. Mit der officiellen östreichischen Welt hat man sich durch das kaiserliche Porträt im Saal abgefunden — hier folgt man allein dem Zuge des Herzens. Wer die beiden auf ungeingerahmten Oelbildern abgebildeten mittelalterlichen Helden sein sollen, die schnurrbärtig auf die Enkel herabsehn, habe ich nicht erfahren können: ich zweifle nicht, daß es König Daniel und Lew von Halicz sind, die hier die russische Vergangenheit Ostgaliziens vertreten. Desto bekannter und unverkennbarer sind die Männer der Zukunft, die aus zwei anderen, goldumrahmten Bildern hervortreten: das eine zeigt den von den Porträts seiner sämmtlichen Minister umgebenen Kaiser Alexander II. von Rußland in Husarenuniform, das andere die Züge eines wohlrasirten, mild und freundlich dreinschauenden Mannes in bürgerlicher Kleidung. Seltsam contrastirt mit dem sanften Ausdruck des Gesichts der kalte Blick der kleinen klaren Augen: er kann nur ein moderner Fanatiker der Reflexion sein, der so aussieht. Und in der That, ein solcher ist es: Nikolaus Miljutin, russischer Geheimrath und Staatssecretär für Polen, der geistige Schöpfer des

Agrarsystems, mit dem die Kraft der Revolution in Litthauen und im Königreich Polen gebrochen, das Fundament des slawischen Zukunftsstaats gelegt werden soll. Daß das Bild dieses Mannes an dieser Stelle hängt und unverwandten Blicks zum russischen Kaiser hinübersieht, will mehr sagen, als das ausführlichste, offenherzigste Programm. In den Namen Miljutin ist Alles zusammengefaßt, was der ruthenische Galizier von der Zukunft erwartet: Vernichtung des Einflusses der polnischen Aristokratie durch eine neue Bodenvertheilung, Wiedervereinigung der unirten mit der griechisch-orthodoxen Kirche, Vereinigung aller russischen Länder unter dem Banner nationaler Demokratie. Ein Miljutin muß kommen, um das nach Jahrhunderten zählende polnische Joch mit Hilfe des agrarischen Socialismus zu brechen und die Ruthenen in das verloren gegangene Erbe ihrer Väter wieder einzusetzen: von einem Manne seines Schlages hofft der Priester die Demüthigung seines Nachbarn, des katholischen Ksends, der Bauer die Zutheilung der Wälder und Wiesen, welche ihm das Entlastungsgesetz von 1848 schuldig geblieben, der Gelehrte die Vernichtung der kleinrussischen Grammatiken, welche den Polen die Mittel liefern, groß- und kleinrussisches Volks- und Schriftthum für grundverschiedene Dinge zu erklären, die Nichts miteinander zu schaffen hätten. Alles was der getreue Swentojurze auf dem Herzen hat, ist in den Namen Miljutin zusammengefaßt, denn dieser Name bedeutet „Krieg den Palästen und Frieden den Hütten", — einen Krieg, den nicht turbulente Club- und Barrikadenhelden, sondern wohl geschulte Regierungsbeamte, Gensd'armen und Offiziere von der Linie führen sollen, — Männer, die die Murawjew'sche Schule durchgemacht und als verdiente Missionäre der rechtgläubigen und demokratischen Sache ihren Weg zurückgelegt haben.

„Molodèz" (ein tüchtiger Junge) unterbrach mein Führer die stumme Betrachtung des Bildes, vor dem wir stehen geblieben waren. Ich berichtete in Kürze, daß mir dasselbe Bild schon ein Mal und zwar im Palais Michael zu Petersburg gezeigt worden sei und empfahl mich, um für die Soirée, welche zwei Stunden später beginnen sollte, den entsprechenden Anzug anzulegen. Punkt sieben stand ich wieder vor dem Wappenlöwen von Halicz. Obgleich Flur und Treppe von Männern und Frauen wimmelten, welche die bevorstehende Festlichkeit versammelt hatte und obgleich der undurchdringliche Koth der dunkeln Gassen — Gasbeleuchtung ist in Lemberg nur dem Namen nach bekannt — die Benutzung von Fuhrwerk mehr wie wünschenswerth machte, war nirgend ein Wagen zu sehen. Die „russischen Leute", welche Mitgliedschaft und Publicum des Lemberger Casinos bilden, gehören ausnahmslos der

mittleren Schicht der Gesellschaft, der Büreaukratie, dem Lehrer- und Priesterstande, in einzelnen Exemplaren der Krämerschaft an und sind durchgehend mittellos; ihre nationalen Festlichkeiten und patriotischen Unternehmungen sind nur möglich geworden, weil die ruthenische Bevölkerung und namentlich die Geistlichkeit sich die Mittel zu denselben im eigentlichsten Sinne des Worts vom Munde absparte und Opfer brachte, deren Umfang auch dem Gegner Anerkennung abnöthigt. Ich glaube nicht, daß mehr wie zehn der etwa hundertundzwanzig festlich geschmückten Besucherinnen der „musikalisch-deklamatorischen Soirée mit Tänzen" seidene Kleider trugen und selbst von diesen war die Hälfte dunkelfarbig. Unter den Männern waren Frack und Lackstiefel nur als Ausnahmen vorhanden, — weitaus die Mehrzahl begnügte sich mit schlichtem Bratenrock oder langem geistlichem Habit. Dafür sah man ringsum fröhliche Gesichter, — Alte und Junge, selbst halbwüchsige Kinder drängten sich durcheinander und die Schuljugend des Narodny-Dom. bildete von der Tribüne aus einen lärmenden Chorus, welcher jeder der künstlerischen Produktionen des Abends ebenso begeisterten wie unkritischen Beifall spendete.

Unter den Gästen, welche in der ersten Reihe saßen und mit besonderer Achtung begrüßt wurden, befanden sich auch mehrere deutsche Beamtenfamilien, die Neugier oder Abneigung gegen das polnische Element in das ruthenische Hauptquartier geführt hatten. Sie gruppirten sich meist um den vornehmsten der Führer des Ruthenenthums, den bekannten Statthaltereirath und Vicemarschall des Landtags, Herrn Lawrowski, einen klugen Beamten, der sich noch immer Mühe gibt, zwischen der gemäßigteren Fraction seiner Landsleute und den Polen zu vermitteln. Wäre er mir in Petersburg begegnet, ich hätte den Pan mit den studirt vornehmen, nur allzu beweglichen Manieren für einen Departementschef und wirklichen Staatsrath, d. h. einen einflußreichen, aber nicht eigentlich „zur Gesellschaft" zählenden Beamten zweiten Ranges gehalten — so unverkennbar war der russisch-büreaukratische Typus in dem lebhaften klugen Gesicht mit militärisch zugeschnittenem Schnurrbart ausgeprägt. — Die meisten übrigen Gäste waren Geistliche mit ihren zahlreichen Familien, Lehrer, Subalternbeamte und Studirende der Theologie.

Wohl eine Stunde war vergangen, ehe der Saal sich vollständig gefüllt hatte. Die untere Hälfte desselben zeigte die durch einen rothen Vorhang geschlossene Bühne, auf welcher gesungen und declamirt werden sollte, — in der Ecke rechts stand ein verhülltes Bild und vor diesem ein Paar national aufgeputzter Knaben, die ihre phantastischen Mäntel

und roth besetzten Hemden mit einem Erstaunen betrachteten, welches der Echtheit dieses „volksthümlichen“ Costüms kein besonders ermuthigendes Zeugniß ausstellte. Einer der Vorsteher gab ein Zeichen und vor die Bühne trat ein älterer geistlicher Herr, der eine russische Rede über die Verdienste des patriotischen Metropoliten ablas, dessen Bildniß enthüllt werden sollte. Obgleich der Redner in dem landesüblichen Idiom sprach, genügte meine nicht eben erschöpfende Kenntniß des Großrussischen vollständig zum Verständniß des Vortrags. Etwa in der Mitte desselben hielt der Sprecher inne — die beiden „nationalen“ Knaben rollten die Hülle des Bildes auf, aus dessen Rahmen die Gestalt eines Kirchenfürsten in vollem Ornat finster herausblickte, um mit lautem Bravorufen und dem Gesang „Mnogie leta“ (viele Jahre) begrüßt zu werden. Dann folgten von der Bühne aus Gesänge und Declamationen, deren künstlerischer Werth durchschnittlich zu bescheiden war, um eine Kritik herauszufordern, die aber nichtsdestoweniger mit rauschendem Beifall begrüßt wurden. Den aus etwa 16 jungen Männern bestehenden Sängerchor leitete ein blondhäuptiger Jüngling, der mit beiden Händen eifrig dirigirte; eine junge, sehr anmuthige Dame declamirte mit graciöser Coquetterie ein Gedicht „Abschied von Haliez“, das da capo verlangt wurde, — ein etwas blöder, noch sehr knabenhaft aussehender Student trug ein patriotisches Gedicht vor, sprach aber so undeutlich, daß ich nur die Worte „polnische Säbel“ und „russische Heldenbrust“ verstehen konnte, ein „Stammesgenosse“ aus Krain gab Productionen auf der Zither zum Besten, die ihren deutschen Ursprung nicht einen Augenblick verleugneten, nichtsdestoweniger aber (wie die Tags darauf veröffentlichte Kritik des „Slowo“ bezeugte) für nationale Münze genommen wurden. Den Schluß bildete ein italienisches oder pseudo-italienisches Männerquartett, dessen handgreiflicher Humor die Zuhörer zu stürmischer Begeisterung fortriß. — Dann wurden — coram publico — die Bänke und Stühle hinausgetragen, zwei Diener herbeigerufen, die den Fußboden mit fröhlicher Unbefangenheit staubwirbelnd reinigten und die Gesellschaft in die Ecken drängten — die Musiker des in der galizischen Hauptstadt stationirten Reiterregiments auf die Bühne placirt, und die „Tänze“ begannen, welche den Gipfel des Festes bilden sollten. Zierlich genug nahm es sich aus, wie die Paare den Reigen der „Kolomeika“ *) schlangen, welche hier die Stelle ihrer nah verwandten Nachbarin, der Mazurka, einnimmt; auch die modernen Gesellschaftstänze wurden mit einem Geschick ausgeführt, wie es nur bei Slawen und Magyaren gefunden wird.

*) Nach der Stadt Kolomea in Ostgalizien so genannt.

Festlichkeiten ähnlicher Art werden in Lemberg und den übrigen ostgalizischen Städten, welche russische Casinos besitzen, während der Herbst- und Wintersaison beinahe monatlich abgehalten. So gering auch ihr eigentlicher Gehalt ist — es läßt sich nicht leugnen, daß sie der nationalen Propaganda erhebliche Dienste leisten und die indifferenten Glieder der russisch-galizischen Gesellschaft daran gewöhnen, sich als Glieder eines Leibes zu fühlen. Wenn die Ruthenen auch an politischem Geschick und schlagfertiger Energie hinter den Polen ebensoweit zurückstehen, wie bezüglich ihrer Bildung, so dürfen die Fortschritte, welche ihre Organisation in den letzten Jahren gemacht hat, doch nicht unterschätzt werden. Um den kleinen Kreis der Führer von Lemberg und Przemysl gruppirt sich der gesammte griechisch-unirte Clerus des Landes und hinter diesem steht ein drei Millionen Köpfe zählendes Volk, das jedem Wink, den dieser Clerus gibt, bedingungslos gehorcht. Statt die Welt mit erfundenen oder übertriebenen Gerüchten von der schrankenlosen Herrschaft des russischen Rubels in Ostgalizien zu unterhalten, sollte die polnische Presse es sich zur Aufgabe machen, die ruthenische Organisation im Einzelnen zu verfolgen und derselben die Mittel abzulauschen, mit denen sie die ländliche Bevölkerung beherrscht und im Zaum hält, ohne doch irgend etwas für die materielle Wohlfahrt derselben thun zu können.

Den Saal des Lemberger Ruthenencasinos habe ich später noch ein Mal zu sehen Gelegenheit gehabt, — in Veranlassung der Theatervorstellungen, welche von einer herumziehenden nationalen Schauspielergesellschaft hier zu unglaublich niedrigen Preisen gegeben wurden. Diese Gesellschaft ist die zweite, die sich die Aufgabe gestellt hat, eine nationale Schaubühne in Ostgalizien zu begründen: ihre Vorgängerin hat, trotz der Theilnahme und Opferfreudigkeit, welche die Bevölkerung zeigte, wegen ungenügender Einnahmen über die russische Grenze zurückkehren müssen. Vergeblich hatten die ärmsten Dorfpriester ihre Kreuzer und Gulden in den Karren des Thespis geworfen, vergeblich junge Studenten gratis Aushilferollen übernommen und dabei ihre gesammte Laufbahn aufs Spiel gesetzt, vergeblich die russischen Literaten Lembergs der Uebersetzung und Verarbeitung fremder Stücke ihre Kräfte geopfert, — die Sache hatte nicht Fuß fassen können. Die neue Gesellschaft, welche von den früher gemachten Erfahrungen Nutzen zog und sich auf die Wiedergabe kleiner Lustspiele und Vaudevilles beschränkte, hat etwas bessere Geschäfte gemacht und scheint sich zu behaupten. Ob ihr die 3000 Gulden zugewandt werden, welche der Landtag von 1869 der „national-ruthenischen Bühne in Lemberg" auf Lawrowski's Verwendung zugestanden, ist noch zweifelhaft, denn die Polen haben die Bewilligung

von allerlei Bedingungen abhängig gemacht, namentlich Garantien dafür verlangt, daß in landesüblicher, nicht in großrussischer Sprache gespielt werde. Daß die in Rede stehende Gesellschaft der Unterstützung bedürftig ist, kann ich aus persönlicher Erfahrung bezeugen; der Zehnguldenschein, den ich an der Casse gewechselt haben wollte, wurde mir von dem Cassirer mit der lächelnden Bemerkung zurückgegeben: „An dergleichen Papiere sind wir hier nicht gewöhnt." — Daß die Vorstellung kaum mittelmäßig war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Stücke, welche aufgeführt werden, müssen ad hoc angefertigt werden und tragen alle Spuren ungeschickter Mache an sich; die Uebersetzungen aus fremden Sprachen sind hölzern und geistlos, die „aus dem Volksleben" gegriffenen Original-Vaudevilles entbehren gewöhnlich aller dramatischen Effecte, nicht selten auch des nothdürftigsten Zusammenhangs. Darstellungstalent zeigten die Schauspieler fast Alle, dagegen fehlte es ihnen durchgängig an Schule und Geschmack.

Neben dem Staropygischen Institut und dem Narodny-Dom besitzen die russischen Bewohner Lembergs noch einen dritten Mittelpunkt, den Swenti-Jur (Swätoi-Juri), die Metropolitankirche, welche an den erzbischöflichen Palast stößt, der von der östlichen Höhe des Lemberger Kessels auf die Stadt herabsieht. Die Vorhöfe dieser festesten Burg der großrussischen Partei sind seit einem Jahrzehnte der Punkt, an welchem die nationale Propaganda des Clerus die Parole empfängt und ihre Berichte niederlegt. Der Gottesdienst, der hier gehalten wird, trägt die griechische Färbung, in welcher die Unirten des Landes das Heil suchen, am deutlichsten; die Orgel und die Klingel am Hochaltar (Dinge, die jedem Rechtgläubigen für ketzerische Greuel gelten) sind zwar auch hier zu finden, dafür aber werden die Thüren des Allerheiligsten (Zarskije dweri) auch bei der Abendmahlsfeier nicht geschlossen und jeder Sachkenner kann bezeugen, daß der Kirchengesang genau ebenso wie in Rußland vorgetragen, das „Gosspodi pomilui" (Kyrie eleison) genau ebenso intonirt wird wie in Petersburg oder Pskow. — Seit dem Herbst 1869 standen die Säle des erzbischöflichen Palasts übrigens leer und war die Zukunft des Swenti-Jur in Schwanken gekommen. Der letzte Erzbischof (ein Mann, der seinen geistlichen Kindern für einen „Halben" galt und darum wenig beliebt war) war seit Monaten todt und in Wien konnte man sich über seinen Nachfolger nicht einigen. Der von polnischer Seite vorgeschlagene Administrator von Przemysl, Litwinowicz, war von den Ruthenen aufs Nachdrücklichste perhorrescirt worden, — die von diesen unterstützten Candidaten haben an der in Wien immerhin einflußreichen polnischen Aristokratie eine gefährliche Gegnerin. Daß die bezügliche Entscheidung seit Monaten ausstand und inzwischen

der dem Capitel aufgedrungene Litwinowicz in Przemysl und auf dem Swenti-Jur das entscheidende Wort sprach, trug nicht wenig dazu bei, den Rest guten Einvernehmens zwischen der cisleithanischen Regierung und den Ruthenen zu consumiren.

Im Gegensatz zu der bescheidenen, noch mit elementaren Schwierigkeiten kämpfenden socialen Stellung des Lemberger Ruthenenthums, fühlen die Polen sich als die unbeschränkten Gebieter auch dieser Stadt. Die russische Bevölkerung freut sich ein Casino zu besitzen, die Polen haben deren drei; neben dem großrussischen Parteiorgan Slowo, und verschiedenen kleinen Wochenschriften, welche in demselben Fahrwasser schwimmen, gibt es nur noch ein ruthenisches Blatt, die von den Trümmern der specifisch kleinrussischen Fraction herausgegebene, kümmerliche Prawda, ein Lumpenblättchen, das schon wegen seiner unsichern Schreibart und Orthographie auf einen höchst beschränkten Leserkreis angewiesen ist. Die Polen Lembergs besitzen — entsprechend den Parteien, in welche sie sich spalten — drei große, täglich erscheinende Zeitungen *), außerdem den erwähnten im russisch-panslawistischen Geist redigirten Slawjänin und das gleichfalls in ihrer Sprache erscheinende Regierungsorgan. In dem Staropygischen Institut sucht man vergebens nach andern als Schul- und Andachtsbüchern oder Volkskalendern — das Ossolineum enthält außer seiner großen polnischen Bibliothek, Tausende interessanter Handschriften und die Anfänge einer historischen Gemälde-Gallerie. Indessen die russische Bühne froh ist, im Narodny Dom Unterkunft gefunden zu haben und während der Wintermonate zwischen Lemberg, Przemysl, Stanislawo ꝛc. alterniren zu können, um für zwei Wochenabende ein Publicum zu finden, besitzt das polnische Theater ein eignes Haus (das Skarbek-Theater) und reichliche Unterstützung aus Landtagsmitteln. In diesem vom Grafen Skarbek gestifteten Hause spielen einen Tag um den andern deutsche und polnische Gesellschaften und obgleich die Ausstattung dieses Musentempels nach norddeutschen Begriffen ziemlich bescheiden

---

*) Es sind das: der „Dziennik polski", der die conservativ-liberale, auf dem Boden des Dualismus stehende Richtung Goluchowski's und Zemialkowski's vertritt (die Gegner nennen diese allein zurechnungsfähigen, polnischen Politiker schnöderweise „die Mameluckenpartei", weil dieselben mit der Regierung gehen), der „Dzennik Lwowski", das Organ der Resolutionisten, die Galizien innerhalb der bestehenden Verfassung eine exceptionelle, autonome Stellung erobern und von der Bewilligung dieser ihr Verbleiben im Reichsrathe abhängig machen wollen, endlich die „Gazetta narodowa", die Bannerträgerin Smolka's, der eine föderative Gestaltung des Kaiserstaats und Herrschaft der radicalen Demokratie in Galizien fordert.

ist (das Publicum sitzt in Pelz und Hut, zumeist auf Holzsitzen), erscheinen alle Vergleiche mit der im Saal des Volkshauses aufgeschlagenen Bühne ausgeschlossen. Das ziemlich geräumige und gut erleuchtete Theater hat ein erträgliches Orchester, die Coulissen sind sauber und anständig und die polnischen Schauspieler treten als wirkliche Künstler und Gentleman, die Damen in geschmackvollen Toiletten auf. Die beiden Lustspiele, deren Zeuge ich war, wurden höchst anständig, im Grunde besser und mit mehr Manier und „Schick" gegeben, als auf deutschen Stadttheatern ersten Ranges; das angeborene dramatische Talent der Slawen ist ein sehr bedeutendes — die Polen sind außerdem im Besitz einer wirklichen Literatur und in der Lage, hervorragendere Leistungen anderer Nationen brauchbar übersetzen zu lassen.

Aber trotz seiner unbestrittenen Herrschaft über Deutsche und Polen Lembergs und Galiziens macht das polnische Element auf den Zuschauer keinen wohlthuenden, keinen ermuthigenden Eindruck. Das beste Theil der nationalen Kraft wird in prunkenden Aeußerlichkeiten und unheilvollen Parteireibungen consumirt und darüber die materielle Kräftigung und Entwickelung des Landes verabsäumt, das die Rolle in Anspruch nimmt, Fundament und Ausgangspunkt für das wieder herzustellende Polenreich zu sein. Goluchowski und dessen Freunde wollten sich an dem reichen Maß autonomistischer und nationaler Zugeständnisse genügen lassen, die ihrem Vaterlande gemacht worden, auf dieser Grundlage weiter bauen, das Land organisiren und die ungeheuren Versäumnisse nachholen, welche Bornirtheit, Aengstlichkeit und Indifferenz des schwarzgelben Absolutismus verschuldet hatten. Ein Schulgesetz sollte den Landmann zum einsichtigen Theilnehmer am nationalen Staats- und Geistesleben machen, eine Gemeindeordnung die ländlichen Verhältnisse von den Ueberbleibseln der alten wüsten Herrenwirthschaft befreien; es galt Straßen zu pflastern, Chausséen anzulegen, Credit- und Hypothekenbanken zu schaffen, die Justiz zeitgemäß zu reformiren und dadurch die ersten Bedingungen für Hebung von Handel und Verkehr herzustellen, endlich dem Krebsschaden des Propinationswesens zu steuern und an die mit diesem zusammengewachsenen Uebel systematischer Kraftvergeudung und wüster Völlerei die Axt zu legen. So sollte die Grundlage für ein neues, besseres Polen gewonnen werden. Aber Unverstand turbulenter Demokraten und Egoismus der bigotten Feudalpartei reichten sich, sobald das Programm Goluchowski-Zemialkowski bekannt geworden war, zu einem unheilvollen Bündniß die Hände. Mit der hochmüthigen Verachtung gegen die Arbeit im kleinen Kreise, welche politischen Dilettanten allenthalben eigenthümlich ist, zuckten die demokratischen Jünger

Smolka's zu einem Programm die Achseln, das mit den administrativen Concessionen Beusts zufrieden war und an die Hebung der materiellen Interessen gehen wollte, ehe die idealen Güter vollständiger Befreiung von den Centralbehörden und unbeschränkten Selbstbestimmungsrechts auf breitester demokratischer Basis erlangt waren. Smolka stellte den Satz auf, daß die Polen im Bunde mit den übrigen slawischen Stämmen Oestreichs die cisleithanische Reichseinheit sprengen und ein föderatives System herstellen müßten, das jede Provinz zur Herrin ihrer Geschicke mache. Die Krakauer Pfaffen- und Magnaten-Fraction, welche mit den Czechen unter einer Decke steckt, sah in diesen Jüngern des demokratisch-föderativen Utopien brauchbare Werkzeuge zum Sturmlauf gegen das liberale System, welches das Concordat gesprengt, die allgemeine Wehrpflicht hergestellt, Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz durchgesetzt hatte. Da die Demokratie anfangs nur geringe Anhängerschaft hatte und dieselbe aus dem Proletariat der Städte und der grünen Jugend rekrutiren mußte, benutzte man sie unter geschickter Ausbeutung gewisser administrativer Mißgriffe Goluchowski's zunächst nur zur Herstellung einer Mittelpartei, welche sich principiell auf den Boden Zemialkowski's stellte und angeblich nur dessen letzte Ziele anticipiren, d. h. größere Unabhängigkeit Galiziens von der cisleithanischen Regierung bewirken wollte. So kamen auf dem Landtage vom Sommer 1868 die bekannten Resolutionen zu Stande: statt an die lohnende Arbeit einer wirklichen Neugestaltung des Provinziallebens zu gehen, das verkommene Land materiell und intellectuell zu heben, erging man sich in hochtönenden Forderungen vollständiger Anerkennung der polnisch-galizischen Staatsindividualität, indem man sich gleichzeitig zu der albernen Drohung verstieg, Galizien werde bei fortgesetztem Sträuben der Wiener Regierung gegen die Landeswünsche, von der cisleithanischen zur transleithanischen Reichshälfte übertreten.

Die Folge dieser Thorheit war, daß die Bevölkerung aufgewühlt und von der Theilnahme für die verheißenen Reformarbeiten ab-, plan- und maßloser Agitation zugewendet wurde. Goluchowski mußte sein Statthalteramt niederlegen, weil ihm nicht gelungen war, der turbulenten Geister auf dem Landtage Herr zu werden und weiter für den Vertreter der provinziellen Majorität zu gelten. — Im Jahre 1869 kam es soweit, daß der ehemalige Statthalter, Zemialkowski, Dubs und die übrigen „Mameluken" ihre Mandate niederlegen mußten, um nicht wiedergewählt zu werden; die Resolutionisten bildeten auf dem Landtage von 1869 die Rechte, und das zwischen Smolka und den Krakauer Reactionären geschlossene Bündniß (man versuchte auch die Ruthenen in dasselbe

zu ziehen) sorgte dafür, daß die Resolutionen von 1868 der Bevölkerung für das Minimum der Forderungen galten, die als Preis für das Verbleiben der polnischen Vertreter im Reichstage verlangt werden müßten. Sind diese Bedingungen erfüllt, so wird die Rollenvertheilung binnen Kurzem wieder verändert sein; man wird die Resolutionisten, nachdem man sie abgenutzt, ebenso bei Seite schieben wie früher die Zemialkowski und Goluchowski, um Smolka zum Haupt der Majorität, den Föderalismus zum officiellen Programm Galiziens zu machen. Ganz abgesehen von dem Einfluß, den dieser Gang der Dinge auf die Ruthenen geübt hat und noch üben wird — dieselben werden direct in das großrussische Lager gedrängt — ist aber zweifellos, daß der Sieg der Smolka'schen Demokratenpartei alle Hoffnungen auf eine Wiedergeburt des galizischen Polenthums zu Grabe tragen, der thörichtesten Agitation Thor und Thür öffnen muß. Diese Demokratie, welche weder fähig noch Willens ist, den wahren Bedürfnissen des Landes irgend Genüge zu schaffen, ist von demselben Fleisch und Bein, wie das verbrecherische Thorengeschlecht, welches in Russisch-Polen 1863 das Wielopolski'sche System zu Fall brachte und der Petersburger Regierung zu der Wirthschaft den Vorwand bot, welche seitdem das ehemalige Königreich verwüstet. Der erste Versuch der polnisch-demokratischen Agitationspartei über die russische Grenze zu gehen, zieht außerdem unfehlbar die Katastrophe herbei, welche durch hundert Anzeichen bereits indicirt ist: eine russische Intervention zu Gunsten der ihrer Retter sehnsüchtig harrenden Ruthenen und die Incorporation Ost-, vielleicht auch Westgaliziens in das russische Reich. Wie unfähig das galizische Polenthum zur Erfüllung jener Aufgabe ist, mit der es den Mund voll nimmt und die in Nichts weniger bestehen soll, als in einer unbezwinglichen Frontstellung gegen den Panslawismus, hat es neuerdings unter der Potocki'schen Aera sattsam bewiesen. Die Union der Parteien, welche der neue östreichische Minister bei seinen Landsleuten vorfand, als er mit ihnen in Verhandlung trat, ist beim Beginn der Wahlagitation so vollständig in die Luft gesprengt worden, daß sich auf galizischem Boden nicht weniger als fünf verschiedene polnische Parteien in erbitterter Feindschaft gegenüber stehen und sich gegenseitig an der Erfüllung der Pflichten hindern, welche das Land der Regierung abgenommen hat.

---

5. Czernowitz und die Bukowina.

Zwölf Eisenbahnstunden südöstlich von Lemberg liegt Czernowitz, die Hauptstadt der im Jahre 1849 zu einem selbständigen Kronlande erhobenen Bukowina. Den Reisenden, der diesen durch Sümpfe und Niederungen führenden Weg nimmt, geleitet (einige kurze Strecken abgerechnet), die Karpathenkette, deren reine Conturen sich lockend am östlichen Horizont zeigen; hie und da springt auch im Westen ein Höhenzug der Ausläufer hervor, welche das herrliche Gebirge in die Niederung sendet, die zu seinen Füßen liegt. Die ruthenische Physiognomie des Landes tritt auf dieser Strecke noch schärfer hervor, als auf dem Wege von Przemysl nach Lemberg. Weitaus die Mehrzahl der Kirchthürme steigt holzgefügt aus strohernem Dach hervor und verräth durch diesen bescheidenen Ursprung wie durch die Zwiebelform ruthenische Herkunft. Nur wo man in die Nähe von Städten kommt oder wo steingemauerte Herrenhöfe sichtbar werden, erinnert man sich daran, auf einem Boden zu stehen, den das Polenthum in Anspruch nimmt. So unbedeutend und unschön diese Städte auch sind, sie verleugnen nicht, daß in ihnen „Lateiner" herrschen; namentlich Stanislawo, die stattlichste der an der Bahnlinie liegenden Ortschaften', trägt einen ausgesprochen abendländischen Typus; über die Mauern sehen stattliche Thürme hervor und der Schall der Glocken belehrt den Fremden darüber, daß hier lateinisch celebrirt und gebetet wird. — Soviel sich den schneebedeckten, zuweilen auch von Herbstwassern überschwemmten Ebenen absehen läßt, sind dieselben von einer Fruchtbarkeit, die zu der liederlichen, irrationellen Wirthschaft der Bewohner in scharfem Contrast steht; je weiter es nach Süden geht, desto üppiger wird, was von der Vegetation und dem Graswuchs des Sommers noch zu sehen ist, und mein Nachbar der Handelsmann, der immer häufiger die Versicherung wiederholte: „Hier ist Aegypten — man braucht nur zu kratzen und Alles, was man hineinwirft, wächst" hat den Augenschein und das Zeugniß Aller, die sich in die Bukowina verirrt haben, für sich.

Es war längst Nacht geworden, als der Zug das breite prächtige Silberband des Pruth überschritt; die Mondessichel, die sich in der mächtigen Wasserfläche des schiffbaren Stromes spiegelt, wirft ihre Streiflichter über eine Oede, deren Einförmigkeit durch menschliche Wohnungen nicht gestört wird. Ohne Wiederhall tönt der Ruf der Schaffner und Zugführer durch die stille Nacht und wenn diese schweigen, herrscht rings feierliche Stille: selbst die Fluthen des mächtigen

Stroms, die gegen die Brückenpfeiler anstürmen, murmeln ihre Sprüche fast unhörbar. Zwanzig Minuten später ist der Bahnhof von Czernowitz erreicht und in rasender Eile jagt ein wallachischer Kutscher bergauf und bergab der Hauptstadt seines Vaterlandes zu, die in dunkler Nacht begraben liegt. Der Mond hat sein blasses Gesicht hinter herbstliche Wolken so dicht versteckt, daß der Instinkt der kleinen, raschen Pferde den Weg suchen muß; endlich — die Fahrt hat trotz ihrer stürmischen Eile zwanzig Minuten gekostet — halten sie schnaubend vor dem „schwarzen Adler", dessen Fenster auf den geräumigen „Ring" hinabsehen. Kutscher und Portier tauschen einige Worte, die weder slawisch noch germanisch klingen und es wird das Thor eines Gasthofs aufgethan, dessen weite Räume zugleich ein Kaufmannsgeschäft beherbergen, übrigens anständiger aussehen, als die „großen" Hôtels der Hauptstadt Lemberg.

Czernowitz, die von 26,345 Menschen bewohnte Metropole der Bukowina ist einer Spinne zu vergleichen, die auf einer großen Nuß sitzt und ihre langen Beine nach allen Richtungen ausstreckt. Auf einer mäßigen Höhe gelegen sendet diese Stadt lange schmale Häusergruppen nach drei Seiten in das Thal oder die Ebene hinaus. Nirgend, auch nicht auf dem Ring, an dem das adlergeschmückte Rathhaus steht, hat man die Empfindung wirklich in einer Stadt zu sein; ein paar hundert Schritte — und durch die Lücken der schmalen Häuserreihe, die man durchschreitet, sehen Felder, Bäume und Gärten hinein. Selbst mit Lemberg ist jeder Vergleich ausgeschlossen, weil Alles einen kleinstädtischen, fast ländlichen Eindruck macht. Zwischen niedrigen, nur hie und da von stattlicheren Gebäuden unterbrochenen Häuserreihen ziehen sich Straßen, deren Koth jeder Beschreibung und jedes Vergleichs spottet; die Plätze, zu welchen diese Gassen und Gäßchen führen, sind von unförmlicher Größe und schon ihre Namen (Holzplatz, Sturmplatz, Getreideplatz) lassen errathen, daß es sich hier nicht um Sammelpunkte städtischen Lebens, sondern um Stapel- und Fuhrenplätze für die Landbewohner handelt, welche ihre Produkte zu Markt bringen. Daß die Stadt vier Vorstädte habe, wollen wir den geographischen Handbüchern glauben, die von denselben zu berichten wissen — was unter denselben zu verstehen ist, vermag ich nicht anzugeben; die schmalen Reihen kleiner, zum großen Theil hölzerner Häuser setzen sich nach allen Richtungen ununterbrochen fort, ansehnliche Gebäude sind in allen Gegenden der Ortschaft gleich selten anzutreffen. Von der an die neu erbaute Residenz des griechischen Bischofs stoßenden, eigentlich schon außerhalb der Stadt liegenden rumänischen Kirche abgesehen, verdient keines der zahlreichen

Gotteshäuser von Czernowitz auch nur der Erwähnung; sie sehen sammt und sonders wie Landkirchen aus, sind ohne alle Ansprüche auf Schönheit, in den bescheidensten Verhältnissen aufgeführt und stimmen zu dem Charakter des gesammten Orts, der den Eindruck der Armuth und Beschränktheit macht. Sein einziger Vorzug besteht in der allerdings reizenden Lage, die einen Sommeraufenthalt in dieser entlegenen Erdgegend erträglich machen mag. Rings um die Höhe, auf welcher Czernowitz liegt, erheben sich wellenförmige, weitgestreckte Hügel, aus deren Waldungen und Rasenteppichen zahlreiche Dörfer und Höfe hervorsehen oder — da sie meist aus Stein aufgeführt und weiß getüncht sind, — hervorglänzen. Soweit das Auge reicht, dieselbe anmuthige, bewegte Hügellandschaft, am Horizont durch stattliche Höhenzüge abgegrenzt. Während die Stadt allenthalben einen kleinlichen, langweiligen und schmutzigen Eindruck macht, ist jede Fahrt um ihre äußeren Grenzen lohnend und das Auge sieht mit immer gleichem Wohlgefallen in das liebliche, fruchtbare Thal und die Hügelketten, welche die Hauptstadt des „Buchenlandes“ umschließen.

Interessanter, wenn auch nicht anziehender als die Stadt ist die Einwohner- und Nachbarschaft, welche ihre schmutzigen Straßen und noch schmutzigeren Plätze belebt und durch ihre Vielgestaltigkeit die ethnographische Buntscheckigkeit des gesammten Landes symbolisirt. Während die ländliche Bevölkerung der Bukowina aus Rumänen und Ruthenen besteht, drängen sich in Czernowitz wie in den übrigen Städten außerdem noch Deutsche, Polen, Juden, Armenier und Magyaren bunt durcheinander. Wie in Galizien so ist auch in der Bukowina das ruthenische Element auf einen Theil der Landbevölkerung, die griechisch-unirte Geistlichkeit und eine kleine, übrigens im Zunehmen begriffene Anzahl von Beamten, Lehrern und Literaten beschränkt. Der Kopfzahl nach sind die Rumänen, welche den Süden des „Herzogthums“ ausschließlich bewohnen, schwächer vertreten als die Ruthenen; nichtsdestoweniger erheben sie den Anspruch, für die wahren Herren des Landes zu gelten. Zu ihnen gehört fast der gesammte eingeborene Bojarenadel und während die Ruthenen erst im 17. Jahrhundert ins Land kamen, sitzen die Daco-Romanen seit unvordenklicher Zeit auf dieser Erde. Der eigenthümliche Vorzug unserer Zeit, nationale Gegensätze, wo immer dieselben sich vorfinden mögen, auf Unkosten der Civilisation bis zum Unsinn zuzuspitzen, hat sich auch hier geltend gemacht. Im Zusammenhang mit der großrumänischen Bewegung, welche in der nahe benachbarten Moldau ihr Wesen treibt, hat sich bei den „daco-romanischen“ Bewohnern der Bukowina das Bedürfniß ausschließlicher Herrschaft kund gethan. Schon

seit Jahren war es Gegenstand ruthenischer Klagen gewesen, daß rumänische Geistliche ihre russischen Gemeinden von dem unirten zum griechisch-orthodoxen Bekenntniß überführten und dann allmälig rumänisirten. Es dauerte eine Weile, ehe man sich über dieses Verhältniß klar wurde und zur richtigen Beurtheilung desselben gelangte: die griechisch-orthodoxe Kirche ist nicht nur die Kirche der Donaufürstenthümer und des gesammten „daco-romanischen" Stammes, sie ist zugleich die Kirche Rußlands und des größten Theils jener slawischen Welt, zu welcher sich auch die Ruthenen mit Stolz rechnen. Sollten sie, die in Galizien mehr wie ein Mal gesagt hatten, daß die Union mit den Lateinern ein Unglück und ein Mißgriff gewesen sei, der der ostgalizischen Kirche unermeßlichen Schaden gethan — sollten sie sich dem Uebertritt ihrer Landsleute zu der großen orientalischen Kirchengemeinschaft widersetzen? Nicht nur in Galizien und der Bukowina, auch in Rußland ist über diese Frage vielfach gestritten worden; aber selbst in diesem Lande des Ostens, wo sonst die kirchlichen Gegensätze stets die eigentlich durchschlagenden sind, hat die nationale Rücksicht schließlich den leitenden Gesichtspunkt abgegeben. „Die Propaganda des rumänischen Clerus — so sagen die Ruthenen — nimmt den Eifer für die orthodoxe Kirche nur zum Vorwande, um uns um unsere Nationalität zu bringen." — In der That ist diese Auffassung durch das Verhalten der Rumänen in der Neuzeit als richtig bestätigt worden. Die Bojaren und Cleriker dieses Stammes halten sich berufen, dem ruthenischen Bauernvolk gegenüber dieselbe Rolle anzustreben, welche die Polen in Galizien spielen. Unter Berufung darauf, daß die Bukowina, nachdem sie im Jahre 1482 von Siebenbürgen losgerissen worden, einen Theil der Moldau gebildet habe, daß alle polnischen Ansprüche auf dieses Land stets mit blanker Waffe zurückgewiesen worden seien und daß die im 17. Jahrhundert eingewanderten Ruthenen als Fremdlinge eigentlich gar nicht in Betracht kämen, erklären die moldau-wallachischen Bewohner des Landes, die alleinberechtigten Herren desselben zu sein und ihm den Stempel ihrer „Cultur" aufdrücken zu müssen. Auf dem im Herbst 1869 abgehaltenen Landtage haben sie einen Majoritätsbeschluß herbeigeführt, nach welchem die Landtagsprotokolle künftig nur noch deutsch und rumänisch geführt werden dürfen, da die Sprache der Ruthenen auf dem Boden des Buchenlandes absolut kein Bürgerrecht habe. Den Ausschlag hatten bei der betreffenden Abstimmung die Voten sieben ruthenischer Bauern gegeben, welche durch ihren rumänischen Popen instruirt worden waren, gegen die Sache ihres eigenen Stammes zu stimmen. Zwar hat der Statthalter diesem Beschluß Namens der

Regierung die Zustimmung versagt, aber derselbe ist nichtsdestoweniger zum Fehdehandschuh zwischen den beiden Nationalitäten geworden, welche sich seitdem als erbitterte Feinde bekämpfen; in Jassy hat sich bereits ein rumänisches Comité gebildet, welches die Sache seiner Landsleute am Pruth mit Rath und That unterstützt. Den Ruthenen der Bukowina sind wiederum ihre galizischen Mitbrüder zu Hilfe gekommen. Das russische Casino in Czernowitz, das bisher in den engen Räumen eines an der Klokuczkastraße belegenen Häuschens ein mehr wie bescheidenes Dasein fristete und kaum mehr als ein Dutzend Mitglieder gezählt haben mag, macht seitdem Miene, ein Club, der Mittelpunkt einer nationalen Agitation zu werden. Der Secretär dieser Gesellschaft, Herr Glebowizki, Professor der slawischen Sprachen am Czernowitzer Gymnasium, gibt seit dem Januar dieses Jahres ein russisches Journal „Bukowinskaja Sorja" (Bukowinische Morgenröthe) heraus, das zwar bis jetzt wenig politischer Natur ist, diese aber zweifellos mit der Zeit annehmen wird: „Kräftigung des russischen Patriotismus in unserem Lande" ist in dem Programm als Hauptzweck dieses literarischen Unternehmens bezeichnet. Bei dem neuesten Wahlkampf (Sommer 1870) sind die bukowinischen Ruthenen bereits als selbständige Partei aufgetreten.

Zur Zeit bewegt der rumänisch-russische Nationalitätenkampf sich allerdings in höchst bescheidenen Verhältnissen: spielte er nicht in einem Winkel, der durch seine Lage an der Grenze dreier großer Staaten an und für sich gefährlich ist, und hätte die Erfahrung nicht gelehrt, daß nationale Verwickelungen sich fast immer aus kleinen Anfängen entwickeln — man wäre in der That versucht, den ganzen Handel für eine schlechte Parodie des großen und ernsthaften Kampfes anzusehen, der weiter nördlich am San und Peltew auf Tod und Leben ausgekämpft wird. Wer sind diese Rumänen, die den Anspruch erheben, das slawische Element als eine ihnen untergebene Race zu behandeln und die Herren der Bukowina zu spielen? Bojaren, deren Faulheit, Liederlichkeit, Indolenz und sittliche Verwahrlosung sie zum Gespött aller ihrer Nachbarn macht und auf die der Pole mit grenzenloser aber gerechter Verachtung herabsieht — Popen, die noch sehr viel unwissender und nichtsnutziger sind, als die russischen Geistlichen in den verkommensten Gegenden des großen Nachbarstaates, — Bauern, die an Fleiß, Betriebsamkeit und Energie weit hinter ihren ruthenischen Mitbürgern zurückstehen und an deren Bildungsfähigkeit gerade die genauesten Kenner von Land und Leuten die ernstesten Zweifel hegen. Der Adel hat sich im günstigsten Fall, d. h. in seinen hervorragendsten Exemplaren, den Lack französischer Bildung erworben, — selbstverständlich ohne von

der großen Metropole des Westens mehr zu kennen, als was man im Jardin Mabil und in Cafés dritten Ranges zu sehen bekommt; von den Brocken, die der wohlhabendere Bojar während seiner „Bildungsreise" aufgeschnappt, zehren er selbst, seine Nachkommen und seine Freunde. Von Arbeit ist unter diesen Leuten absolut nicht die Rede. „Diesen Grad von Nichtsnutzigkeit und Faulheit", sagte mir ein deutscher Beamter, der seit vielen Jahren in Czernowitz lebt, „hält man nur für glaublich, wenn man ihn mit Augen gesehen hat. Alles was Sie bei Russen, Litthauern u. s. w. in dieser Beziehung gesehen und erlebt haben mögen, hält mit der Lebensführung unserer rumänischen „Aristokraten" absolut keinen Vergleich aus. Bei Männern wie Weibern bilden Rauchen und Essen die einzige Beschäftigung: nicht nur seine Pfeife oder Cigarette, auch seinen Kukurus (Maispudding) läßt der Vollblut-Bojar sich durch den Lakaien in den Mund stecken. Und das will Politik treiben!" *) — Was mein Gewährsmann erzählte, ist mir später von zehn verschiedenen Seiten bestätigt worden.

Was man von Moldau-Wallachischen Bauern auf den Straßen und Märkten von Czernowitz zu sehen bekam, sah gleichfalls wenig ermuthigend aus. Die Weiber, die über das bloße Hemd einen braunen Ueberrock und an den nackten Beinen hohe Stiefel trugen, sind — aus der Ferne betrachtet — von den Männern nur durch ihre weißen, rings um das Gesicht geknüpften Kopftücher zu unterscheiden. Die Männer — das Hemd über den Hosen und den Leib mit einem franzenbehangenen Gürtel umgeben — sahen ungleich roher und untüchtiger aus, als die ruthenischen Bauern, die ihnen — soviel auch zu wünschen übrig bleibt — in Bezug auf Fleiß und Energie entschieden überlegen sind. Die Landwirthschaft wird von beiden Stämmen gleich roh und primär betrieben. „Wenn Sie bei uns einen Landbewohner sehen, der Schuh und Strümpfe trägt, wie ein civilisirter Mensch aussieht und nicht nur Mais, sondern auch Früchte oder gar Gemüse feil hält, so ist das alle Mal ein Schwab (deutscher Colonist). Ohne diese Leute wäre es unmöglich, auch nur hier in der Hauptstadt eine ordentliche Menage zu führen." Dieser Ausspruch einer deutschen Dame scheint mir für den Grad wirthschaftlicher Cultur in der Bukowina bezeichnender zu sein, als es irgend statistische Notizen zu sein vermöchten. Freilich nähren die Fruchtbarkeit des Landes und die bäuerliche Bedürfnißlosigkeit

*) Der gegenwärtige Minister des Innern, Baron Petrino, ist einer der Vertreter der bukowinischen Autonomiegelüste und hat seiner Zeit für diese Provinz dieselben Rechte verlangt, die Galizien in Anspruch nimmt.

die angeborene Trägheit des „Daco-Romanen" in bedenklicher Weise. Die Gewohnheit, die Hälfte des Lebens müßig zu verträumen, ist hier so tief eingewurzelt, daß selbst außerordentliche Nothjahre nicht im Stande sind, sie zu unterbrechen und eine erhöhte Rührigkeit zu erzwingen. Während im Jahre 1867 Tausende von rumänischen Bewohnern dieses Landes sammt Weibern und Kindern elend in Noth und Hunger verkamen, mußten zur Fortführung der Eisenbahnlinie Czernowitz-Suczawa-Jassy polnische, italienische und deutsche Arbeiter verschrieben werden, weil sich innerhalb des Landes die erforderlichen Arbeitskräfte absolut nicht auftreiben ließen.

Was es heißen will, wenn in einem Lande, das noch tief in morgenländischer Barbarei steckt, die wenigen vorhandenen geistigen Kräfte in nationalen und „politischen" Händeln verbraucht und aufgerieben werden, wird der Leser sich ohne weiteren Commentar sagen können. Für Länder, wie die Bukowina eines ist, erscheint das in Oestreich neu erwachte constitutionelle Leben nicht nur verfrüht, sondern geradezu verderblich, indem es die kaum erwachte Intelligenz der Bevölkerung den primären Lebensforderungen ab- und Zielen zuwendet, die bei dem herrschenden Bildungsgrade absolut unerreichbar sind. Was sollen den Rumänen von Suczawa, Triplex confinium, Fontina Alba u. s. w. die „Segnungen des Parlamentarismus", Discussionen über provinzielle Autonomie oder liberalen Centralismus? Hier wäre einfach ein aufgeklärter, derb zuschlagender Absolutismus am Platz, wenn überhaupt geholfen werden soll. Für die nächsten hundert Jahre ist an Selbsthilfe oder vernünftige Benutzung des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung auch nicht zu denken; die Bedürfnisse der deutsch-östreichischen Provinzen sind von denen der Bukowina so himmelweit verschieden, wie etwa die ländlichen Verhältnisse Sachsens von denen der Türkei. Die Spielereien mit „Nationalitäsprincip" und modernem Bewußtsein, die am Pruth getrieben werden, sind darum als die Todfeinde jedes gesunden Fortschritts anzusehen und es erscheint geradezu lächerlich, wenn — wie neulich geschehen — ein bukowinischer Volksvertreter im Wiener Reichsrath das Bedürfniß zur Sprache brachte, seinem Vaterlande dieselbe autonome Stellung vindicirt zu sehen, wie sie von Czechen und Polen beansprucht wird. — So wenig die deutsch-östreichische, noch immer in schwarzgelben Traditionen steckende Büreaukratie im Uebrigen berechtigt und befähigt ist, sich als leitende Macht und Trägerin des östreichischen Staatswesens zu geriren — hier hat sie noch eine Mission, hier erscheinen ihre Apostel noch wie höhere Wesen — Joseph II. und Maria Theresia wären für die Bukowina die

zeitgemäßen Regenten! Schon die Verschiedenheit zwischen dem Bildungszustande und den Bedürfnissen in der Bukowina und den Zuständen in Deutsch-Oestreich kann für ein gewichtiges Argument gegen die Möglichkeit einer Weiterfristung des gegenwärtigen Systems gelten.

Wenn die in Wien beliebte Experimental-Politik noch einige Jahre in dem Fahrwasser bleibt, von dem sie gegenwärtig getrieben wird, so werden die Dinge freilich auch hier einem Umschwung entgegen getrieben werden. So schwach auch die großrumänischen und großrussischen Agitationsversuche sind, die in der Bukowina ihre kindischen Flügel regen, der ihnen entgegenstehende Widerstand ist noch schwächer und das allgemeine Gefühl des Mißbehagens, das sich über die östreichischen Länder slawischer wie deutscher Zunge zu verbreiten begonnen hat, wird auch an den Pruth und Sereth seinen Weg finden. Keine der in Wien möglichen Regierungsformen ist im Stande neues Blut in die Adern des trägen Stilllebens zu gießen, das in diesem von Russen und Rumänen bedrohten Grenzlande gefristet wird. Selbst die vom Haß gegen die Intoleranz der griechisch-russischen Kirche aus Rußland vertriebenen altgläubigen Sectirer, welche in der Bukowina unter dem Namen der Lipowaner ihr Wesen treiben, wenden sich von dem schwarz-gelben Banner, von dem sie sonst alles Heil erwarteten, ab, und machen Miene, in die verlassene und gehaßte Heimath jenseit der russischen Grenze zurückzukehren. Etwa drei Stunden von Czernowitz liegt ein Dorf, das russisch Bjelo-Krinitza, rumänisch Fontina Alba heißt und in der neueren Geschichte der morgenländischen Kirche eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. In dem großen, roh aus Holz gezimmerten Kloster, das den Mittelpunkt dieses Orts bildet, ist die Residenz des altgläubigen Metropoliten aufgeschlagen, den noch vor wenigen Jahren Millionen zu den altgläubigen hierarchischen Secten gehöriger russischer Schismatiker als ihr geweihtes Oberhaupt verehrten, und der noch gegenwärtig Hunderttausende wilder Fanatiker beherrscht, über dessen Führung in Moskau und Petersburg genau Buch geführt wird. Fast ein Jahrzehnt lang galt der unwissende bäurische alte Mann, der hier mit einem zahlreichen Stabe von Archimandriten und Mönchen Hof hält, für den Papst des größten Theils aller Sectirer in Rußland und mehr wie einmal hat das Petersburger Cabinet in Wien darüber Beschwerde geführt, daß das ärmliche Dorf in der Bukowina der Mittelpunkt aller kirchlichen und politischen Umtriebe sei, die gegen den Beherrscher von Staat und Kirche Rußlands geschmiedet würden. Durch die Thore des Klosters von Fontina Alba gingen unaufhörlich Emissäre erbitterter

Häretiker von Moskau und Kursk, Sendboten unzufriedener Kosaken vom Don, Agenten der polnischen Emigration und der hohen Pforte, reich mit Gold beladene Almosensammler aus und ein, die in hundert verschiedenen Verkleidungen die Ebene diesseit und jenseit des Ural durchwandert hatten, um für den „Feldherrn des Heeres der Gerechten" Spenden in der Art des Peterspfennigs zu sammeln. Während des orientalischen Krieges war hier die Station, über welche Sadik Pascha und Gontscharow, der Hetmann der türkisch-polnischen Kosakenlegion, ihre geheimen Nachrichten aus Rußland erhielten und kurz vor Ausbruch des letzten polnischen Aufstandes zog der Herr dieses Hauses nach Moskau, wo ein Concil „aller wahren Gläubigen" versammelt war, um ihm als seinem Oberhirten zu huldigen, von ihm die Ernennung der altgläubigen Erzbischöfe und Bischöfe für Rußland und die Türkei zu erbitten. Von geschickten Händen geleitet, hätte die Einwohnerschaft des Bauernklosters von Fontina Alba der russischen Regierung endlose Schwierigkeiten bereiten, der Sache des nach Westen vorrückenden Panslawismus manchen unbequemen Damm vorziehen können. Aber diese geschickten Hände fehlten, die letzten Jahre haben das Band zwischen dem Oberhirten in Bjelo-Krinitza und seiner russischen Heerde wieder gelockert und die „Lipowaner", deren Lippen sonst von Versicherungen der Treue gegen das Haus Habsburg und das k. k. „Unterthans-Vaterland" überflossen, murren darüber, daß man ihnen das alte Privilegium der Militärfreiheit entzogen hat und drohen mit der Rückkehr nach Rußland. — Zu bemerken ist bei dieser Gelegenheit, daß die östlichen Theile der Bukowina und der Moldau Lieblingstummelplätze aller Arten von russischen Flüchtlingen, namentlich Sectirern sind und daß das Treiben derselben den drei Regierungen, deren Grenzen bei dem bukowinischen Dorf Triplex confinium zusammentreffen*), zahlreiche Händel und Unannehmlichkeiten bereitet hat. Der russische Socialist Wassily Kelssiew, der im Sommer 1867 nach jahrelangem Aufenthalt in diesen Grenzländern seinen Frieden mit der russischen Regierung machte, hat von diesem Flüchtlingstreiben und den Zuständen Galiziens, der Moldau-Wallachei, Bulgariens &c. in seinen Schriften ein interessantes, wenn auch nur sehr theilweise getreues Bild entworfen**).

---

*) Dieser Punkt wird jährlich von reisenden Engländern besucht, die in dem Dorf die Nacht zubringen, um „auf der Grenze dreier Kaiserreiche" geschlafen zu haben.

**) Unter diesen Schriften, die der Bearbeitung in deutscher oder französischer Sprache wohl werth wären, sind namentlich zu nennen: „Ueber Galizien und die

So treffen auf dem engbegrenzten Boden dieses im Jahre 1849 geschaffenen Herzogthums religiöse, politische und nationale Gegensätze der heterogensten Art zusammen, um sich zu einem wunderlichen Ganzen zu verbinden. Mit Galizien verglichen, trägt die Bukowina trotz der Auflösung der alten Verhältnisse freilich immer noch den Stempel einer von Deutschen regierten k. k. Provinz. In Behörden und Schulen ist die deutsche Sprache die erstberechtigte und herrschende; sie hat auf dem Landtage Bürgerrecht, sie ist auf allen Schildern und öffentlichen Gebäuden vertreten und wird von allen Leuten, die irgend auf Bildung Anspruch machen, gesprochen und verstanden. Obgleich in der Büreaukratie sehr zahlreiche Polen dienen und die alt-polnischen Ansprüche auf die Herrschaft im Buchenlande nicht ganz verstummt sind, ist in der Beamtenwelt der herrschende Typus noch der deutsche; die Mehrzahl der zu dieser wichtigen Schicht gehörigen Personen dürfte beide Sprachen verstehen, und das Deutsch der Beamten in Czernowitz hat gewöhnlich ein polnisches Timbre. Die Presse ist natürlich noch in dem Zustande glücklicher Kindheit; das Regierungsorgan erscheint drei Mal wöchentlich in deutscher Sprache, außerdem haben Rumänen, Ruthenen und Polen je ein kleines Zeitungsblatt zu ihrer Verfügung. Die Unbildung der beiden Hauptstämme des Landes und die ziemlich starke Vertretung des deutschen Elements in der Büreaukratie, der Handelswelt und dem Handwerkerstande von Czernowitz haben aber bewirkt, daß hier noch an der alten, in der übrigen Welt längst aufgegebenen Fiction einer östreichischen Nationalität festgehalten wird und daß der Zusammenhang mit dem östreichischen Deutschthum selbst seine gemüthliche Seite hat. In Czernowitz erscheint jährlich ein deutscher „Czernowitzer Hauskalender", seit einiger Zeit sogar ein „Bukowinaer Volkskalender" in derselben Sprache, und wenn in dieser Stadt überhaupt Komödie gespielt wird, so geschieht es in der Sprache der Castelli und Bäuerle. Einer solchen Vorstellung habe ich beigewohnt. Schauplatz derselben war das eigens zu dramatischen Zwecken hergerichtete obere Stockwerk des „Hôtel de Moldavie", einer ziemlich unheimlichen, zwischen Gasthof und Kneipe stehenden Wirthschaft in der Nähe des Hl.-Geist-Platzes. Unten wogte es in tabakerfüllter Atmosphäre von ruthenischen und wallachischen Landwirthen, die den Erlös des Jahrmarkts in geistige Getränke umsetzten, Unteroffizieren der Garnison, die Billard spielten und in allen

Moldau", Petersburg 1868, und „Durchlebtes und Durchdachtes." Von besonderem Interesse dürften die in diesen Büchern enthaltenen Angaben über die Geschichte der russischen Propaganda in Galizien und die Mittheilungen über die Stellung der Westslawen zur polnischen Frage sein.

möglichen Sprachen fluchten und spieen, russischen Kaufleuten aus Akjermann und Odessa, die im Wolfspelz au naturel Thee tranken und schmierige Banknoten zählten, Juden, die ihre Dienste deutsch und polnisch Jedermann und zu jedem Zweck anboten, endlich Zigeunern, die durch die Reize des Jahrmarkts in die Stadt gelockt worden waren. Ueber diesem osteuropäischen Pandämonium und unter Assistenz eines Theils der Genossen desselben wurde „vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum", „auf allgemeines Verlangen" die Gesangsposse „Postillon und Localsängerin von G. Kayser" zum Besten gegeben: „Herren Unterofficiere und Studenten (soll heißen Gymnasiasten) zahlen die Hälfte des Eintrittspreises", der für die Logen 75 Kreuzer, für das Parterre, wenn ich nicht irre, einen halben Gulden betrug. Die Hühnersteige, welche zu dem Kunsttempel hinaufführt, war mit rauchenden Jünglingen besetzt, Vertretern der Kunst, Künstler und Künstlerinnen beschützenden goldenen Jugend des Orts — der Tempel selbst sah einem Stall, dessen einzelne Abtheilungen in Logen verwandelt waren, täuschend ähnlich. Ueberraschend war im Uebrigen nur noch die Abscheulichkeit des Orchesters, das tief unter den Militär-Musikbanden stand, die in östreichischen Provinzialstädten sonst musikalisch auszuhelfen pflegen und gewöhnlich ganz erträglich sind. Etwas über das Stück — eine im Wiener Vorstadt-Ton gehaltene Nachbildung des „Postillon von Lonjumeau" mit den üblichen trefflichen Dorf- und schändlichen Stadtbewohnern — und dessen Darstellung zu sagen, ist nicht möglich; männliche und weibliche Darsteller thaten ihr Möglichstes, einander in Geschmacklosigkeit und Plattheit zu überbieten. Der Beifall war trotzdem von Anfang bis zu Ende ein rauschender und wurde nicht nur von deutschen, sondern auch von rumänischen und russischen Zuschauern reichlich gespendet. Wunderbar genug mögen die Vorstellungen sein, welche die Bewohner dieses Landes sich von der Macht und Herrlichkeit deutschen Cultur- und Kunstlebens nach diesen Proben gebildet haben!

Ein sehr viel ausgiebigeres Zeugniß für die Entwickelung deutsch-östreichischen „Nationallebens" in der Bukowina als diese Theatervorstellung bietet der oben erwähnte deutsche „Bukowinaer Volkskalender für das Jahr 1870". An dem Schaufenster einer Buchhandlung mit italienisch oder rumänisch lautender Firma war eine Reihe grüngehefteter Bücher ausgestellt, welche die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden in besonderen Anspruch zu nehmen schien. Auf dem Umschlag des Buchs stand zu lesen: „I. Jahrgang des Bukowinaer Volkskalenders für das Jahr 1870, enthaltend ein interessantes, 8 Bogen umfassendes belletristisches Jahrbuch „Buchenblätter" mit Beiträgen von

etwa 24 der besten Dichter und Schriftsteller der Bukowina. Czernowitz 1869. Druck und Verlag bei Joseph Buchowiecki & Co., Preis 40 Neukreuzer". Etwa vierundzwanzig deutsche Dichter und Schriftsteller in diesem Lande! Und diese umfassen noch nicht die ganze Schaar, die sich dem Cultus des Schönen gewidmet hat, sondern nur deren Elite! — Ich trat näher heran: eines der am Schaufenster aufgestellten Exemplare dieses interessanten Buches war in seiner Mitte aufgeschlagen und zeigte den Specialtitel des „interessanten" belletristischen Jahrbuchs „der vierundzwanzig besten Dichter und Schriftsteller." Dieser Titel — den ich, weil er die Namen sämmtlicher Dichter enthält, ausführlich mittheile — lautete wie folgt: „Buchenblätter. Jahrbuch für deutsche Literaturbestrebungen in der Bukowina. Unter Mitwirkung von Morist Amster, L. H. Baltinester, Bernhard Ehrlich, J. v. Fedkowicz, Karl Emil Franzos, Maximilian Franzos, Ernst Freilieb, Hanns Jaksch, Js. Em. Katz, Johann Kaufmann, Joseph Kunz, Janko und Theodor v. Lupul, Max Münzer, Gustav Adolph Nadler, E. Rudolf Neubauer, Georg Obrist, Js. Friedr. Sauerquell, Wilhelm Schmidt, Ludwig Adolf Staufe-Simginowicz, Victor Umlauff, Rudolf Waldbauer und Isidor Worobkiewicz — herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit dem Portrait von L. A. Staufe-Simginowicz." — Ich brauchte nicht erst durch den Verkäufer erfahren zu haben, daß der auf dem Titelblatt zwei Mal (als Herausgeber und als Mitwirkender des Herausgebers) genannte Karl Emil Franzos ein strebsamer Primaner des Czernowitzer Gymnasiums sei, um die Beute, die ich aus dem Buchladen mitgenommen, voller Spannung aufzuschlagen.

Das deutsche Herz ist ein Ding, das seine Eigenart nicht verläugnet, auch wenn es in der Brust eines ebräischen Jünglings aus Podolien schlägt, und als solchen stellt Herr Karl Emil Franzos sich dem Leser der „Buchenblätter" vor. Dieses Büchlein war einem idealen Bedürfniß entsprungen, Herzenssache des Herausgebers gewesen und verlangte als solche von den Lesern genommen zu werden. „Was die Absicht betrifft, welche den Herausgeber zur Veröffentlichung der nachfolgenden belletristischen Erzeugnisse bestimmte, muß Folgendes bemerkt werden: Es that ihm oft genug im tiefsten Herzen weh, wahrnehmen zu müssen, wie blutwenig der deutsche Dichterwald sich um seine Pioniere im Osten kümmere. Wer sollte wohl auch in der Bukowina, dem fernen, wenig bekannten, ja viel verrufenen „Bärenlande" deutsche Poeten vermuthen. Und doch ist Deutschland so groß, so weit — „so weit die deutsche Zunge klingt." Also auch hier! Denn auch am Dnjestr und Pruth, am Sereth und an der Suczawa besitzt die deutsche Muse

nicht nur zahlreiche, sondern sogar selbstschöpferische Verehrer. Will man gerecht sein, so darf man die Ursache dieser kaum zu läugnenden Erscheinung allerdings nicht blos den hiesigen Vertretern der deutschen Poesie allein in die Schuhe schieben. Auch die Dichter der Bukowina haben gefehlt, wenn sie die Produkte ihrer Phantasie seit langer Zeit so ängstlich verborgen hielten und höchstens dann und wann als Findelkinder ohne Heimathschein in die weite Welt hinausschickten, als Waisen, denen Niemand ihr Vaterland von der Stirne lesen kann. — Den größten Theil der Schuld tragen aber wohl die eigenthümlichen hiesigen, der Aufmunterung zu poetischem Schaffen nichts weniger als günstigen und vorwiegend auf Reales, Praktisches, Prosaisches reflectirenden Verhältnisse. Ja gerade diese Verhältnisse riefen dem Herausgeber dieser Sammlung mit mephistophelischem Grinsen zu: „Sie ist die erste nicht." Der in diesen Blättern enthaltene biographische Aufsatz „Deutsche Poeten der Bukowina" weiß auch dem Leser ganz erbauliche Andeutungen über sehr ehrenwerthe, mit aufrichtiger Begeisterung begonnene und mißglückte Anläufe in gleicher Richtung zu geben. — Märchen sagt: „es war ein Mal!" ꝛc.

Nicht nur eine deutsche Literatur, auch eine förmliche deutsche Literaturgeschichte besitzt die glückliche Bukowina! Aus dem biographischem Auffsatz, den die Vorrede erwähnt, geht hervor, daß diese Literatur im Jahre 1852 geboren wurde, daß ihr Vater Simginowicz, genannt Staufe, heißt und daß die Wiener Poeten Seidl, Vogl, Paluzzi, die Lyriker Carri und Gigl und der „frühverblichene" Semlitsch an ihrer Wiege Pathenstelle eingenommen. Es hat ein Bukowinaer „Album" gegeben („in welchem ach! die Bukowinaer Poeten fehlen"), einen Bukowinaer Hauskalender mit vier Jahrgängen poetischer „Familienblätter", einen Band „Heimathsgrüße" und eine Sammlung „herrlicher", leider spurlos verschollener „Lieder aus der Bukowina". — Aber über den Sängern des Landes hat der Fluch gewaltet, daß die Welt sie verkannte — dem „hochbegabten" Theodor von Lupul ist es gegangen wie dem talentvollen Sauerquell und dem noch talentvolleren Fedkowicz — sie sind unbeachtet geblieben, und wenn Herr Karl Emil Franzos sich ihrer nicht angenommen hätte, würde die Nachwelt von ihnen nicht mehr wissen, wie die Mitwelt. — Den Hauptinhalt dieses Jahrbuchs für deutsche Literaturbestrebungen bilden, wie billig, lyrische Ergüsse: das Liebeslied hat hier seine üppigsten und zahlreichsten Triumphe gefeiert: „Antonie", „Marie", „Geheimniß", „Liebeslieder I—XII" von Lupul, „Liebeslieder I—XII" von Simginowicz, „Liebesgrüße", „Jugendliebe", „Dir", „Zu Dir", „Rosenzeit", „Frauenschönheit", „einer Verlorenen" lauten die

Inschriften an den Thüren, welche in dieses Heiligthum führen. Daß der Cultus der Natur ebenso reichlich vertreten ist, bezeugen die „sternenlose Nacht", „In der Laube", „Am Meer", „Im Wäldchen von Horecza", „Am Pruth", „Dnjester-Klänge" u. s. w., die düstere Zerrissenheit des modernen Poetenbewußtseins Gedichte mit den vielversprechenden Aufschriften „Erwarte nichts!", „Faust's Kirchgang", „An Lenau's Grabe" und ein Gedicht „Am Dom", das mit den gotteslästerlichen, aber tiefsinnigen Worten schließt:

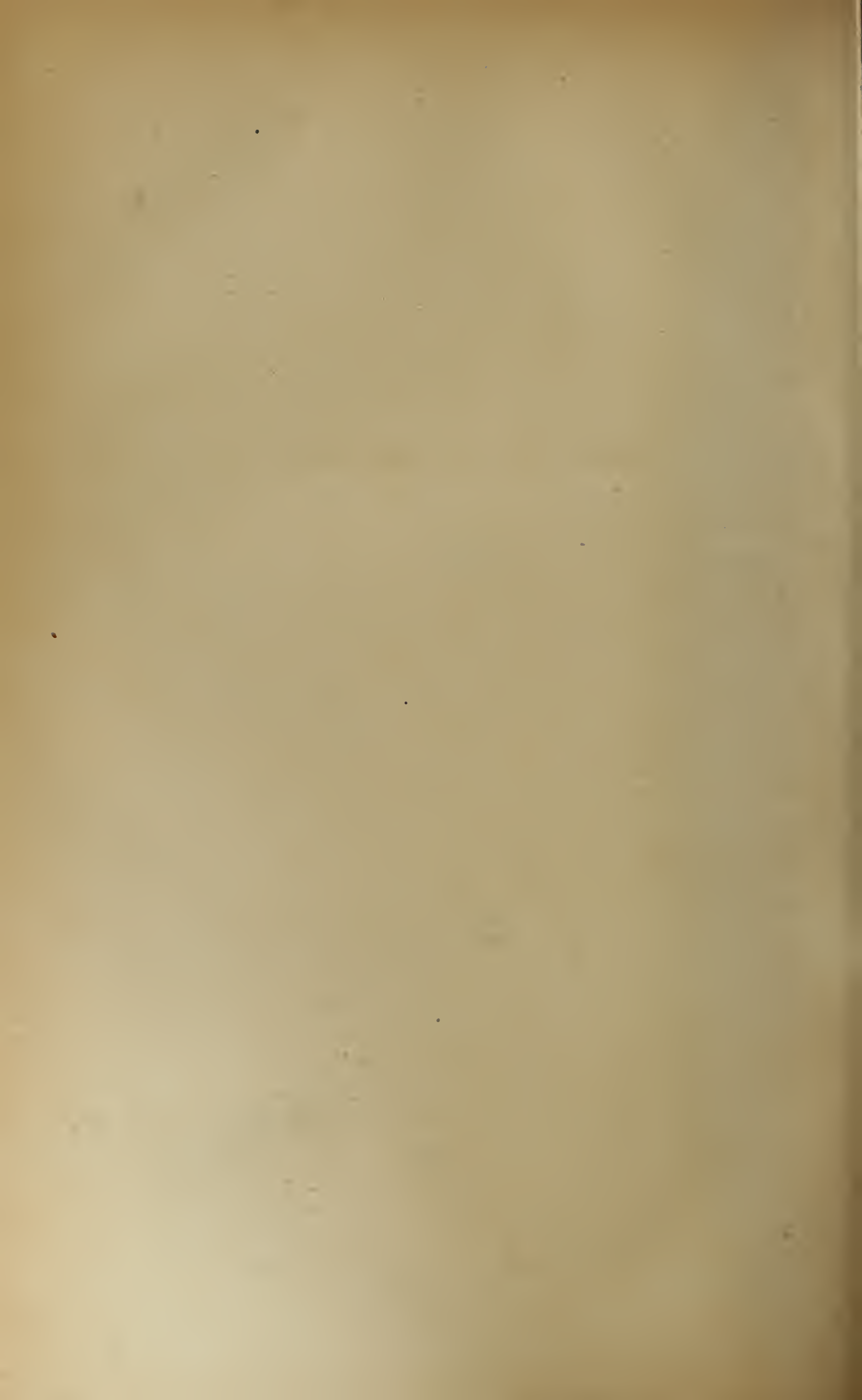
„Laß fahren dahin, laß fahren
Die schöne Märchenwelt,
Was taugen uns alle die Dome,
Wenn uns der Glaube fehlt."

Ein Kritiker, der auf der Höhe der Zeit stünde, könnte von den Buchenblättern noch Mancherlei berichten, namentlich dem in Prosa geschriebenen Theil derselben, der die Novelle „David, der Bocher", die „Criminalnovelle aus der Moldau", Gottesfügung, die Bärengeschichten u. s. w. enthält. — Wem die Bukowina aber Nichts mehr als ein von Rumänen und Ruthenen bewohntes Land bedeutet, das als Tummelplatz zweier Spielarten barbarischen Nationaldünkels von Interesse ist, dem fehlt das Zeug, dieser Oase inmitten „auf das Reale, Praktische, Prosaische reflectirender Verhältnisse" den gehörigen Reiz abzugewinnen.

Welche Zukunft wohl diesen durch kaiserlich königliche Hände gepflanzten östreichisch-deutschen „Nationalbestrebungen" beschieden sein mag? Wird auch hier dem poetischen ein politisches Vaterland folgen oder wird schon die nächste Zukunft die Herausgeber des Bukowinaer Volkskalenders davon überzeugen, daß sie kein Volk haben und keines sind und daß das deutsche Vaterland nicht allenthalben zu finden ist, wo die deutsche Zunge klingt, daß auch das Schwarzenberg-Bach'sche Gesammtvaterland ein Traum ohne Realität war? Ist die deutsch-östreichische Beamtenarbeit, die sich für Culturarbeit hielt, hier ebenso rettungslos verloren, wie in Galizien?



II.



Johann Friedrich Hartknoch.

Johann Friedrich Hartknoch wurde am 28. September 1740 (vier Jahre früher als Herder, ein Jahr früher als Hippel, zehn Jahre später als Hamann und sechszehn Jahre später als Kant) zu Goldap in preußisch Litthauen, wo sein Vater die bescheidenen Aemter eines Thorschreibers, Organisten und Stadtmusikus in sich vereinigte, geboren. Dieselbe Landschaft, welcher seine oben genannten vier berühmten Zeitgenossen entstammten und die als Wiege der preußischen Monarchie eine beträchtliche Rolle in der Geschichte der letzten Jahrhunderte gespielt hat, Ostpreußen war seine Heimath. Aber das Glück, dieser Provinz der Monarchie Friedrichs des Großen anzugehören und die Landsmannschaft des großen Philosophen zu theilen, der sich mit seinem Könige in die Herrschaft über die Gemüther der damaligen Deutschen theilte, war gerade in den Tagen, da unser Hartknoch geboren wurde, ein höchst zweifelhaftes. Von Alters her ist Ostpreußen nicht nur ein Stiefkind der Natur und des Glücks, sondern auch ein Stiefkind der preußischen Monarchie gewesen. Weit ab von den Mittelpunkten deutscher Cultur belegen, von litthauischen und polnischen Einflüssen umgeben und schon durch die nationalen und religiösen Verschiedenheiten unter seinen Bewohnern an freier Entwickelung behindert, dazu von der Kargheit der nordischen Natur nur ärmlich genährt, lange Zeit ohne Handelsaufschwung und Großindustrie, hat Ostpreußen immer Mühe gehabt mit den übrigen Theilen des preußischen Staates Schritt zu halten; es war ein Vorposten, in gewissem Sinne eine Colonie Deutschlands geblieben, zu dem es auch politisch bis in die jüngste Vergangenheit nicht gezählt hat. Energie und sittlicher Ernst waren zwar immer die

Zierden der Bürger dieses Landes gewesen, das eine lange Reihe stolzer Namen aufzuweisen hat, aber das Landvolk galt namentlich in den von Litthauern bewohnten Districten für apathisch und wenig bildungsfähig; es war durch materielle Noth von höheren Bestrebungen zurückgehalten und der städtischen Bevölkerung und deren Interessen fremd geblieben. Selbst die Regierungszeit Friedrichs des Großen, die mit dem Geburtsjahr unseres Hartknoch begann, und von welcher für fast alle Provinzen Preußens eine neue Zeitrechnung datirt, ist für Ostpreußen ziemlich unergiebig, ja von mancherlei peinlichen und trüben Erinnerungen begleitet gewesen. Während des siebenjährigen Krieges fiel diese Provinz für mehrere Jahre in die Hände der russischen Sieger und es blieb lange zweifelhaft, ob der schwarze Adler im weißen Felde jemals wieder von ihren Thürmen wehen werde. Neben den Lasten des Krieges und der Unbill des Feindes, die trotz der humanen Bestrebungen des russischen Obergenerals nicht ausblieb, hatte die unglückliche Landschaft noch die volle und dazu völlig unbegründete Ungunst des großen Königs zu tragen, an welchem ihre Bewohner nichtsdestoweniger mit Begeisterung und opferfreudiger Treue hingen. Der König konnte es Zeit seines Lebens nicht verwinden, daß die Bewohner des preisgegebenen Landes der Nothwendigkeit gehorcht und, wenn auch mit blutendem Herzen, der fremden Krone gehuldigt hatten. „Als die Provinz Preußen", heißt es in Gustav Freytags Bildern aus der „deutschen Vergangenheit" (B. 4, S. 268) „im siebenjährigen Kriege gezwungen wurde, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen und mehre Jahre dem russischen Reiche einverleibt blieb, vermochten die Beamten der Landschaft dennoch unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunst wurde angewendet, die Transporte durchzubringen. Viele waren im Geheimniß, nicht ein Verräther darunter; verkleidet stahlen sie sich mit Lebensgefahr durch die russischen Heere. Und sie merkten, daß sie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte seine Ostpreußen überhaupt nicht leiden, er sprach geringschätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, sein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer seiner jungen Offiziere zwischen Memel und Weichsel geboren sei, und nie betrat er seit dem Kriege ostpreußisches Gebiet."

Unter dem Druck dieser ungünstigen freudlosen Verhältnisse war ein hartes, pflichtstrenges und ernsthaftes Geschlecht aufgewachsen, in dem sich die volle Energie und der sittliche Ernst, aber auch die Unliebenswürdigkeit und Barschheit des altpreußischen Staatswesens

wiederspiegelte. „Nicht raisonniren", „aushalten", „seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit thun", das waren die Hauptmaximen der einfachen Philosophie dieses Menschenschlages, sie wurden der Jugend schon auf der Schulbank eingeprägt, wenn nöthig eingeprügelt, den Erwachsenen bis an das Lebensende unerbittlich wiederholt. Hier war der kategorische Imperativ bekannt und in die Praxis eingeführt, längst bevor Kant ihn aus der Vernunft abgeleitet und in sein System gebracht hatte, und in der Franzosenzeit haben die Ostpreußen zu beweisen gewußt, daß die Lehre des Philosophen aus dem tiefsten Innern ihres Volksthums geschöpft war.

Von der Jugend des Goldaper Thorschreiber-, Organisten- und Stadtpfeifersohnes Johann Friedrich Hartknoch wissen wir wenig mehr, als was der alte Hupel in dem Gedenkblatt berichtet hat, welches in seinen Nordischen Miscellaneen abgedruckt ist: daß es dem guten Manne, der dieses Sohnes Vater war, schwer geworden, sich durch die Welt zu helfen, daß er aber nichtsdestoweniger, was er irgend vermocht, auf die Erziehung des Knaben gewandt und daß er denselben der Aufsicht eines treuen Lehrers, Namens Seckersdorf, übergeben. Die Verhältnisse, unter denen Hartknochs berühmte Landsleute und Zeitgenossen, der Weber- und Glöcknerssohn Herder und der Pastorssohn Hippel erwuchsen, ermöglichen uns aber eine annähernde Vorstellung von der Existenz eines ostpreußischen und dazu halb-litthauischen Städtchens und derer, denen das Loos zufiel, in ihm während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geboren und erzogen zu werden.

Eine flache, von Sümpfen, kleinen Seen und Sandhügeln zerrissene Landschaft, ein rauhes, im Winter hartes Klima, Menschen, die zur Hälfte breites, unschön klingendes Deutsch, zur Hälfte den süd-litthauischen Dialekt sprachen, sich von Landwirthschaft, Moorkultur, Flachs- und Weizenbau nährten, meist zu arm waren, um einen Betrieb im Großen zu führen und auf irgend etwas Anspruch zu erheben, was zum Schmuck des Lebens gehört, denen das Leben im eigentlichsten Sinne des Worts zwischen Arbeit und Gebet verging — das waren die Verhältnisse, unter denen der Goldaper Bürgerssohn seine Jugend verbrachte. „Die Armuth sieht aus vielen Gebäuden mit hohlen Augen hervor", heißt es in einem Bericht über die Wohnungen in der Heimath Herders, und wir haben allen Grund, die Geltung desselben auch auf Goldap ausgedehnt zu denken. Von den Geldverhältnissen gewinnt man eine Vorstellung nicht eben erbaulicher Art, wenn man erfährt, daß der Rector von Mohrungen, nach dem Pastor die erste Person am Ort, nur 233 Thaler 8 Groschen Gehalt bezog und dennoch nicht wagen konnte, ein

Schulgeld zu erheben, „da die meisten Einwohner zu arm waren, um ihre Kinder zur Schule anzuhalten", und leicht bewirkt werden konnte, „daß sich die Feindschaft zwischen Schule und Schülern vermehrte." Die Zucht war, wie es in dem Lande und der Zeit des ehernen Militärregiments nicht anders sein konnte, eine barbarisch strenge: selbst Kant, der Sohn des wohlhabenden Königsberger Sattlers, dem das Glück zu Theil geworden war, jenes Collegium Fridericianum zu besuchen, in dem das mildere Regiment der Halleschen Pietisten waltete, pflegte in alten Tagen zu erzählen, „daß ihn jedes Mal Schrecken und Bangigkeit überfiele, wenn er an die Jugendsclaverei seines Schullebens zurückdächte", Hippel vergleicht diese Lebensperiode „den ägyptischen Dienstjahren der Kinder Israel", und Herder wurde die Blödigkeit und Unsicherheit, die ihm das Schuljoch zur zweiten Natur gemacht hatte, nur sehr langsam und mühsam in Riga los. Das Leben wurde hier wie ein erbarmungsloses Fatum angesehen, dessen Ernst man nicht früh genug kennen lernen konnte — daß der Mensch auch auf Freuden Anspruch haben könne, kam dem Geschlecht kaum in den Sinn, dem das Lehramt mit Bakel und Karbatsche, der Kriegsdienst mit Gassenlaufen und Krummschließen, die Rechtspflege mit der Folter identisch war.

Aber es war ein mannhaftes, pflichttreues und unbeugsames Geschlecht, das aus dieser harten Schule hervorging, wenn es Widerstandsfähigkeit genug besaß, um durch dieselbe nicht gebrochen zu werden.

Von Kindheit auf an Noth, Entbehrung und Thätigkeit gewöhnt zeigten die in jener Zeit aufgewachsenen Jünglinge nicht selten schon als halbe Knaben die Umsicht und Festigkeit von Männern. Auch Johann Friedrich Hartknoch sollte reichliche Gelegenheit haben, diese Eigenschaften zu bethätigen. Sechszehn Jahre alt, kam er nach Königsberg, um daselbst Theologie zu studiren. „Der Vater konnte für ihn nichts weiter thun: er überließ ihn nun seinem Schicksal und Talent. In einem Alter, wo die meisten Studirenden noch weder den Werth der Zeit, des Geldes noch der Kenntnisse zu schätzen wissen, wandte der Jüngling nicht nur großen Fleiß auf die Wissenschaften, sondern erwarb sich auch durch Unterricht im Lesen und in der Musik, mit welcher er von Kindheit an vertraut war, auf die mühsamste Art die Mittel zum Studiren. Diese Nothwendigkeit, mit Geld und Zeit genau Haus zu halten, hat ihm sein ganzes übriges Leben hindurch sehr gute Dienste geleistet; indessen legte er damals auch in seinem Körper den Keim zu der Krankheit, die ihn der Welt zu früh entriß. Denn die Besorgniß, bei seinen in der weitläuftigen Stadt sehr zerstreut wohnenden Schülern nicht etwa zu spät zu erscheinen und dadurch einige Minuten

zu versäumen, jagte ihn oft bis zur Athemlosigkeit von einem Ende der Stadt bis zum andern."

Das ist im Wesentlichen Alles, was wir aus den Miscellaneen von Hartknochs Studienjahren erfahren. Von dem Studentenleben, das gerade damals in der alt-preußischen Hauptstadt besonders wilde und lustige Wellen schlug und in welchem die Kurländer, wie wir durch Hippel wissen, die Hauptrolle spielten, hat der bescheidene, auf mühsamen Privatunterricht angewiesene Theologe schwerlich etwas zu sehen bekommen. Desto größer war der Einfluß, den die Lehrer auf ihn übten, zu deren Füßen er damals saß. Wenige Monate, bevor Hartknoch das akademische Bürgerrecht erworben, hatte sich Herr Magister Immanuel Kant, bis dazu Hauslehrer in verschiedenen ehrbaren Häusern seiner Vaterstadt, als Privatdocent für Logik, Metaphysik, Physik und Mathematik habilitirt und mit ihm trat Hartknoch, obgleich Amanuensis des Ordinarius für Philosophie Herrn Dr. Buck*), bald in Beziehungen, die sich bis zum Tode des großen Denkers erhielten. Theologie hat er wahrscheinlich bei dem Wolfianer Schultz gehört, einem der namhaftesten Lehrer der Königsberger Hochschule und nach Hippels Zeugniß dem talentvollsten aller Schüler Wolfs. Mit Hippel scheint Hartknoch damals nicht bekannt geworden zu sein, Herder kam erst nach Königsberg, als Hartknoch bereits Buchhändler geworden war. Zu freiem Freundesverkehr mag der arme Goldaper Theologe übrigens wenig Zeit gehabt haben: er mußte seine Zeit zwischen Collegienbesuch und Unterrichtgeben theilen und „conditionirte" außerdem als Hauslehrer im Hause des Härings-Wrakers Weißen, später bei seinem Patron, dem Professor Buck. Seine übrigen Verbindungen wurden wesentlich dadurch beeinflußt, daß er, noch nicht 19 Jahre, in den Freimaurer-Orden trat, dessen eifriges Mitglied er bis an sein Lebensende geblieben.

Die wichtigste und folgenreichste Bekanntschaft, welche Hartknoch während seiner Studien- und Hauslehrerjahre machte, war aber die des Buchhändlers Kanter, eines angesehenen, gebildeten und humanen Mannes, der mit allen Gelehrten der ostpreußischen Universitätsstadt in Beziehung stand und dessen Name uns fast auf jeder Seite der Jugendgeschichte Hippels, Herders und Hamanns begegnet. Kanters Buchladen scheint der Hauptsammelplatz der schönen Geister und auf-

*) Bei Hupel heißt es irrthümlich Bücken, aus der Selbstbiographie Hippels, der Hartknochs Studiencamerad war, geht hervor, daß nur der Dr. Buck gemeint sein kann.

steigenden Größen Königsbergs gewesen zu sein, denn der liberale und bildungsfreundliche Mann gestattete seinen näheren Bekannten in großmüthiger Weise die unentgeltliche Ansicht und erste Bekanntschaft seiner Bücherschätze. Er war (wie Professor v. Baczko in seinen Beiträgen zur Geschichte Königsbergs erzählt) „ein feuriger, gebildeter Mann, mit regem Sinn für alles Gute", dabei höchst thätig und betriebsam, zugleich Lotterie-Direktor, Buchhändler, Kunstfreund, Kunsthändler und Herausgeber der Königsberger gelehrten Zeitung. „Jeden Posttag wurden die neu angekommenen literarischen Producte auf einen großen Tisch gelegt und viele Gelehrte kamen, theils um sich hiervon zu unterrichten, theils um einige Augenblicke in angenehmer Unterhaltung zu verbringen, gegen 11 Uhr in diese Buchhandlung, wo sich auch mancher junge Studirende einfand und, sobald er nur Fähigkeit und Kenntnisse verrieth, von Kanter mit Wohlwollen behandelt wurde." — „Bei Kantern", erzählt Hippel, „lernte ich Scheffner kennen, als ich Scarrons komischen Roman zurückbrachte;" Kanter war ein Freund Hamanns, an Kanter wurde Herder empfohlen, als er die Universität bezog — Kanter war es, der auch auf Hartknochs Lebensgang entscheidenden Einfluß gewann. Er hatte dem fleißigen und leselustigen Jüngling gestattet, zu ihm zu kommen, so oft dieser wollte, und zu lesen, was er wollte. Als er im Jahre 1761 nach Leipzig zur Ostermesse reiste, übertrug Kanter Hartknoch die interimistische Leitung seines Geschäfts und dieser wußte das ihm geschenkte Vertrauen so glänzend zu rechtfertigen, daß Kanter ihm nach seiner Rückkunft vorschlug, förmlich in seinen Dienst zu treten und Buchhändler zu werden. Hartknoch, dessen Eifer für die Theologie jener Zeit nicht allzu lebhaft gewesen sein mag, und dem sich Aussichten auf eine dankbarere und interessantere Laufbahn eröffneten, willigte ein und arbeitete zwei Jahre als Gehilfe im Kanterschen (jetzt Unzerschen) Geschäft.

Wir brauchen uns nur oberflächlich mit der damaligen Lage und Beschaffenheit des deutschen Buchhandels bekannt zu machen, um Einblick in die Schwierigkeiten, aber zugleich in die Bedeutung des Berufs zu gewinnen, dem Hartknoch sich von nun ab widmete. In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts waren Verlags- und Sortiments-Geschäft noch ungetrennte Branchen, gab es keine Lieferungen à condition und der schamlos betriebene Nachdruck, eine traurige Folge der deutschen Zersplitterung, hemmte jeden Aufschwung der literarischen Production und des mit dieser eng verschwisterten Betriebes. Während heutzutage die wenigsten Verleger direct mit dem bücherkaufenden Publikum verkehren, der Regel nach der Verleger seine Artikel durch

Vermittelung des Commissionairs an den Sortimenter je nach dessen Bestellung liefert und außerdem die Einrichtung besteht, daß der Sortimenter die nicht fest bestellten Sachen zurückgeben kann, wenn sie nicht binnen Jahresfrist („bis zur nächsten Ostermesse") verkauft sind, existirten bis zum Beginn der Neuzeit höchst primäre und unpraktische Verhältnisse. Bis zu den neunziger Jahren waren die Verleger zugleich Sortimenter (Detail-Verkäufer an das Publikum) und umgekehrt. Zwei Mal jährlich kamen die deutschen Buchhändler in Leipzig zusammen, um sich über den Austausch der von ihnen verlegten Schriften zu verständigen. Baar bezahlt, überhaupt in Geld bezahlt wurde nur sehr ausnahmsweise. Ließ sich die zwischen den Einzelnen bestehende Rechnung nicht sofort durch Tausch ausgleichen, so wurde der nächsten Messe die vollständige Liquidation auf demselben Wege vorbehalten.

Die Mißstände dieses Verfahrens liegen auf der Hand und trafen das lesende Publikum ebenso empfindlich, wie die Geschäftsleute. Nur größere Buchhändler, die einen ansehnlichen Verlag besaßen, waren im Stande, sich mit den wichtigeren Neuigkeiten auskömmlich zu versehen und ein anständiges Lager zu halten. Hatten sie untaugliche Artikel in Verlag genommen, so fehlte ihnen das Tauschmittel zur Erwerbung solcher fremder Verlagsartikel, die auf Absatz beim Publikum rechnen konnten. Der Verleger eines guten Werks war, wenn er dasselbe vertreiben wollte, wiederum in die Alternative versetzt, entweder auf seine nächsten Kunden beschränkt zu bleiben oder seine gute Waare gegen Schund einzutauschen, den er entweder gar nicht oder doch nicht mit Ehren los werden konnte: für die jämmerlichsten und gefährlichsten Erzeugnisse des Büchermarkts war damit eine Art Zwangscours geschaffen und die ehrenwerthesten und gebildetsten Buchhändler konnten der Nothwendigkeit nie ganz aus dem Wege gehen, Collegen mit großer Kundschaft ihren Schund wenigstens in einer gewissen Anzahl von Exemplaren abzunehmen. Daß die Bücherpreise dadurch von einer Anzahl der unberechenbarsten Conjuncturen abhängig und höchst ungleichartig waren, versteht sich ebenso von selbst, wie daß an eine Vertreibung über alle Theile Deutschlands nur in glücklichen Ausnahmefällen zu denken war. Das Publikum war von dem guten Willen, der Intelligenz und dem Geschick der an den einzelnen Orten lebenden Buchhändler in geradezu sclavischer Abhängigkeit. Bei dem kindlichen Zustande der damaligen Verkehrsmittel und dem Mangel an publicistischen Organen konnte es geschehen, daß man in Hamburg und Königsberg von den wichtigsten Erscheinungen der süddeutschen Literatur gar keine oder doch nur verspätete Kunde erhielt; hatte der locale Buchhändler auf der

letzten Messe unglücklich oder gar nicht ausgetauscht, so kostete es mehr Zeit und Geld, als die meisten Leute aufzuwenden hatten, um des gewünschten neuen Werkes habhaft zu werden. Dazu kam das Elend des Nachdrucks, der bei der Ohnmacht des Reichsverbandes und der egoistischen Isolirung der kleinen Souveraine mit der Frechheit des Straßenraubes betrieben wurde und dem Buchhändler jede weiter aussehende Speculation, dem Schriftsteller jede Aussicht auf ein reichliches Honorar unmöglich machte. In Süddeutschland war besonders Reutlingen als Heimath literarischer Wegelagerer berüchtigt, in Oestreich lebten noch zur Zeit des Wiener Congresses die meisten Buchhändler vom Nachdruck „im Reich" erschienener Werke, und als der treffliche Perthes*) im Jahre 1815 in die östreichische Hauptstadt kam, um das Rechtsgefühl der k. k. Regierung auf diesen Unfug aufmerksam zu machen und von derselben Abhilfe zu verlangen, sagte ihm der Chef des Handels-Departements, Herr von Stahel, ganz offen, die Wiener Buchhändler befänden sich bei der gegenwärtigen Lage so „behaglich", daß eine Aenderung auf ihren entschiedenen, vielleicht sehr erfolgreichen Widerstand stoßen würde. So groß war die Zerfahrenheit, welche, wie in jeder andern, so in buchhändlerischer Beziehung unter den Zuständen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation groß gewachsen war, daß derselbe Perthes noch im Jahre 1815 in Augsburg Buchhandlungen von großem Umfang fand, „die mit Leipzig in gar keiner Beziehung standen" und ihre Bücher durch umherziehende Hausirer vertreiben ließen, an welche das Publikum sich so gewöhnt hatte, „daß alle Bestellungen nicht nur auf Bücher, sondern auch auf Kunstsachen, Papier, Leinen, Schmuck bis zur Ankunft dieser Augsburger Reisenden verschoben wurden."

Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse, deren Wandlung zum Bessern unser Hartknoch nicht mehr erlebt hat, war das Feld der Thätigkeit, das sich ihm eröffnete, als er von der Theologie zum Buchhandel überging, ein überaus reiches, ja glänzendes. Die deutsche Literatur begann seit der Mitte des sechsten Jahrzehnts einen ungeahnten Aufschwung zu nehmen und wurde mehr und mehr das einzige große und allgemeine Interesse der politisch zersplitterten und nichtigen Nation, die sich bis dazu schon vor dem Auslande gebückt und den übermüthigen Franzosen demüthig die Schleppe nachgetragen hatte. Der Enthusiasmus für die poetische Production und für die eben erwachten philosophischen Zeitbestrebungen stand noch in voller, jungfräulicher Blüthe.

*) Friedrich Perthes Leben, B. 2, S. 145, 146 ff. (Gotha 1855).

Jeden, der Briefe und Memoiren aus jener Zeit in Händen gehabt, wird die Freude der damaligen Deutschen über jede neue literarische Errungenschaft, jeden neuen Schritt auf der Bahn der Forschung, mit ihrem warmen Hauch angeweht haben. Die Bildung war noch frisch und neu, sie konnte von dem Einzelnen nur mühsam erworben werden, man kannte die Gefahren und Abwege der eben in Mode gekommenen philosophischen Speculation noch nicht, ihre einzelnen Erzeugnisse wurden im eigentlichsten Sinne des Worts verschlungen und Alle, die sich durch gleichen Sinn für die bis dazu unbekannten Humanitäts- und Aufklärungsinteressen verbunden wußten, bildeten eine Art geheimer Brüderschaft. Diese Brüderschaft über den gesammten Welttheil auszudehnen, die Errungenschaften der Aufklärung und den Humanitätscultus zum Eigenthum aller Gebildeten und Bildungsfähigen zu machen, die Fackel des Lichts von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zu tragen und allenthalben Jünger für die modernen Ideen zu werben, hatte Niemand einen so directen Beruf wie der Buchhändler. — Noch heute hat das größere Publikum keine Vorstellung davon, daß der Bücherhandel auf die Zeitbildung einen ebenso großen und nachhaltigen Einfluß übt, als die Bücherproduction, und daß die Thätigkeit gewissenhafter und gebildeter Verleger in das Leben einer Nation ebenso tief eingreifen kann, als das Schriftstellerthum. Eingeweihte wissen längst, daß die Kunst, das Lesebedürfniß anzuregen und in der rechten Weise zu nähren, ebenso schwierig und kaum weniger wichtig ist, als die Kunst, die literarische Production zu wecken und in die richtigen Bahnen zu lenken. Die Lectüre weitaus der meisten Menschen ist vom Zufall, der Bequemlichkeit und von Empfehlungen abhängig; diese Factoren richtig und erfolgreich zu benutzen, vermag Niemand in höherem Grade als der Buchhändler, mag er Verleger oder Sortimenter sein. Wesentlich von dem ersteren hängt es ab, ob und wie junge Talente sich Bahn brechen, daß sie an die richtige Stelle gebracht und bekannt gemacht werden. Die Mehrzahl aller größeren literarischen Unternehmungen der Neuzeit, das Conversationslexikon, die gelehrten Zeitschriften, die Sammelwerke für Theologie, Jurisprudenz, Geschichte und Staatswissenschaften, die Classikerausgaben sind von Verlegern, nicht von Schriftstellern begründet worden, und in einer großen Anzahl von Fällen läßt sich das Glück, das einzelne literarische Erscheinungen gemacht haben, auf den Credit, das Geschick und die Gunst ihrer Verleger zurückführen. In der Hand des Sortimenters aber liegt es, ob wesentlich an die guten oder an die schlechten Instincte des Publikums appellirt wird, und das geistige Bedürfniß und die Geschmacksrichtung

manchen Orts ist durch seine Buchhandlungen bestimmt worden. Kaum schlagender aber kann, daß das geistige Leben und das Bildungsniveau einer Landschaft wesentlich davon abhängen ob und welche Buchhändler in ihr leben, belegt werden, als durch die Geschichte Johann Friedrich Hartknochs in Riga und Livland.

Dafür, daß der Gehilfe des ehrsamen Herrn Kanter von Hause aus die ideale Seite seines Berufs ins Auge gefaßt und denselben als Waffe für den Sieg der Bildung und Philosophie, nicht als Mittel zur eigenen Bereicherung ergriffen, — dafür liefern sein ganzer Lebensgang, sein Verkehr mit den bedeutendsten Geistern der Zeit, die Rolle, welche er in Liv- und Kurland gespielt, den vollgiltigsten Beweis. Schon zwei Jahre nachdem er in das Kanter'sche Geschäft getreten, im Jahre 1763, ließ sich Hartknoch in Mitau (das er auf einer im Interesse seines Principals unternommenen Reise kennen gelernt) als Begründer eines neuen Geschäfts nieder und wenig später wurde das Rigaer Geschäft begründet, dessen persönliche Leitung er dann selbst übernahm und wo er sich dauernd niederließ.

So verschieden Kur- und Livland, Riga und Mitau von Alters her waren und geblieben sind, so hatten sie doch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer Beziehung entschiedene Aehnlichkeit: in der Bescheidenheit, um nicht zu sagen Armuth ihrer geistigen Bedürfnisse und Ansprüche. Mitau, wo unser Hartknoch sich zunächst niederließ, war damals noch Hauptstadt des Herzogthums Kurland, oder wie Hippel (der jenes Land damals durchreiste) richtiger sagt, des kurländischen Freistaats. Das frische, genußsüchtige Treiben der alt-kurischen Art war ein für feineres geistiges Leben vielleicht noch ungünstigerer Boden, als der livländische. Der Mangel eines selbständigen, auf Bildung gestützten Bürgerthums beraubte die Sache der Intelligenz ihrer natürlichsten Anwälte und Träger, und die Aristokratie jener Tage kannte (wie uns derselbe Hippel sagt) nur zwei Interessen: die Jagd und kurländische Staatsangelegenheiten. — Wir können uns nicht versagen, zur Charakteristik des Orts, an welchem Hartknoch sich im Jahre 1761 niederließ, die kurze, aber höchst charakteristische Schilderung mitzutheilen, die der Verfasser der „Lebensläufe" von seinem zweistündigen Aufenthalt in der kurländischen Metropole entwirft. „In Mitau kehrten wir im ersten Gasthofe ein, wo wir bis auf einen Mitgast ganz gute Aufnahme fanden. Dieser Mitgast war ein ächter kurscher Junker v. B—f, der uns so viel von Hauen und Stechen erzählte, daß, wenn ich nicht schon auf der Universität mit dieser Sprache bekannt geworden wäre, sie mir befremdlicher gewesen wäre. Jetzt blieb alles in der

Ordnung und unser kurscher Vorfechter drang mir kein Rappier auf, um an uns ein Experiment zu machen. Ich besuchte meinen Landsmann, den Professor Wachsen, der als Rector bei der Schule in Mitau stand, konnte mich an dem Bironschen Schlosse, das inwendig eine wahre Wüstenei, von außen indessen ein herrliches Gebäude ist, nicht satt sehen, und betrat in wenigen Stunden den eigentlich russischen Boden. Schwerlich wird man innerhalb 7 Meilen, denn soweit liegt Riga von Mitau, einen so gewaltigen Unterschied von Menschen finden als mir hier so auffallend war. Im Freistaat herrscht eine ganz andere Denk- und Sprechart, als in der Monarchie . . . . wenn nur die aristokratische Weise, welche in Kurland gang und gebe ist, mir nicht die Freiheit (wenn Aristokratien anders diesen Namen verdienen) gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt hätte. Unser Mitgast war kein hinreißender, sich und die Sache der Freiheit empfehlender Cicerone — da der Mensch Nichts, der Edelmann hingegen Alles bei ihm galt. Ist da Freiheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit gelten? Die kurländischen Edelleute nennen sich ohne Zweifel, in Rücksicht der ihnen gebührenden großen Freiheit, Barone oder Freiherren."

Kehren wir von dieser Abschweifung zu unserem in Riga und Mitau etablirten jungen Buchhändler zurück. Der Boden, den er vorfand, war in literarischer Beziehung ein vollständig jungfräulicher und die meisten Bewohner beider Städte mögen kaum eine Ahnung davon gehabt haben, daß es ein Ding wie Literatur gebe und was es mit demselben auf sich habe. Die einzigen Bücher, welche „gingen" und als Handelsartikel regelmäßig vorkamen, waren Katechismen und Andachtsbücher, welche meist im Inlande gedruckt und durch Buchbinder und Küster vertrieben wurden. Alle paar Jahre geschah es, daß von Leipzig oder Königsberg ein unternehmender „Buchführer" (wie man damals sagte) um die Johanniszeit den Weg in die beiden baltischen Metropolen fand und die Artikel, welche er zufällig mitgenommen hatte oder die anderswo nicht zu placiren gewesen waren, an den Mann brachte; wer außerhalb dieser Schalttage ein nicht in Riga oder Mitau erschienenes Buch wünschte, mußte warten oder aber ins Ausland schreiben und sich das gewünschte Werk per Post kommen lassen. Erwägt man, daß ein simpler Brief von Leipzig nach Dorpat noch vor 40 Jahren einen ganzen Thaler, resp. Rubel kostete, und daß das an den Folgen des nordischen Krieges darniederliegende Land sich nur sehr langsam erholte, so wird man errathen, wie oft und von welchen Gesellschaftsklassen von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wurde

und unter den einmal gegebenen Verhältnissen Gebrauch gemacht werden konnte. Es war ganz dem bescheidenen Zuschnitt jener Zeit gemäß, daß man, weil es keine Buchhändler gab, keine Bücher hatte und daß man aus diesem letzteren Grunde nicht oder doch nur sehr wenig las. Die wenigen studirten und an höhere Bedürfnisse gewöhnten Leute, die es gab, waren der Mehrzahl nach aus Deutschland eingewanderte Prediger, die einen gewissen Büchervorrath mitbrachten und gelegentlich unter der Hand vermehrten. Im Adel wurde wenig gelesen, man begnügte sich in der Regel mit den Werken, in deren Besitz man zu minder knappen Zeiten gelangt war und die sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt hatten. Noch in den neunziger Jahren fand Merkel einen Edelmann, der für wohlhabend und besonders gebildet galt, seiner Gattin aus dem im Jahre sechzehnhundert sechs und sechzig erschienenen „Simplicissimus" vorlesen. Derselbe Schriftsteller versichert uns, zu damaliger Zeit seien die jungen, aus dem Auslande eingewanderten Hauslehrer eigentlich die einzigen Leute in Livland gewesen, bei denen von Wissenschaft, Literatur und Kunst die Rede gewesen. „Aber auch bei diesen" setzt Merkel hinzu, „nur bis sie sich eingelebt hatten, das heißt in nichtliterarischen Interessen untergegangen waren. Das mußte um so schneller gehen, als es fast gar keinen literarischen Verkehr zwischen Livland und Deutschland, also noch weniger mit andern Ländern gab." Merkels eigener Vater, von dem wir wissen, daß er Gelehrter und Literaturfreund war und eine Bibliothek französischer, deutscher und italienischer älterer Classiker aus Hamburg mitgebracht hatte, besaß — wie wir nach den Andeutungen seines Sohnes wissen — noch am Ausgang der siebenziger Jahre nicht eine einzige Schrift Lessings. Ein unternehmender Kopf, der um dieselbe Zeit eine Leihbibliothek der Schriften berühmter Franzosen, Engländer und Italiener in Riga angelegt hatte, machte so schlechte Geschäfte, daß er schließlich in die Düna sprang. — Neben diesen indirecten liegen uns auch directe Zeugnisse über die Beschaffenheit des damaligen Bildungszustandes vor. Hupel, der sich über die Schattenseiten des livländischen Lebenszuschnitts immer nur sehr schonend und behutsam ausspricht, giebt an zwei verschiedenen Stellen seiner Miscellaneen deutlich zu verstehen, wie traurig es um das geistige Leben der vorhartknochischen Zeit in Liv-, Est- und Kurland bestellt gewesen. „Seit langer Zeit war in Livland gar kein, in Estland nur ein sehr unbedeutender Buchladen gewesen. Buchdrucker und Buchbinder hielten die Bücher zum Verkauf, nach welchen am meisten gefragt wurde. Hin und wieder verschrieb ein Gelehrter für sich oder seine Freunde etwas aus Deutschland. Lectüre war keine Lieblingsbeschäftigung der Liv- und

Estländer, und wer einen Hang dazu fühlte, mußte ihn wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten sehr einschränken; und wer ein unterhaltendes Buch besaß, der zeigte es nur den vertrautesten Freunden, weil er sonst in Gefahr stand, von vielen darum angesprochen zu werden und es endlich niemals wieder zu bekommen. Noch schlimmer sah es mit der Schriftstellerei aus. Ein Mann von Geist, welcher etwas wollte drucken lassen, fand weder Verleger noch die zur Ausarbeitung erforderlichen Hilfsmittel, weil es an Bibliotheken fehlte und die erwähnten Bücherhöcker keine großen Werke führten."

Ein günstiges Geschick wollte, daß sich in dem Zeitpunkt, in welchem Hartknoch Bürger unseres Landes wurde, bereits ein frischeres Leben zu regen begonnen hatte und daß er in Mitau, wie in Riga Männer vorfand, welche seine Interessen theilten und seine Bestrebungen, soweit an ihnen war, unterstützten. In der kurländischen Hauptstadt bildete das Lehrer-Collegium des Gymnasium academicum den Mittelpunkt des geistigen Lebens, in Riga fand er den Berens'schen Kreis, welcher später Herder eine zweite Heimath wurde. Hamanns längerer Aufenthalt in Liv- und Kurland hatte diese Männer, sowie die in den beiden Nachbarstädten lebenden Gebrüder Lindner (den Rector an der Rigaer Domschule, Johann Gotthelf, und den Mitauer Arzt Ehregott Friedrich) mit den strebsamen Königsberger Gelehrtenkreisen zuerst in Berührung gebracht, und gerade weil sich die den modernen Humanitätsbestrebungen zugewandten Männer hier wie dort noch als Prediger in der Wüste fühlten, war ihr Zusammenhang ein innigerer geworden, als man bei der Entfernung der ostpreußischen Hauptstadt vom Rigaer Meerbusen, und bei dem mangelhaften Zustande der Communicationsmittel hätte denken sollen. Man wußte nicht nur von einander, sondern man theilte sich mit heiligem Eifer alle neueren literarischen Erscheinungen von Bedeutung mit, unterstützte die gegenseitigen Bestrebungen und ihre hervorragendsten Repräsentanten nach Kräften. Von den Brüdern Berens sagt Gervinus in seiner Literaturgeschichte ausdrücklich, ihr wohlthätiger und anregender Einfluß habe sich im gesammten baltischen Norden fühlbar gemacht, und man braucht nur die Briefschaften Herders und Hamanns aus jener Zeit aufzuschlagen, um den Eindruck zu gewinnen, daß räumliche Entfernungen vielleicht niemals mit so frischem Geistesfluge übersprungen worden seien, als in diesen Hartknoch-Hamann-Herderschen Tagen.

Riga war aber nicht der einzige livländische Ort, an welchem geistiges Leben sich beim Beginn der sechziger Jahre zu regen begonnen hatte. In Dorpat lebte seit dem Jahre 1750 der ehemalige Hausleh-

rer eines Herrn von Vietinghof, jetzige Ordnungsgerichtsnotar und Rathsadvocat Herr Konrad Friedrich Gadebusch aus Rügen, ein Mann von beispiellosem Fleiß und unermüdlichem literarischen Eifer. Gadebusch, der seine Studien in Greifswald gemacht hatte und im Jahre 1719 geboren war, gehörte einer älteren Schule an, als die Männer unseres Königsberg-Riga-Mitauer Kreises. Waren jene mit besonderem Eifer der neuen philosophisch-humanitären Richtung ergeben, so stak er noch in der juristisch-historischen Schule alten Zuschnitts; Studium und Sammlung von Urkunden, Stammbäumen, Rechtsbüchern und Quellen war seine Lieblingsbeschäftigung, seine Richtung eine streng conservative und historische. Unter den zahlreichen gedruckten und ungedruckten Schriften, welche das baltische Schriftstellerlexikon von ihm aufführt, ist keine einzige, welche das Gebiet philosophischer und ästhetischer Speculation auch nur streifte, er bleibt immer auf dem festen Boden der gegebenen Verhältnisse und der urkundlich verbürgten Thatsachen, gleichviel ob sie sich auf wichtige oder unwichtige, große oder kleine, juristische oder historische Materien, Landeshistorie oder bloße Familiengeschichte beziehen — schon die trockene, nüchterne Art seiner Darstellung schließt jedes speculative Bedürfniß aus. Aber gerade der Respect und die Treue, welche der ehrsame Ordnungsgerichtsnotar und spätere Syndikus und Bürgermeister Dorpats in seiner Erforschung der gegebenen Verhältnisse bewies, befähigten ihn in ungewöhnlichem Maße zur Erfüllung der Aufgabe, die er sich gesteckt hatte: das verworrene und zersplitterte Material der livländischen Landes- und Rechtsgeschichte zu sammeln und zu sichten und mit der Geschichte seiner eigenen Zeit in Verbindung zu bringen. Um nur von einem zu reden: seine „livländischen Jahrbücher" sind nicht nur als erster Versuch einer zusammenfassenden, alle damals vorhandenen Quellen benutzenden Darstellung der livländischen älteren Geschichte von hohem Werth, sie bilden zugleich die wichtigste und zuverlässigste Quelle für die Provinzialgeschichte des 18. Jahrhunderts. Gleiches gilt für seine „livländische Bibliothek nach alphabetischer Ordnung," deren Verdienstlichkeit schon aus der Rolle hervorgeht, welche dieses Buch als Vorarbeit für das Napiersky-Recke'sche Lexicon gespielt hat. Von dem stupenden Fleiß dieses Mannes der als Bürgermeister die Seele des Dorpater Gemeinwesens, zugleich Verwaltungsbeamter, Richter und vielbeliebter Advocat war, kann man sich heutzutage kaum eine Vorstellung machen; bei der großen Feuersbrunst, welche Dorpat im Jahre 1755 zerstörte, verlor er nicht nur einen großen Theil seines mühsam erworbenen Vermögens, sondern die Vorarbeiten und Materialien zu einer deutschen Reichsgeschichte und

seine 20 Foliobände (acht Bände Text und zwölf Bände Belege) umfassende Geschichte des livländischen Adels. Diese Riesenarbeit hat er nachher noch einmal gemacht. Ohne die Möglichkeit, sich das nöthige Material regelmäßig aus Deutschland zu beschaffen, ohne Aussicht darauf, die Resultate seiner Arbeit in dem buchhändlerlosen Alt-Livland jemals publicirt zu sehen, hatte dieser Mann Jahrzehnte lang geforscht und gesammelt, blos um seinem innern Bedürfniß zu genügen.

Unweit Dorpat lebte seit 1760 ein anderer Gelehrter, dessen Studien und Sammlungen gleichfalls der Auferstehung durch einen Buchhändler und Verleger harrten, August Wilhelm Hupel, geboren 1739 zu Butterstädt in Weimar, Pastor zu Ecks und seit 1763 zu Oberpahlen, Sammler, Herausgeber und Bearbeiter von 28 Bänden nordischer Miscellaneen und 18 Bänden neuer nordischer Miscellaneen, Verfasser zweier topographischer Werke über Liv- und Estland, die an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit noch heute nicht übertroffen sind, einer estnischen Grammatik, und zahlreicher, um nicht zu sagen zahlloser anderer Schriften von zum Theil unvergänglichem Werth, ein Typus des werkthätigen, flachen, aber wohlmeinenden Vulgärrationalismus seiner Zeit, ein Dilettant in den historischen Wissenschaften, dem wir mehr verdanken, als der Mehrzahl unserer zünftigen Geschichtsforscher. — Neben Hupel ist endlich noch Heinrich Johann von Jannau, der fleißige Pastor zu Lais, zu nennen, gleichfalls Forscher auf historischem Gebiet, zugleich muthiger Vorkämpfer der Bauernfreiheit und thätiger Journalist.

Durch diese Männer und die jüngeren Kräfte, welche sie um sich geschaart hatten, war der Boden, den Hartknoch im Jahre 1763 betrat, bereits gelockert und für die Bildungssaat, in deren Ausstreuung er seinen Lebensberuf sah, empfänglich gemacht. Mit glücklichem Geschick verstand der junge Buchhändler sich zunächst mit den Bildungsrepräsentanten seines neuen Vaterlandes in Verbindung zu setzen, ihre Achtung und Freundschaft zu erwerben. Kaum ein Jahr nach seiner Niederlassung in Mitau und Riga hatte er bereits so viel Einfluß gewonnen, daß man ihn mit zu Rathe zog, als im Sommer 1764 das Amt eines Collaborators an der Domschule vacant wurde. Neben Hamann war er es vorzüglich, der die Berufung Herders zu diesem Amte bei dem Rector Lindner durchsetzte, und keiner der Rigaer Freunde des großen Dichters und Denkers hat sich um dessen Wohlbefinden und Zufriedenheit in Riga so viele Verdienste erworben, als eben unser Hartknoch. — Als er in der Kanter'schen Buchhandlung als Gehilfe arbeitete, war Herder nach Königsberg gekommen, um daselbst Theologie zu studiren,

und die beiden strebsamen jungen Männer hatten sich rasch und innig befreundet. Herder hatte damals daran gedacht, selbst Buchhändler zu werden, war aber durch den älteren Freund, der des jungen Theologen reizbare, zugleich blöde und stolze Natur richtig erkannte und beurtheilte, davon überzeugt worden, daß er nicht zum Geschäftsmann tauge. Jede freie Stunde hatten sie getheilt, da ihr Bekanntenkreis derselbe war, und noch in späteren Jahren erinnerte Herder sich mit Wehmuth der Zeiten, „da der thätige Freund, mit dem großen Bücherpacket unter dem Arm, den Schloßberg hinauflief und Abends zu ihm in sein bescheidenes Stübchen kam, um zu berichten, wie es mit dem Handel gegangen sei." — Wie wohlthätig Hartknoch auf Herder während dessen Aufenthalt in Riga wirkte, wissen wir aus mehr wie einer Quelle. Durch ihn wurde der junge Collaborator mit den Honoratioren und, was wichtiger war, mit den gebildeten Kreisen der Stadt bekannt. Nicht nur daß Hartknoch nach seiner im Jahre 1767 erfolgten Verheirathung mit Anna Benigna Mehmel (aus Mitau) selbst ein angenehmes, von allen Freunden feinerer Geselligkeit aufgesuchtes Haus machte, er führte den schüchternen und linkischen jungen Schulmann bei Gottfried Berens, dem Obervoigt und Oberwaisenherrn, bei dem Rathssekretären Johann Christoph Berens und dessen trefflichen Brüdern Georg und Gustav ein. — Durch ihn wurde Herder mit dem liebenswürdigen Hause des Kaufmanns Busch, mit den Heydevogel, Schwartz, Wilpert, Zuckerbecker, Arend u. s. w. bekannt — angesehenen, tüchtigen und strebsamen Männern, zu denen Herder schwerlich selbst den Weg gefunden hätte und bei denen der in Armuth und Druck aufgewachsene Parvenu, zum ersten Mal des Lebens holden Ueberfluß und Schmuck kennen lernte. „Täglich sahen sich die herzlich verbundenen Freunde, wo denn Hartknoch über seine Angelegenheiten berichtete während Herder ihn von seinen wissenschaftlichen Versuchen, Plänen und Bestrebungen unterhielt. Hartknoch (so fährt Herders Sohn in der Einleitung des Buchs „Von und an Herder" fort) war eine durchaus biedere, aber leidenschaftliche Natur, doch ertrug er Herders, durch trübe Verhältnisse genährte scharfe Bitterkeit und seinen leicht gereizten Unmuth mit Schonung. Seine Buchhändlergeschäfte hatten guten Erfolg."

Als Hartknoch sich in Riga etablirte, war (wie sein Gehilfe Karl Reymann Hupel berichtete) sein Laden anfangs nur klein und bescheiden, „gewann aber bald eine bessere Gestalt." Als Sortimenter wie als Verleger entwickelte er schon in den ersten Jahren eine wahrhaft staunenswerthe Thätigkeit, und wir haben allen Grund, dem alten Hupel aufs Wort

zu glauben, daß die traurigen literarischen und Bildungsverhältnisse des alten Livland sich von dem Augenblick an, da Hartknoch seinen Laden eröffnete, schnell und vollständig änderten. „Nicht genug, daß er Bücher zeigte, anbot, empfahl, zu lesen auslehnte, auf Credit gab, — er sandte sie auf eigene Kosten mitten im Lande umher, an Männer, die er kannte oder von deren literarischem Hang er hörte, und ließ sich nicht verdrießen, daß er sie nach einiger Zeit unverkauft zurückbekam; hin und wieder wurde doch etwas behalten. Allmälig fanden die Leute am Lesen Geschmack und kauften desto reichlicher. Aber er schränkte sich nicht allein auf Livland ein: mit unnachahmlicher Thätigkeit suchte er Abnehmer und Commissionäre (denen er zu ihrer Ermuthigung gewisse Vortheile bewilligte) in Estland, sonderlich in Reval, in Petersburg, Moskau und in anderen ansehnlichen russischen und kurländischen Städten. Er verschaffte Alles, was man verlangte, und bediente seine Kunden mit Eifer .... In kurzer Zeit war der Geist der Gelehrsamkeit weit sichtbarer; in jedem Hause fand man Bücher, der Geschmack besserte sich, die Kenntnisse wuchsen, man errichtete Lesegesellschaften und wir wurden so bekannt mit der neuen Literatur, als wenn wir mitten in Deutschland gewohnt hätten, weil Hartknoch seine gelehrten Waaren (welche nicht blos in Büchern, sondern auch in Werken der Kunst, Musikalien, Kupferstichen u. dgl. bestanden) theils mit Schiffen, theils monatlich mit der Post kommen ließ."

Wir kommen auf diese Seite der Thätigkeit unseres Hartknoch noch im weiteren Verlauf zurück: mit dem Sortimentsgeschäft hatte er einen Verlag verbunden, und gerade in die Jahre von Herders Aufenthalt in Riga fällt ein Theil der wichtigsten seiner Verlagsunternehmungen. Dieselben sind in doppelter Rücksicht von Interesse, denn sie beziehen sich ebenso auf die große deutsche, wie speciell auf die livländische Literatur, welche namentlich in den siebziger Jahren mehr in den Vordergrund trat. 1763 erschien Kants „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen," 1766 die „Träume eines Geistersehers." Es zeugt von der hohen Achtung, welche das junge Geschäft und dessen Leiter sich zu erwerben gewußt hatten, daß Kant, der wenigstens in Königsberg schon damals eine bekannte literarische Größe war, seine Schriften in dem entlegenen Riga erscheinen ließ und der Hartknoch'schen Firma bis an das Lebensende ihres Begründers, und nachdem er selbst europäischen Ruf erworben, treu blieb. Seine bedeutendsten Sachen, „Die Kritik der reinen Vernunft", „Die Kritik der praktischen Vernunft," „Die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik," „Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten",

„Die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft" erschienen bei Hartknoch, und daß des großen Denkers letzte Schriften, namentlich „Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" und „Die Rechtslehre" in Königsberg verlegt wurden, hatte seinen Grund darin, daß Hartknoch zu der Zeit, in welcher diese Werke entstanden, bereits todt war. Hamann ließ in den sechziger Jahren bei Hartknoch seine „Essais à la Mosaique," sowie eine Sammlung kleiner Schriften erscheinen. Aus derselben Zeit datiren: „Borzins Philosophie der Geschichte" (deutsch von Harder), die deutsche Uebersetzung von Rousseau's Schutzschrift an den Erzbischof von Paris: „Wegmanns Bedenklichkeiten über Kants einzigmöglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" u. a. m. — Daß nebenbei auch die Localverhältnisse nicht vergessen wurden, beweist die Uebernahme der 1767 begründeten „Abhandlungen der freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg zur Aufmunterung des Ackerbaues und der Hauswirthschaft in Rußland," sowie der Schlegel'schen „Lob und Denkschrift auf den Grafen Münnich," die Publikation von Gadebusch's Abhandlung „Von livländischen Geschichtsschreibern" und Büschings „Abhandlungen und Nachrichten von Rußland." Das Hauptverdienst Hartknochs bestand aber darin, daß er seinen jungen Freund Herder unablässig zur Production ermunterte und dessen erste Schriften so geschickt zu vertreiben wußte, daß sie bald die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten. Schon 1765 waren die beiden Gelegenheitsschriften „Der Opferpriester" und „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" gedruckt worden; im Jahre 1767 erschienen die drei ersten Sammlungen der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur," 1769 „Die kritischen Wälder," durch welche der junge Verfasser sich zuerst in den weitesten Kreisen bekannt machte. Von Hartknoch war der Verlag der Fragmente mit einem Opfer erkauft worden, wie es nur ein Mann von so feinem Zartgefühl und solcher Aufopferungsfähigkeit, wie er sie besaß, bringen konnte. Er unterdrückte die 4. Sammlung der Fragmente und die zweite Auflage der ersten Hefte, obgleich sie reichen Gewinn versprachen, als Herder, durch eine Recension des bekannten Klotz (der sich ein Exemplar vor dem Erscheinen heimlich zu verschaffen gewußt hatte) gereizt, ihre Unterdrückung verlangt hatte. Wie schwer es war, mit dem reizbaren, launischen und heftigen Verfasser der „Kritischen Wälder" auf die Dauer in gutem Vernehmen zu bleiben, hat vielleicht Niemand so deutlich erfahren, als sein großmüthiger Verleger. Hartknoch mußte geschehen lassen, daß Herder seine Autorschaft der Wälder Jahre lang privatim und öffentlich verläugnete; bei den Geldverlegenheiten, aus denen Herder nie her-

auskam, weil er, ohne Verschwender zu sein, viel auf Repräsentation und vornehmes Auftreten gab, verstand es sich von selbst, daß der Verleger aushalf, und die persönlichen Händel, die der Herr Collaborator mit dem ihm feindlich gesinnten Rector Schlegel und verschiedenen Rigaer Predigern auszufechten hatte, bedurften gleichfalls des besonnenen, frühgereiften Vermittlers. Als Herder 1769 den Entschluß faßte, Riga zu verlassen, that Hartknoch was in seinen Kräften stand, um den Freund zurückzuhalten; da dieser sich aber nicht halten ließ, und nur zu dem Versprechen zu bewegen war, dereinst an den Dünastrand zurückzukehren, war es Hartknoch, der ihm, ohne jede Rücksicht auf die Jugend seines aufstrebenden Geschäftes, die Mittel zur Reise vorstreckte und mit wahrhaft fürstlicher Großmuth fernere Unterstützungen versprach. Am 3. Juni reiste Herder ab; Hartknoch, dessen junge Frau und einige andere Freunde hatten dem Scheidenden das Geleit auf das Schiff gegeben. Schon am 12. Juli desselben Jahres bat der Reisende, ihm 200 Thaler nach Nantes zu senden. Hartknoch half nicht nur, er that es in der zartesten und großmüthigsten Weise: „Meine Umstände," schrieb er, „sind jetzt ziemlich gut, ich bin meine Mitau'sche Handlung für 6000 Thaler los und habe mein Geld schon dafür eingenommen. Ich kann Ihnen die verlangten 200 Thaler somit ohne Incommodität senden. Befehlen Sie, mein bester Freund, wenn Sie mich in solchem Falle wieder nöthig haben, mein Vermögen soll Ihnen gern zu Diensten stehen. Alles, was ich hier noch in Worten hinzusetzen könnte, wissen Sie ohnedem schon zu gut, denn Sie kennen mich. Kurz, was Ihnen fehlt, fordern Sie von mir. Ich verlange dafür nichts als den ersten Platz in Ihrem Herzen und daß Sie die künftige Erziehung meines Sohnes übernehmen." Schon im September machte Herder von diesem Anerbieten Gebrauch. „Was Du thust, lieber Hartknoch, thue bald, schicke mir 200 Dukaten und behalte meinen Zettel für Obligation." So schwer es ihm wurde, Hartknoch half auch dieses Mal, und da er nicht mehr entmissen konnte, sandte er einen Wechsel auf 200 Thaler. „Reisen Sie nur," hieß es in dem diese Sendung begleitenden Brief, „nach Frankreich, England, Italien und wo Sie sonst etwas für Sie Nützliches zu finden glauben, reisen Sie aber immer so, als wenn Sie dieses halbe Jahr Ihre Reise endigen müßten. Ach, liebster Freund, könnten Sie doch lange, recht lange reisen und die Welt recht nutzen! mein Sohn würde wenigstens den Nutzen davon haben. Ich kann das Glück nicht genug beschreiben, das er haben wird, wenn Sie sein Mentor sind. Ich selbst würde wenig Nutzen davon haben, denn die Jahre meiner Bildung sind vorbei, meine Seele ist so unbeugsam, daß wenn

ich anders werden wollte, ich es nicht könnte. Ich klebe an den Geschäften, daß ich kaum den Sonntag deren ohne bin. Ueberdem machen mich Geldsorgen mürbe." Der gleichzeitig ausgesprochene Wunsch nach einer Fortsetzung der „Wälder" und einem Theil „Fragmente" blieb unerfüllt, — Herder antwortete mit der erneuten Bitte um „die magischen Papiere, wodurch man Alles in der Welt ausrichtet." Hartknoch verspricht wirklich, einen auf Zuckerbecker gezogenen Wechsel mit 50 Dukaten zu honoriren und außerdem bis Ende März 1770 noch 50 Dukaten zu schicken. Nichtsdestoweniger klagte Herder über des Freundes Gleichgiltigkeit und dieser mußte ihm schreiben: „Sie wissen, daß ich zur Schwärmerei durch mein Temperament unfähig bin, Alles aber was Freundschaft nach kalter Entschließung mit dem zärtlichsten Antheil an des Andern Schicksal genannt zu werden verdient, ist bei mir in Absicht auf Sie im höchsten Grade zu finden . . . . . Ich habe nichts weiter, als das Verdienst der Dankbarkeit gegen einen Freund, der mich gebildet und selbst meine Geschäfte durch stille Empfehlungen an Freunde die mich unterstützten, vergrößern half."

Diese Briefnotizen sind hinreichend, uns ein Bild von der Großartigkeit des Rigaer Buchhändlers zu geben, der, erst seit kurzer Zeit etablirt, ohne eigenes Vermögen dastand, der fortwährend mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und dennoch keine Schranke und keine Rücksicht kannte, wo es den Freund und dessen Wünsche galt. Dasselbe, für Freunde Herders im Grunde wenig erquickliche Thema zieht sich eigentlich durch alle 12 Druckbogen des Herder-Hartknoch'schen Briefwechsels, und Hartknochs Aufopferung hörte auch nicht auf, wo Herder ihm zu Beschwerden über Undankbarkeit die reichlichste Gelegenheit gegeben. Während der Jahre 1772, 1773 und 1774 nehmen die Geldsendungen aus Riga ihren fast ununterbrochenen Fortgang: bald 100, bald 150 Thaler oder Wechsel in gleichem Betrage werden gesandt, ein anderes Mal Meßgeschenke oder Geldbeiträge zu Herders beabsichtigter Badereise. Hartknoch ließ sich weder durch die häufigen, und unmotivirten Vorwürfe und Empfindlichkeiten, noch dadurch irre machen, daß Herder gegen sein Versprechen nicht nach Riga zurückkehrte, sondern in Deutschland blieb. Er blieb stets derselbe unerschütterliche Freund und von jeder seiner Geschäftsreisen wußte er einige Tage zum Besuch im Herder'schen Hause in Abzug zu bringen. Nicht immer war der Empfang, den der reizbare Superintendent von Bückeburg und spätere General-Superintendent von Weimar dem erprobten Freunde seiner Jugend bereitete, ein freundlicher (in einem Briefe vom Jahre 1778 bittet Herder ausdrücklich, Hartknoch wolle die peinlichen

Eindrücke der letzten Zusammenkunft vergessen), — aber nur ein Mal kam es zu einer vorübergehenden Spannung. Frau Caroline Herder, deren Egoismus, wo es das Interesse ihres Hauses galt, unbeschränkt war, hatte ihrem Manne so lange vordemonstrirt, der befreundete Verleger „zahle nicht genug" und überschätze Herders Vermögensumstände, daß der Dichter endlich nachgab und seine „Volkslieder," sowie die dringend von Hartknoch gewünschten „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" an fremde Verleger verkaufte. Daß Hartknoch das sehr bitter empfand, war durchaus in der Ordnung, und Hamann, der von der Verstimmung des trefflichen Mannes Kunde erhielt, hielt es für Pflicht, vermittelnd einzutreten und Herder Vorstellungen zu machen, die denn auch den gewünschten Eindruck hervorbrachten — freilich erst nachdem Hartknoch 100 (selbst erborgte) Dukaten vorgeschossen und Herders Neffen, Neumann, versorgt und unterstützt hatte. Im Jahre 1784, als die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" erschienen, kam es nochmals zu einem Conflict, an welchem wiederum Frau Carolinen's Herrschsucht und Eigennutz die Hauptschuld trug; in wirklich kläglicher Weise wurde Hartknoch zur Steigerung des Honorars für dieses Werk gepreßt, und es macht Herder, der selbst von aller Kleinlichkeit frei war, wenig Ehre, daß er sich durch die taktlose und unzarte Art seiner Frau zu einem Betragen gegen seinen ältesten und bewährtesten Freund bewegen ließ, das selbst einem Fremden gegenüber wenig gentil gewesen wäre. Mit einer Großherzigkeit, die geradezu unvergleichlich genannt zu werden verdient, sah Hartknoch über diese Verhältnisse hinweg, und als Herder in den Jahren 1786 und 1787 wieder in Verlegenheiten gerieth, schoß er ihm einmal 80 Louisd'ors, ein anderes Mal 200 Thaler unbedenklich vor. Daß Frau Caroline, nachdem beide Freunde längst verstorben waren, noch davon reden konnte, daß ihr „Seliger" sich mit dem „guten" Hartknoch, der eigentlich sein Geschäft nicht verstanden, stets die größte Mühe gegeben habe, ist einer der dunklen Flecke, die auf dem Gedächtniß dieser gescheidten und im Grunde braven, aber zugleich überbetriebsamen und allzu tapfern Frau haften.

Wir sind auf Hartknochs Beziehungen zu seinem großen Freunde genauer eingegangen, weil dieselben für den Charakter und die edle Denkungsart des ersten Rigaer Buchhändlers so bezeichnend sind, daß es weiterer Ausführungen über dessen Person eigentlich nicht mehr bedarf. Wer so uneigennützig und hingebend gegen einen Freund handeln konnte, der trotz aller geistigen Größe doch im Grunde ein unliebenswürdiger Charakter war, der muß selbst ein großer und guter Mensch gewesen sein.

Von den weiteren Zeugnissen, die für diese Eigenschaften unseres Hartknoch beigebracht worden sind, werden wir noch hören. Gleich hier sei aber bemerkt, daß Hartknochs Herder gebrachte Opfer hauptsächlich in eine Zeit fallen, in der es ihm, trotz des Aufschwungs seiner Handlung, nichts weniger als glänzend ging. Zuvörderst hatte er den Kummer seine heißgeliebte, auch von Herder als Muster weiblicher Tugenden gepriesene Frau nach kaum fünfjähriger Ehe zu verlieren. Den von Geschäften und Sorgen überhäuften Mann, der von dem Leben wenig mehr als Arbeit und Mühe hatte, traf dieser Schlag bis in den Kern seines Wesens. „Meine Leiden sind sehr groß," schrieb er damals, „ich habe das beste, treueste, sanftmüthigste, meine Schwachheiten mit vieler Geduld und Liebe tragende und doch mich bessernde Weib, die vollkommenste Wirthin voll der liebenswürdigsten, einschmeichelndsten Zärtlichkeit verloren. Wie Wenige sind, die ihr eigenes Herz berechtigt, dasjenige, was ich von ihr sagen müßte, für unübertrieben zu halten. Diesen Wenigen kann ich mit einem Zuge ihren Hauptcharakter beschreiben: Sie war gemacht, mit Arria zu sagen: „Paetus, es schmerzt nicht!" Unsäglich litt er unter der Verödung und Schmucklosigkeit des Hauses, das sonst seine liebste Stätte gewesen war. „Meine Kinder," schreibt er Herder im Mai 1772, „sind im Hause meines Schwagers des Dr. Hunnius, und mir bleibt nichts übrig, als mich wie eine Schnecke in mein Häuschen zu ziehen. Schade nur, daß dieses Häuschen ohne alle Zierrathen ist. Ein Mädchen, das den Putz liebt und keine Wirthschaft versteht, führt meine Oekonomie, und Sie können leicht denken, daß zwischen ihr und meiner Frau, der vollkommensten Wirthin ein ziemlicher Abstand ist. Indessen stürze ich mich von frühe, bis mich der Schlaf quält, in die Geschäfte und habe einige Satisfaction davon, daß ich, Gott Lob, zu thun habe. Ich habe im vorigen Juli ein Haus in der Sandstraße gekauft, danach brav gebaut und bin damit noch nicht völlig fertig. Ich kaufte dieses Haus recht zur ruhigen Wohnung und Hütte für meine Frau. Mein Gott — sie mußte davon, ehe es völlig fertig war!"

Drei Jahre vergingen in einem leidenschaftlich erregten Geschäftstreiben, ehe der vereinsamte, jetzt zweiunddreißigjährige Mann Lebensmuth genug gefunden hatte, um den Versuch einer zweiten Ehe zu wagen. Auf einer Geschäftsreise durch Königsberg hatte er ein Mädchen kennen gelernt, das ihm das verlorene Glück wieder zu geben versprach und mit dem er sich im Juli 1774 verlobte. Der Brief, in welchem er Herder seinen Brautstand beschreibt, athmet ein so reines und tiefes Glück, daß wir uns nicht versagen können, ein Bruchstück

desselben mitzutheilen, zugleich als Beitrag dafür, wie man vor hundert Jahren Bräutigam war. „Wenn man andere Dinge zu thun, zum Exempel mit seinem Mädchen zu scherzen, mit ihr das Klavier zu spielen, zu singen, item einen alten kranken Vater zu pflegen und Gesellschaft zu leisten, Visiten zu machen und sich zur Hochzeit anzuschicken hat, so geht das Schreiben nicht wohl von der Hand. In dieser Lage befinde ich mich jetzt und also wirst Du mir's nicht übel nehmen, wenn ich mich kurz fasse. Um dies zu sein, so viel als es möglich ist, so melde ich Ihnen, daß ich heute vor acht Tagen allhier angekommen bin, in der Absicht, mich mit Albertine Toussaint, des Königlich Preußischen Commerzienraths Jean Claude Toussaint seiner eheleiblichen fünften Jungfer Tochter zu vermählen. Ich bin am Sonntage öffentlich proklamirt und werde von heute über acht Tage mein Beilager still und ohne Ceremonien vollziehen. Liebster Bruder! ich bin so glücklich, als kein Kaiser, und wenn es auch der von Fez und Marocco wäre, nicht ist, so glücklich, als Sie selbst es sind. Mein Mädchen hat ein feines zartes Gefühl und eine richtige, gesunde Beurtheilungskraft. Sie liebt mich zärtlich und wird mich noch mehr lieben, je mehr sie mein ehrliches, gerade gehendes Herz kennen lernen wird." Als Hartknoch ein halbes Jahr später zur Messe nach Leipzig kam und bei dieser Gelegenheit Herder besuchte, konnte er dem Freunde sagen, daß er das gehoffte Eheglück im vollsten Maße gefunden; alle uns aus dieser Zeit erhaltenen Briefe des trefflichen Mannes athmen die reinste, tiefste Zufriedenheit, denn die junge Frau war nicht nur eine musterhafte Gattin, sondern zugleich die liebevolle Mutter der ihr zugebrachten Stiefkinder.

In die Jahre, welche Hartknochs zweiter Eheschließung folgten, fallen die wichtigsten und größten seiner Verlagsunternehmungen. Der Kant'schen Schriften, welche in den siebziger und achtziger Jahren zu Riga erschienen, ist bereits gedacht worden — der allmälige Verfall der Kanter'schen Buchhandlung bewirkte, daß auch andere hervorragende Schriftsteller des nordöstlichen Deutschlands sich an den thätigen Rigaer Verleger wandten, der, obgleich erst im Anfang der dreißiger Lebensjahre stehend, bereits allenthalben einen bekannten und geachteten Namen erworben hatte. Von Herder allein erschien damals eine stattliche Reihe bemerkenswerther Schriften: 1774 „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (vier Bände), „Fünfzehn Provinzialblätter an Prediger," „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit," 1775 „Erläuterungen zum neuen Testament, aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle," 1778 „Die Plastik" und die Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele," 1779

„Das Buch von der Ankunft des Herrn," 1784 „Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (vier Bände), endlich einige Jahre später jene „Briefe zur Beförderung der Humanität," welche für die baltischen Deutschen wegen der Beziehungen auf Berens und andere Rigaer Freunde des Verfassers von besonderem Interesse sind. Neben Kant und Herder sind aber noch andere ausgezeichnete deutsche Schriftsteller des 18. Jahrhunderts im Hartknoch'schen Verlage vertreten: Hamann durch seine anonym erschienene, aber sehr rasch verbreitete Schrift „Golgatha und Scheblimini. Von einem Prediger in der Wüste," der mehr berüchtigte als berühmte Bahrdt durch seine „Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs der lutherischen Kirche," die „neuesten Offenbarungen Gottes" und das „System der moralischen Religion," — Schriften, die heute mit Recht längst vergessen sind, ihrer Zeit aber eine sehr bedeutende Rolle spielten und, ohne daß im Uebrigen ein Vergleich statthaft wäre, eben so viel Aufsehen erregten, als in der Neuzeit die Bücher David Strauß's und Renan's, — Klinger durch nicht weniger als vier Bände seiner Theaterstücke, Knigge durch eine für die Jugend bestimmte Ausgabe des berühmten Buchs „Ueber den Umgang mit Menschen," Lebret durch die „Staatsgeschichte der Republik Venedig," Schmidt-Phiseldeck durch „Materialien zur russischen Geschichte seit dem Tode Peters des Großen," der Geograph Pallas durch „Betrachtungen über die Beschaffenheit der Gebirge," v. Zimmermann durch „Zerstreute Blätter vermischten Inhalts," — zahlreicher, minder bekannter Namen nicht zu gedenken.

War der Verlag dieser Schriften schon ein Gewinn für die Ostseeprovinzen, die Gelegenheit hatten, dieselben sofort nach ihrem Erscheinen und aus erster Hand zu beziehen, so erscheint der Einfluß noch ungleich größer, den Johann Friedrich Hartknoch als Verleger livländischer Werke geübt hat, die ohne seine Mitwirkung und Anregung schwerlich jemals das Licht der Welt erblickt hätten, und die für unsere Vorfahren ebenso wichtig waren, als sie uns für die Kenntniß der früheren Zustände des Vaterlandes unentbehrlich sind. Wenn wir von dem absehen, was neuere Gelehrte durch Auffindung und Herausgabe von Urkunden geleistet haben, so läßt sich behaupten, daß die in weiteren Kreisen verbreitete Kenntniß livländischer Geschichte, Rechts- und Landeskunde ganz ausschließlich aus Hartknoch'schen Verlags-Artikeln geschöpft ist. Dabei muß in Rücksicht gezogen werden, daß ohne das Eintreten des ersten größeren Rigaer Verlags- und Sortiments-Buchhändlers die Mehrzahl der Schriftsteller, welche wir zu nennen haben, schwerlich in der Lage gewesen wäre, auch nur die nöthigen literarischen Hilfs-

mittel aufzutreiben, deren sie zu ihren Studien und ihrer Ausbildung bedurften. Aus den oben angeführten Zeugnissen Hupels, Merkels und anderer Zeitgenossen wissen wir, wie traurig es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Bildung der meisten Livländer bestellt war, wie groß die Schwierigkeiten waren, welche sich auch nur der Kenntniß, geschweige denn der Anschaffung neuerer Werke von Bedeutung entgegensetzten. Heute, wo der Livländer sich nur an einen der Buchhändler Riga's, Mitau's, Dorpats oder Revals zu wenden braucht, um jedes neue Werk nach Ablauf im schlimmsten Fall einiger Wochen zu erhalten, klagt man noch häufig darüber, daß die Entfernung von den großen buchhändlerischen Mittelpunkten den Bildungseifer lähme, daß manches Unternehmen aufgegeben werde, weil die Beschaffung der nöthigen Materialien zu zeitraubend sei, sich die Verhältnisse oft so rasch veränderten, daß der langsame Gang buchhändlerischer Verbindungen nicht mit ihnen Schritt halte. Wie muß es um die Lernlust aber erst bestellt gewesen sein, so lange jede äußere Anregung fehlte, so lange der aufstrebende Jüngling sich sagen mußte: Es lohnt das Studium in einem Lande nicht, wo man ein Krösus sein und ein Methusalem werden muß, um sich die nöthigen Hilfsmittel anzuschaffen und das Eintreffen des Bestellten zu erleben! Für reichlich vier Fünftel aller Menschen sind alle übrigen Dinge schwerer zu entbehren, als Bücher. Wenn die Leichtigkeit der Beschaffung schon dafür maßgebend ist, ob und in welchem Maße wir materielle Güter consumiren, deren Entbehrung jedem ein Opfer ist, so war und ist die Beschaffungsfrage auf dem geistigen Gebiete eigentlich die Frage, auf welche Alles ankam und ankommt. Bei den Einen mußte das Bedürfniß nach geistiger Nahrung erst geweckt, der Reiz derselben erhalten werden, bei den Anderen galt es Ermuthigung und Unterstützung im Werden begriffener Triebe.

Vollständiger kann der Beweis dafür, daß mit Hartknochs Erscheinen in Riga eine neue Aera für das geistige Leben der drei Ostseeprovinzen begann, nicht erbracht werden, als durch die Constatirung der einfachen Thatsache, daß zehn Jahre nach der Etablirung der Hartknoch'schen Handlung in dem bildungslosen Alt-Livland eine Periode schriftstellerischer Production erwachte, die an Umfang und Inhalt Alles übertrifft, was früher oder später in diesem Lande binnen eines gleich kurzen Zeitraums auf literarischem Gebiet geleistet worden ist. Welche Fülle von Belehrung und Unterhaltung boten — um von den übrigen abzusehen — nicht allein die Schriften und Sammelwerke Hupels und Gadebuschs? Von Gadebusch erschienen binnen sieben Jahren die nachstehenden Werke:

„Livländische Bibliothek nach alphabetischer Ordnung, drei Theile",
„Livländische Jahrbücher, neun Bände (vom Jahre 1030 bis zum Jahre 1761)",
„Versuche in der livländischen Geschichtskunde und Rechtsgelehrsamkeit."

Obgleich die livländische Geschichte und Rechtsgeschichte noch heute sehr viel weniger bekannt ist, als im Interesse der Bildung und eines wahren Patriotismus gewünscht werden muß, so schließt der heutige Bildungszustand doch jeden Vergleich mit der Unkenntniß aus, der unter dem großen Publikum des vorigen Jahrhunderts in dieser Beziehung herrschte. Wie sollten die Leute es aber auch anfangen, von der Geschichte ihres Vaterlandes mehr zu erfahren, als was ihnen das gute oder schlechte Gedächtniß von Vätern und Großvätern übergeben konnte? Die Archive konnten wohl von Männern wie K. F. Schoultz v. Ascheraden, J. Chr. Schwartz oder Gadebusch benutzt werden, — für das größere Publikum waren sie so gut wie nicht auf der Welt. Die alten Chroniken und Rechtsbücher waren seit unvordenklichen Zeiten nicht wieder aufgelegt worden; die einzelnen Exemplare, welche aus den Zerstörungen des großen Krieges gerettet worden waren, befanden sich in den Händen einzelner Privilegirten; bevor Bunge ihre Titel in seiner „Einleitung" chronologisch zusammenstellte und der verdienstvolle Frantzen die Sammlung der „Scriptores rerum Livonicarum" veranstaltete, wußten sogar nur einzelne Personen aus der Zahl der Höchstgebildeten, daß und welche Quellen es für die Geschichte der Vergangenheit gebe. Gadebuschs Arbeiten waren darum nicht nur für die spätere Forschung, sondern zugleich für die Aufklärung und Bildung der weiteren Kreise wahrhaft bahnbrechend. Seine Jahrbücher boten auch dem Ungelehrten, wenn er nur lesen konnte und wollte, die Möglichkeit, sich ohne Mühe und in einer relativ unterhaltenden Weise darüber zu unterrichten, wie es vor hundert und zweihundert Jahren in Stadt und Land ausgesehen. Dem jungen Juristen, der aus Jena, Göttingen oder Königsberg nach Hause kam, der alle möglichen Rechtsbücher kannte, nur nicht diejenigen, nach deren Vorschrift er Recht sprechen sollte, erfuhr aus diesen Büchern doch wenigstens die Namen der alten Autoren, an welche er sich zu wenden hatte.

Aber noch sehr viel größer, als Gadebuschs reiche und in gewissem Sinn unvergängliche Verdienste um die livländische Geschichte sind die Wirkungen, welche Hupel, der Pastor von Oberpahlen, durch seine Sammelwerke übte. Zu diesen sind nicht nur die Miscellaneen, sondern auch die topographischen Nachrichten zu rechnen, an denen bekannt-

lich zahlreiche strebsame Männer der verschiedensten Stände mitarbeiteten. Diese „Nachrichten" bilden für Jeden, dem es um wirkliche Kenntniß von Land und Leuten Liv- und Estlands zu thun ist, eine Haupt- und Centralquelle, die alle Vergleiche mit andern Schriften ausschließt. Man mag anklopfen wo man will, fast über Alles giebt dieses unschätzbare Buch Auskunft, es bildet eine Zusammenfassung all' der Kenntnisse, welche über unser Land zur Zeit, in der es geschrieben wurde, überhaupt vorlagen. Landwirthschaft, Handel, Gewerbe, Rechtspflege, Verwaltung — Alles ist berücksichtigt — selbst Servituten und verjährte Rechte, von denen die Besitzer selbst kaum mehr etwas wissen, sind hier registrirt. Ein günstiges Geschick hat gewollt, daß dieses Werk kurz vor Einführung der Statthalterschaftsverfassung abgeschlossen wurde und daß uns auf diese Weise ein ziemlich vollständiges Bild der alten Einrichtungen beider Provinzen erhalten ist. Wenige Jahre nach Einführung der neuen Ordnungen und kurz vor dem Tode Hartknochs wurden auch die statthalterschaftlichen Institutionen von Hupel zum Gegenstande ausführlicher Erörterungen gemacht: die wichtigste gedruckte Quelle für die Verfassung, welche in den Jahren 1783 und 1796 bestand, bildet das im J. 1789 erschienene Buch: „Die Verfassung der Rigaschen und Revalschen Statthalterschaft." — Wollten wir all' die Materien einzeln aufzählen, welche in den „Nordischen" und den „Neuen nordischen Miscellaneen" behandelt sind, so würde der dieser Skizze gesteckte Raum nicht ausreichen. Diese beiden Werke, welche in einzelnen „Stücken" (heute würde man sagen „zwanglosen Heften") in den Jahren 1781 bis 1798 erschienen, spielten die Rolle, welche in der Neuzeit das Feuilleton einer großen Zeitung einnimmt, und nahmen, ohne besonders strenge Kritik zu üben (die Hupels Sache überhaupt nicht war), Alles auf, was von irgend bemerkenswerthen Mitarbeitern eingesandt wurde. Hier erschienen Jannau's und Friebe's Beiträge und Untersuchungen zur livländischen Geschichte in ihrer ersten Gestalt, hieher lieferte Fischer seine Berichtigungen zu Gadebuschs Schriftsteller-Lexikon (der s. g. livländischen Bibliothek), und Johann Christoph Schwartz seine höchst werthvollen Arbeiten über liv- und kurländische Rechtsgeschichte; Graf Mellin veröffentlichte Beobachtungen über livländische Landwirthschaft und Technologie, Hupel selbst seine ausgedehnten Studien über Adelsgeschichte und Genealogie aller vier Adelsverbände und die Landtagsordnung von 1783. Ein anderer Gelehrter sandte Beiträge zur Gütergeschichte, ein dritter Versuche über das Idiotikon der deutschen Sprache in Livland. Ebenso wurden die brennenden Zeitfragen, z. B. die verschiedenen Ansichten über die Herrnhuter-Secte, die der Freiheit der

Bauern zu machenden Concessionen u. s. w., ausgetauscht. Auch für die Unterhaltung der Leser war durch Anekdoten, Abhandlungen über gesellschaftliche Sitten und neue Moden, Berichte über Mißgeburten und Naturerscheinungen gesorgt, und gerade weil der Herausgeber Alles aufnahm und druckte, was sich irgend lesen ließ, bot er jeder Gattung von Publikum eine besondere Schüssel und hat der Freund vergangener Dinge in dieser Sammlung zahllose Fäden, die ihn in das Studium alt-livländischer Zustände führen, zur Disposition. Obgleich neben dem eigentlich Wichtigen und Werthvollen ziemlich viel Chartequen-Kram aufgehäuft ist und der biedere Hupel über viele, namentlich politische Dinge sehr wunderliche Ansichten hatte, obgleich er Vieles gelten ließ, was nach dem strengeren Maßstab unserer Zeit verurtheilt werden muß, läßt sich nicht leugnen, daß sich durch die zahlreichen Folianten, denen er an das Tageslicht verhalf, eine gewisse, wenn auch ziemlich allgemeine Tendenz zog: die der Humanität und Aufklärung. Das Publikum, dem diese Sammlungen bestimmt waren, wußte über so viel elementare Dinge nicht Bescheid, daß es sich gern Belehrungen und Betrachtungen gefallen ließ, die nach unserer Anschauung in höhere ABC-Bücher gehören, und selbst in diesen von zweifelhaftem Werth wären. Die Toleranz des aufgeklärten Seelenhirten von Oberpahlen wurde nicht selten zur Untreue gegen die eigene Kirche, seine Neigung, allen Dingen die Lichtseite abzugewinnen, in mehr wie einem Fall zur Frivolität, — von einer „Gesinnung", im modernen Wortverstande, ist bei dem würdigen Hupel eigentlich nirgend die Rede. Aber in einer Zeit, wo engherzige Schranken jede weitsichtigere Lebens- und Weltanschauung einengten, das Pfahlbürgerthum einen Hochmuth entwickelte, der alles Fremde als Barbarenthum von sich wies, mußte die Thätigkeit eines Mannes, dessen Kosmopolitismus und Humanitätsbegeisterung eigentlich gar keine Schranken kannte, doch nützlich und wohlthätig wirken, schon weil sie unter den alten Vorurtheilen aufräumte, zu selbständigem Denken und zur Kritik aufforderte, und weil er dem Zeitgeist, dem man sich lange genug verschlossen hatte, Bahn brach. — Besondere Erwähnung verdient noch, daß Hupels Sammlungen und desselben Autors eigene Schriften die ersten Versuche waren, das baltische und auch das deutsche Publikum mit dem großen russischen Reich bekannt zu machen, von dem man damals kaum das Nothdürftigste wußte. 1777 erschienen „Merkwürdigkeiten der Baschkiren, Meschtscheriken und Tataren" und „Merkwürdigkeiten der obischen Ostjaken, Samojeden und taurischen Tungusen", 1791 Hupels „Versuch, die Staatsverfassung von Rußland darzustellen"; die Miscellaneen brachten außerdem bemerkenswerthe

Abhandlungen über den Nationalcharakter der Russen", „die kaiserlich russische Armee" und deren Rangtabelle, eine „kirchliche Statistik Rußlands", eine „Beschreibung der Provinzen Ingermannland und St. Petersburg", einen historisch-ethnographischen Versuch über die „Kosacken", Studien „über den Anbau neuer Städte in Hinsicht auf das russische Reich", „über die im russischen Reich gebräuchlichen Strafen", „über russische Juden oder unpopische Russen, eine besondere Secte", „über den zwischen Rußland und Japan abgeschlossenen Handelsvertrag" u. s. w. Endlich sind noch Hupels Verdienste um die Sache der estnischen Volksbildung zu erwähnen; wie oben angedeutet, verfaßte er 1780 eine „Estnische Sprachlehre für beide Hauptdialekte nebst einem vollständigen Wörterbuch" und übersetzte er zwei medizinisch-populäre Abhandlungen des Dr. Wilde in die Volkssprache des Landes, das ihm eine neue Heimath geworden.

Es würde die bereits reichlich in Anspruch genommene Geduld unserer Leser ermüden, wollten wir all' die auf die Ostseeprovinzen und das russische Reich bezüglichen Bücher und Zeitschriften (zu diesen gehört noch das „Petersburgische Journal" 1777—84) namhaft machen, die unter der Aegide unseres Hartknoch erschienen. Und das Wort „Aegide" ist hier im weitesten und umfassendsten Sinne zu verstehen Nicht nur, daß er die Schriftsteller mit Rath und That unterstützte, daß er ihnen Bücher lieh, sie mit Geld und Geldeswerth ausstattete, in sehr zahlreichen Fällen war er es, der sie auf die Bedürfnisse des Publikums aufmerksam machte, ihnen Mitarbeiter schaffte, sie anregte und belehrte. Nebenher entwickelte er als Sortimentshändler eine unermüdliche Thätigkeit. Bei der damaligen Beschaffenheit des Buchhandels gingen beide Geschäftszweige Hand in Hand und konnte ihm nur ein ausgedehnter Detailverkauf fremder und eigener Werke die Mittel bieten, deren er bedurfte, um seine großen Unternehmungen in Gang zu bringen. Daß es ihm sehr häufig an Capital mangelte, daß sein großartiger Sinn und seine Wohlthätigkeit ihn nicht selten in dringende Geldverlegenheiten brachten, haben wir bereits gehört; in mehr wie einem Briefe hebt Hartknoch hervor, daß ihn nur die Freundschaft von Männern, wie Zuckerbecker und den Berens, über dem Wasser gehalten, daß er in Geld- und Geschäftssorgen „ersoffen" sei. Nicht selten geschieht, daß der muthige und unermüdliche Mann so gebrochen ist, daß Herder, den er zu schützen gewohnt war, ihn trösten und beruhigen und an bessere, frohere Zeiten erinnern mußte. — Einer bahnbrechenden Kraft, wie es die unseres Hartknoch war, konnte nicht erspart bleiben, daß Mißgunst, Unverstand und Vorurtheil ihr Möglichstes thaten, um

ihr Hemmnisse und Schwierigkeiten zu bereiten. Aus den erwähnten Reymann'schen Notizen und einem Artikel, den Hupel in den Nord. Miscellaneen zur Vertheidigung seines Freundes und Gönners drucken ließ, erfahren wir, daß Hartknoch nicht selten vorgeworfen wurde, seine Thätigkeit und Betriebsamkeit beruhe auf unersättlicher Geld- und Erwerbgier, oder daß die Thoren, die noch vor Kurzem ohne alle Verbindung mit dem Büchermarkt waren und für die mittelmäßigen Sachen unverhältnißmäßig hohe Preise gezahlt hatten, über die Langsamkeit der Hartknoch'schen Expedition und die enormen Summen klagten, die ihnen abgepreßt würden. Und doch blieben der Eifer und der Wohlthätigkeitssinn des seltenen Mannes sich unverändert gleich. Der Verlagskatalog wurde immer reicher und vielseitiger, der Rigaer Laden und dessen Commanditen dehnten sich immer mehr aus, das Geschäft wandte sich neuen, bisher gänzlich unbekannten Branchen zu: Karten und Bilderwerken und Musikalien. In den siebziger Jahren ließ Hartknoch zwei neue Karten von Livland, Estland, Oesel und Narwa und der neuen statthalterschaftlichen Kreiseintheilung erscheinen; nach seinem Tode erschien in der von ihm begründeten Handlung das große Mellin'sche Kartenwerk, über welches er schon bei Lebzeiten mit dem Zeichner vielfach verhandelt hatte. Aus der Zahl der bei ihm erschienenen Bilder nennen wir die Porträts von Kant, Klinger, Semme, Hupel; von Musikalien eine Sonate Philipp Emanuel Bachs (1786), zwei Concerte und sechs Sonaten von Johann Christoph Bach, eine Sonate von Johann Eckard, eine Operette von J. F. Reichard und die Compositionsversuche verschiedener strebsamer Livländer, wie Müthel, Jänisch, Veichtner u. a. m.

Eine so aufreibende und die verschiedensten Gebiete umfassende Thätigkeit konnte, auch wo die abgehärtetsten Kräfte vorlagen, nur zerstörend wirken. Hartknoch aber, dessen Jugend unter Armuth und Entbehrung vergangen war, der als Student von schlecht bezahlten Privatstunden gelebt, sich mit dreiundzwanzig Jahren ohne Capital etablirt hatte, der unaufhörlich weite und anstrengende Geschäftsreisen machen mußte, hatte bereits eine zerrüttete Gesundheit mitgebracht, als er sich in Riga niederließ. Er litt an einem unheilbaren Lungenübel und wurde mit den Jahren überdies unverbesserlicher Hypochonder. Der Eifer für seinen Beruf und das Glück der Häuslichkeit, die sich nach der Eingehung seiner zweiten Ehe überaus glücklich gestaltet hatte, hielten ihn noch eine Weile aufrecht, aber nachdem er das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, machte die Lungenschwindsucht merkliche, wenn auch nur allmälige Fortschritte. Nach den uns vorliegenden Briefen

zu urtheilen, wurden diese körperlichen Leiden von dem, der sie zu tragen hatte, über einer fieberhaft gesteigerten Thätigkeit vergessen. Gerade weil er auf kein langes Leben rechnen durfte, wollte Hartknoch die Tage, die ihm noch gegönnt waren, nach Kräften ausbeuten, — wirken, so lange seine Lebenssonne schien. Außerdem ist mehr wie wahrscheinlich, daß er in der That sehr viel erwerben mußte, um so zu leben, wie es ihm Bedürfniß geworden. Nicht daß irgend ein Zeugniß auf luxuriöse Gewohnheiten oder außerhalb der bürgerlichen Sphäre liegende Ansprüche des bescheidenen Mannes schließen ließe, Hartknochs Passion scheint aber gewesen zu sein, im Großen zu wirthschaften, wo es sich um ideale Zwecke und um die Unterstützung strebsamer Menschen handelte. Wo es die Herausgabe und den Ankauf von Werken galt, mit denen Ehre eingelegt und Nutzen gestiftet werden konnte, wo arme Studenten und strebsame Schriftsteller unterstützt werden sollten, konnte der vornehm angelegte Mann nicht markten und nicht rechnen. Er gab mit vollen Händen, so lange er hatte, und wenn er nicht hatte — borgte er. Sein Gehilfe Reymann ist in dem Lobe von Hartknochs Wohlthätigkeitssinn geradezu unermüdlich. „Nichts übertraf seine Art wohlzuthun. Blendend und prunkvoll war sie nicht, denn selten erfuhr es der Hilfsbedürftige selbst, wem er seine Rettung zu danken hatte. Wie aus den Wolken kam die Hand, die ihn seinem Elend entriß, zog sich dann wieder zurück und blieb verhüllt. Aus vielen (fährt der Erzähler Reymann fort) nur ein Beispiel. Ein junger Livländer befand sich auf einer deutschen Universität; seine Studienjahre waren geendigt, aber seine Freunde schienen ihn vergessen zu haben. Jede Unterstützung blieb aus und es war ihm unmöglich, sich dort loszumachen, geschweige denn in sein fernes Vaterland zurückzukehren. Schon gab er die Hoffnung auf, es jemals wieder zu sehen, als eine ansehnliche Geldunterstützung von unbekannter Hand ihn plötzlich dazu in Stand setzte. Der junge Mann ahnte seinen Wohlthäter und wollte ihm danken, aber Hartknoch lehnte es ab und wollte von nichts gewußt haben, auch dann nicht, als die Zusammentreffung (sic) vieler Umstände es moralisch gewiß machte, daß er der Geber gewesen." (Eine Anmerkung zu dem Text dieses Berichts erzählt einen ähnlichen Fall, und der Berichterstatter hebt ausdrücklich hervor, daß er von vielen nur „einzelne Beispiele namhaft gemacht habe.") „Er sah es auch sehr gern", heißt es weiter a. a. O., „wenn junge Leute, die sich literarische Kenntnisse verschaffen wollten, in seinen Buchladen kamen und, ohne etwas zu kaufen, ihre Wißbegierde befriedigten; er war gegen sie ohne allen Eigennutz gefällig und erinnerte sich dann oft mit Dank des Betragens, welches Kanter gegen ihn

beobachtet hatte..... Die von Freimaurern errichtete und unterstützte Johannisschule zu Riga, in welcher arme Kinder unterrichtet, erzogen und unterhalten werden, hat er bis an seinen Tod ansehnlich, wiewohl ohne die geringste Anmaßung, unterstützt."

Daß ein Mann von so ausgebreiteten Verbindungen und so edlem, freigebigem und patriotischem Sinne in Riga allenthalben Liebe und Achtung genoß, versteht sich von selbst und geht schon aus der immer wiederkehrenden Nennung seines Namens in den uns erhaltenen Briefen jener Zeit hervor. In den späteren Jahren seines Lebens scheint er sich indessen zurückgezogen und isolirt zu haben; er schreibt davon, daß er die gewohnten Cirkel gemieden, und durch Reymann erfahren wir, daß er selbst die Freimaurerloge „Zum Schwert", deren eifriges Mitglied er war, schon „etliche Jahre" vor seinem Ableben nicht mehr besuchte. Auf diese Zeit scheint überhaupt ein melancholischer Schatten gefallen zu sein, zu welchem zahlreiche Erfahrungen von der menschlichen Undankbarkeit und Unzuverlässigkeit wesentlich beigetragen haben mögen. Aus den letzten Briefen an Herder spricht eine Bitterkeit und Schärfe, von welcher früher keine Spur zu finden ist und an der Frau Herders egoistisches Verhalten seinen reichlichen Antheil gehabt haben mag. Wir wissen, wie leidenschaftlich Hartknoch an Herder gehangen, wie kein Opfer ihm zu groß gewesen, wenn es einen Wunsch dieses verehrten Freundes gegolten. Was muß in der Brust dieses guten und stolzen Mannes vorgegangen sein, wenn er seinem früheren „Herzensbruder", dem Jugendfreunde, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, im December 1784 schreiben konnte: „Daß ich Ihnen die Anordnung des Drucks überlassen habe, ist wahr, aber daß ich für jeden Bogen, groß oder klein, 2 Louisd'or zu geben versprochen habe, ist nicht wahr. Daß es Ihnen auf eine Zeile mehr oder weniger nicht angekommen, weiß ich nicht, mein Beispiel beweis't dies nicht... Daß Sie mir, wenn ich Zeilen und Worte zahlen wollte, Pferde....l zu verlegen rathen, ist grob — so habe ich Ihnen nie geschrieben. Ihre Werke machen mir Ehre, ich habe aber auch andere verdienstvolle Autoren. Bescheidenheit ist eine schöne Sache." Conflicte solcher Art müssen wesentlich dazu beigetragen haben, Hartknochs Gemüth zu verbittern, seine schwankende Gesundheit zu untergraben; wenn dieselben auch äußerlich ausgeglichen wurden und seine Goldstücke noch ferner den gewohnten Weg nach Weimar nahmen, so blieb doch sicherlich ein Stachel in seiner Brust zurück. Herder selbst scheint genau gewußt zu haben, wie schwer seines Freundes edle und feine Natur unter den Sorgen und Mißhandlungen der letzten Jahre gelitten. Als er die Nachricht von Hartknochs Tode

erhielt, schrieb er seiner Frau aus Italien: „So ist Hartknoch auch todt; nun ruhe wohl, guter Mensch, Du hast ausgestöhnt."

Dieser Tod erfolgte am 1. April 1789, in Hartknochs 49stem Lebensjahr. Hören wir, was sein treuer Gehilfe und Freund Reymann darüber in den Miscellaneen berichtet. „Lungensucht und Hypochondrie nagten langsam, aber unheilbar an seinem Leben. Er fühlte sich zwar durch seine jährlichen Reisen zur Leipziger Ostermesse jedesmal erleichtert, aber ohne Dauer. Auch im Frühjahr 1789 glaubte er sein Uebelbefinden durch die Veränderung der Luft und beständige Bewegung auf der Reise nach Leipzig zu erleichtern. Wagen und Pferde waren schon in Bereitschaft, als ihm plötzlich der Tod zu einer andern Reise winkte. Doch auch zu dieser war er bereitet. Ein Lungengeschwür ging den 1. April (a. St.) desselben Jahres, Nachmittags um 2 Uhr, auf und machte seinem Leben sanft und plötzlich ein Ende. Er wandte die letzten Augenblicke desselben dazu an, mit großer Geistesruhe seinen letzten Willen gerichtlich aufsetzen zu lassen. Sich zum Tode jetzt zu bereiten, war nicht nöthig, das hatte er sein ganzes Leben hindurch gethan. Er starb als Mensch und Bürger mit dem süßen Bewußtsein nicht umsonst gelebt zu haben, und als Weiser mit der Zuversicht auf die unsterbliche Fortdauer seines Geistes." — „Nach der Wahrheit", fügt Hupel diesem Bericht hinzu, „muß ich melden, daß er oft in seinen Briefen nicht nur eine uneingeschränkte Hochachtung für die christliche Religion, sondern auch eine unerschütterliche Ueberzeugung von ihrer Gewißheit und der daraus entstehenden Verpflichtung an den Tag gelegt hat, welches überhaupt auch sein Wandel bewies."

Ob der volle Werth dieses seltenen Mannes von den Zeitgenossen gewürdigt worden, weiß ich nicht. Daß es an Zeichen des Danks und der Anerkennung nicht ganz gefehlt, bezeugen die Miscellaneen. Daß man ihm einen öffentlichen Nachruf gewidmet, wollte in jener Zeit, die minder ruhmredig als die unsere war, schon etwas sagen. Außerdem hielten die Rigaer Freimaurer zum Gedächtniß des Verstorbenen eine „Trauerloge" ab, bei welcher ein poetischer Nachruf verlesen und vertheilt wurde, und Reymann ließ später ein Gedenkblatt zu Ehren seines Freundes in Kupfer stechen. Aus den etwas altfränkisch gewordenen Zügen dieses Blattes liest sich noch heute ein tiefes und warmes Gefühl heraus, dessen Hauch sich auch der moderne Leser nicht erwehren wird, wenn er gedenkt, wem diese Worte gegolten. Der von J. C. Krüger gezeichnete und in Dresden gestochene Kupferstich stellt in einem Hain Grab und Urne dar und an deren Fuß einen knieend betenden Wanderer. Auf der Urne steht „Hartknoch der Menschenfreund starb

am $\frac{1}{12.}$ April 1789" — unter dem ganzen Bilde „Seinem Nachruhm aus wahrer Dankbarkeit gewidmet."

„Wenn eines Fürsten Monument
Dem Wanderer all' seine Thaten nennt,
So trägt dies Grab die Aufschrift der Natur
Ein wenig Moos — und meiner Thränen Spur."

Gewidmet
von Karl Reymann
in Riga.

Auch „dieser Thränen Spur" ist seitdem längst verwischt. Hartknochs Wittwe, sein Sohn und seine Tochter sind längst todt, der Name ist ausgestorben, das Geschäft, welches so lange einen Stolz Riga's bildete, ist seit einem halben Jahrhundert nach Leipzig verlegt und in fremde Hände übergegangen. Auch das Andenken Johann Friedrich Hartknochs, des „Menschenfreundes" im edelsten und weitesten Sinne des Worts, ist, wenn nicht erloschen, so doch auf einen kleinen Kreis von Freunden patriotischer Erinnerungen beschränkt worden. Aber die Arbeit, der dieser großartige und uneigennützige Mensch sein Leben gewidmet, lebt unter uns fort, sie hat ihre Früchte getragen und trägt sie noch heute, ihrem stillen Weiterwirken ist keine Grenze gesetzt, so lange sich die Continuität unserer Bildung erhält. Ihm, der seinen Namen und sein Verdienst bescheiden hinter den Leistungen Anderer zu verbergen gewohnt war, ihm ist schwerlich auch nur daran gelegen gewesen, in dem Gedächtniß kommender Geschlechter weiter zu leben. Uns aber, die wir auf dem Boden stehen und stehen bleiben wollen, in welchen Hartknoch so viele und so reiche Bildungskeime gestreut, uns muß es eine Ehre und ein Bedürfniß sein, den Namen unseren Nachkommen erhalten zu sehen, an welchen sich die Erinnerung eines der folgenreichsten Abschnitte unserer Geschichte knüpft. Steht überdies Hartknoch doch in seiner Weise einzig unter denen da, die Riga's Bürger gewesen. Zugleich Geschäftsmann und Gelehrter, war ihm beschieden, auf den mannigfachsten Gebieten thätig zu sein, ebenso als Träger materieller, wie als Vertreter idealer Interessen zu schaffen, mit Männern der verschiedensten Berufskreise in Verbindung zu treten und auf sie einzuwirken. Wir thun nicht zu viel, wenn wir für ihn in dem Kreise baltischen Lebens denselben Platz in Anspruch nehmen, den der würdige Perthes unter den deutschen Buchhändlern ehrenvoll behauptet: denn so vollständig hat kaum ein anderer Rigascher Geschäftsmann seine Thätigkeit, sein Vermögen, ja sein Leben in den Dienst idealer Interessen gestellt, wie Johann Friedrich Hartknoch, der in jeder Bezie-

hung der erste baltische Buchhändler zu heißen verdient. Wenn wir seinen Lebensgang überschauen und gewahr werden, wie eine scheinbar auf ganz bestimmte Grenzen angewiesene Geschäftsthätigkeit durch den Mann, der sie auf sich genommen, zu einer universellen und culturgeschichtlichen Bedeutung gelangt ist, so werden wir unwillkürlich an das hohe Wort Carl Ritters erinnert, welches ein Adelsbrief für jede menschliche Arbeit genannt werden kann: „Wir sind alle auf einer großen Mission, zur Bildung der Erde sind wir berufen."

Deutsch-russische Wechselwirkungen.

1. Heinrich Fick.

Vielleicht zu keiner Zeit haben deutsche Staatsmänner und Offiziere einen so gewaltigen Einfluß im Auslande geübt, als in der Zeit der tiefsten politischen Verkommenheit ihres Vaterlandes, der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, da das römische Reich deutscher Nation an den Folgen des dreißigjährigen Krieges so tief darniederlag, daß seine Wiederaufrichtung von dem tiefen Falle, den es gethan, für alle Zeit unmöglich geworden schien. Während die deutsche Staatskunst die Fähigkeit verloren zu haben schien, sich auf ihre Aufgaben auch nur zu besinnen, den jungen preußischen Staat allein ausgenommen, kein Theil des Reichs im Stande war, sich in militairischer Beziehung über das rohe und zugleich schwache Landsknechtthum zu erheben, welches Westdeutschland den Franzosen preisgegeben, schwangen deutsche Auswanderer sich zu unumschränkten Beherrschern fremder Reiche auf, die Welt mit dem Ruf ihres politischen Scharfblicks und militairischen Genies erfüllend. Ein pfälzischer Edelmann kommandirte der Reihe nach die Heere Frankreichs, Portugals und Englands, der natürliche Sohn des sächsischen Kurfürsten galt für die größte Zierde der französischen Armee, der verlaufene westfälische Baron Neuhof wurde zum Könige von Corsika ausgerufen, wenig später ein deutscher Arzt zum Premierminister von Dänemark, und im Nordosten handelte es sich ein halbes Jahrhundert lang nur darum, welcher der drei deutschen „Väter der russischen Monarchie" der Alleinherrscher über das ungeheure Reich sein sollte, welches Peter der Große

in das europäische Staatensystem eingeführt hatte. Wir haben keinen Grund, die Tage zurückzuwünschen, da der Deutsche sich nur im Auslande hervorthun und die Größe seiner Race bethätigen zu können schien, da er die stolzesten Lorbeeren gerade im Kampf gegen die heimathliche Erde erwarb. Seit wir wissen, wo die Wurzeln unserer Kraft ruhen, haben die Talente der Nation würdigere Zielpunkte gefunden, als die Ritterschaft in fremder Herren Länder, ist die Lehre, daß der deutsche Stamm kein eigenes Ackerfeld zu bilden habe, sondern bestimmt sei, den „Dung der Welt", den Civilisationshumus für die ganze Erde zu bilden, geworden, was sie von je gewesen, eine Fabel, von der Verzweiflung ausgesonnen und vom Kleinmuth nachgesprochen.

Aber der Reiz, der das mächtige Thun jener nach Norden, Süden und Osten versprengten Heldengestalten früherer Jahrhunderte umgibt, hat darum nicht aufgehört, Anziehungskraft auf den Freund vergangener Dinge zu üben. Gerade weil das Beispiel dieser Auswanderer aufgehört hat, gefährlich und verlockend zu sein, dürfen wir dem Interesse nachgeben, das jene mächtigen Gestalten der Vorzeit, vor Allem die Ostermann, Münnich und Biron in Anspruch nehmen. Das Contingent, das Norddeutschland und ganz besonders der Küstenstrich an der Nord- und Ostsee zu damaliger Zeit in die Cabinette und Armeen Rußlands lieferte, ist so bedeutend, daß die Namen vieler Männer, welche in ihrer neuen Heimath nachhaltigsten Einfluß auf die inneren und äußeren Geschicke derselben übten, kaum bekannt geworden sind. Neben und hinter dem deutsch-russischen Triumvirat, das wir oben genannt, steht eine ganze Legion streitbarer und staatskluger Männer, welche ihre Namen in die Blätter der russischen Geschichte gegraben haben, nicht immer sittlich reinen Charakters, oft mit den Fehlern der alten und der neuen Landsmannschaft behaftet, aber stets hervorragend durch Thatkraft, weiten Blick, zähe Ausdauer und unerschrockenen Muth — im Durchschnitt Menschen mit geborenem Beruf zur Herrschaft über andere Menschen.

Von der Mehrzahl dieser deutsch-russischen Glücksritter des 18. Jahrhunderts läßt sich nicht einmal sagen, daß sie ihre Nationalität aufgegeben hätten. So groß war das Gefühl des Uebergewichts, das diesen Emigranten aus der Herrschaft über ihre Umgebung erwuchs, daß sie sich ihrer Nationalität erst in der Fremde recht bewußt wurden und ihren Stolz darin setzten, Deutsche zu bleiben. Wohl ließen sie sich mit Land und Leuten in Rußland beschenken und mit den von Peter gestifteten Ordenszeichen schmücken; wenn es sich aber darum handelte, sie mit Rang und Wappen zu ehren, so bedangen sie sich Diplome des

heiligen römischen Reichs aus, und die russischen Herrscher mußten die Gefälligkeit des Wiener Hofs in Anspruch nehmen, um den Wünschen der stolzen Fremdlinge zu genügen. Von einem Aufgeben der Sprache und Religion war nicht die Rede, die Meisten von ihnen verschmähten es, das Idiom des Volks, das sie beherrschten, auch nur vollständig zu erlernen — wer mit ihnen verhandeln, ihnen näher treten wollte, mußte ihre Sprache oder die französische Weltsprache annehmen. Der nationale Hochmuth dieser Machthaber stieg nicht selten in das Maßlose. Münnich durfte Biron bei offener Tafel fragen, wie er dazu gekommen, einen Soldaten, wie Wolinski (einen Schwager Peters des Großen) zum Minister des kaiserlichen Cabinets zu machen und erhielt — gleichfalls vor versammeltem Hof — die Antwort: „Diese Russen sind so unfähig, daß wir zufrieden sein müssen, wenn einer von ihnen überhaupt zu irgend etwas zu brauchen ist.“ — In kirchlicher Beziehung haben diese norddeutschen Emigranten sich stets als strenge Lutheraner bewährt. Münnich war der Hauptbegründer der deutschen Petrikirche zu Petersburg, Mitglied des Kirchenraths und eifriger Schirmherr der von ihm ernannten Prediger und Lehrer derselben; setzte dieser wunderbare Mensch doch seinen Ruhm darin, als „Beter“ ebenso stark und unermüdlich zu sein, wie als Feldherr und Administrator.

Selbst eine Art deutschen Heimaths- und Bürgerrechts wußten diese Männer, die Catharina II. Väter des russischen Staats genannt hat, sich zu schaffen. An der Hand jener deutschen Adelsbriefe, die sie mitgebracht oder durch die Gefälligkeit des Wiener Hofs erworben hatten, bewarben sie sich um die Aufnahme in die baltischen Ritterschaften, die natürlich gern bereit waren, so einflußreichen Gönnern ihrer Sache die „Mitbrüderschaft“ zu Theil werden zu lassen und dieselben dadurch in ihr Interesse zu ziehen. Die ungeheueren Vermögen, welche sie erworben und erbeutet, wurden dann in liv-, est- oder auch kurländischen Rittergütern angelegt, für alle Fälle Familiensitze unter Stammes- und Glaubensgenossen, Gräber in protestantischer Erde erworben. Die Matrikelbücher der baltischen Provinzen Rußlands zählen manchen deutschen Namen, der auf dem Umwege über Petersburg und Moskau auf diese Weise an der Ostsee heimisch geworden ist.

Eine besonders interessante Figur aus dem Kreise der Männer, die Peter nach Rußland zog, um mit ihrer Hülfe sein Reich zu civilisiren, wenn auch im Vergleich zu Münnich und Ostermann bloßer pater minorum gentium, ist der Flensburger Bürger Heinrich Fick, später wirklicher Etatsrath, Ihro Majestät und des Reiches Vicepräsident des Commerzcollegii, hoher und höchster Orden Ritter, dann Jahre lang

Staatsverbrecher in Sibirien, schließlich Erbherr großer Güter in Liv- und Estland und auf Grund römisch-kaiserlichen Adelsbriefs baltischer Baron. Nicht nur, daß dieser Mann auf die Finanz- und Steuereinrichtungen seines neuen Vaterlandes nachhaltigsten Einfluß übte — er bildet eine Ausnahme von der Regel, indem er sich nicht der den zarischen Absolutismus vertretenden deutschen Partei anschloß, sondern für eine Zeitlang an die Spitze der altrussischen Adelspartei trat und dieser die leitenden Gedanken für ihr Thun und Lassen eingab. — Hören wir zunächst was der Pommer Conrad Gadebusch, weiland Bürgermeister von Dorpat und Verfasser einer deutschen Reichsgeschichte, in seiner ungedruckten, bändereichen livländischen Adelsgeschichte von dieses merkwürdigen Mannes politischen Anfängen erzählt: „Herr Heinrich Fick war, wie man mir gesagt hat, Rathsherr zu Flensburg, ehe er bei der holsteinischen Armee Dienste that. Es ist eine Verleumdung, wenn man sagt, daß er ein schwedischer Musterschreiber gewesen, ob ihm gleich solches in einer Schrift bei dem livländischen Hofgerichte vorgeworfen worden. Er war aber in holsteinischen Diensten zuerst Commissar, hernach Regimentsquartiermeister, ehe er in des russischen Monarchen Peters I. Dienste trat. Dieser Fürst brauchte ihn in sehr geheimen Verrichtungen und schickte ihn nach Schweden. Unter anderen Aufträgen mußte er von den schwedischen Einrichtungen in Commerz-, Polizei- und Finanzsachen sich einen Begriff machen und alle dahin einschlagende Verordnungen sich anschaffen, damit er in Rußland eben dieselben Einrichtungen machen möchte, welches er auch that und dafür mit ansehnlichen Gütern in Livland belohnt ward. Der Kaiser änderte zwar hernach diese Einrichtung in einigen Stücken, weil er wohl sah, daß sie sich auf Rußland nicht passen wollte, allein Fick ward Kammerrath und blieb im guten Wohlstande bis zur Zeit der Regierung der Kaiserin Anna. Im Jahre 1721 und 1722 befand er sich zu Moskow und war bei dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, der sich daselbst aufhielt, sehr beliebt. Er wohnte nicht weit von dem fürstlichen Quartiere und war so oft bei Hofe, daß Berkholz ihn unsern oder des Herzogs ordinairen Gast nennt. Am 13. Januar 1722, so meldet derselbe Berkholz*), ging der Herzog gegen Abend zum Geheimrath Bassewitz, wo er Stancken, Fick und Regelein in aller Andacht bei einem guten Glase Champagnerwein antraf, wobei sie sich allerhand lustige Histörchen erzählten. Der Herzog setzte sich an einen besonderen Tisch, verlangte

---

*) Verfasser eines bekannten für die russische Geschichte wichtigen „Tagebuchs" aus den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Tinte, Feder und Papier und sagte, es wäre Schade, daß alle diese artigen und saftigen Histörchen vergessen werden sollten; er wolle dieselben zum Protocoll nehmen und bei anderen wichtigen Sachen im Archive wohl verwahren. Da nun der Herzog anfing, ein ordentliches Protocoll zu halten, jene aber herzlich vergnügt bei ihrem Wein saßen und einander die lächerlichsten Histörchen erzählten: so ist nicht zu beschreiben, was darin verzeichnet ward. Der Herzog blieb bis gegen eilf Uhr in dieser Gesellschaft, und als er sich nach Hause begab, nahm er das schöne Protocoll mit sich, um es am folgenden Tage ins Reine zu bringen und ein wenig damit die Zeit zu verbringen. — Auch sonst berichtet Berkholz's Tagebuch an mehren Stellen von diesem Manne. Am dritten Pfingsttage ebengedachten Jahres mitten unter der Predigt, welche ein aus Sibirien zurückkehrender schwedischer Prediger in dem fürstlichen Quartier hielt, entstand bei dem Kammerrath Fick Feuer im Schornstein, welches aber bald durch die Flügel einer Gans, welche lebendig von oben durch den Schornstein heruntergelassen worden, gelöscht ward.

„Ehe noch dieses vorging, schenkte Peter I. am 26. des Christmonats 1720 dem damaligen Kammerrath Heinrich von Fick das Kirchspiel Oberpahlen mit den dazu gehörigen Gütern Schloßoberpahlen, Nemmenhof, Woiseck, Pajus, Kurrista, Eistfer, Addafer, Lustifer, Kalliküll und Teppik. Es ging aber mit diesem ansehnlichen Geschenk eine große Veränderung vor, denn Katharina I. schenkte 1725 und 1726 Oberpahlen, Nemmenhof und Addafer dem schwedischen Generalfeldmarschall Grafen von Dücker; die Güter Kurrista, Lustifer, Kalliküll und ein Theil von Tappik dem Vicepräsidenten von Wolf, das Gut Pajus dem Generalfeldwachtmeister, nachmals Generallieutenant und Ritter Iwan Bibikow, und Woiseck, Eistfer und einen Theil von Tappik dem wirklichen Staatsrath von Fick. Bald darauf erlaubte ihm Peter II., daß er die geschenkten Güter von Dückern, Bibikow und dem Freiherrn von Wolf käuflich an sich bringen möchte. In der That kaufte er von dem Grafen Dücker die Güter Oberpahlen, Nemmenhof und Addafer. Peter II. aber schenkte ihm die Güter Sosarr und Sussifer. Alle diese Güter aber wurden 1732 bei seinem Falle eingezogen. — Er ward 1726 Vicepräsident im Commerzcollegium. Man fand nach einer genauen Untersuchung im Kammercollegium, daß durch seinen Fleiß die jährlichen Zolleinkünfte mit 200,000 Rubel vermehrt worden. Nachdem er Staatsrath und Vicepräsident im Reichscommerzcollegium geworden war, ward er 1728 Kirchenrath bei der St. Petrigemeinde zu Petersburg. Fick fiel im Jahre 1731 in die Ungnade der Kaiserin Anna

und ihres Lieblings, des Birons. Ein Brief des rigischen Rathsherrn von Caspari, welcher damals die Angelegenheiten der Städte Riga, Dörpat und Pernau am Hofe besorgte, aus Moskow vom 5. April 1731, der in dem dörpatischen Stadtarchive verwahrt wird, meldet folgendes: „Der Senatssecretär Schulz sitzt in seinem Hause bis in die sechste Woche noch in Arrest, im gleichen so ist dessen Schwiegervater Fick in der Inquisition; was selbiges vor ein Ende nehmen werde, weiß Gott und die Kaiserin am besten."

Wir haben diesem Bericht des alten Dorpater Chronisten, auf den wir in der Folge wieder zurückgehen, mancherlei hinzuzufügen, sowohl bezüglich der Vorgeschichte des ehemaligen Rathsherrn der guten Stadt Flensburg, wie in Sachen seiner Einziehung nach der Thronbesteigung der Kaiserin Anna Iwanowna, jener denkwürdigen Katastrophe von 1731, welche bekanntlich einen entscheidenden Sieg der deutschen Partei über die altrussische Fronde und deren oligarchisch-aristokratische Bestrebungen bedeutete.

Als Heinrich Fick nach Rußland kam, war das neubegründete Petersburg wenig mehr als ein Haufen in finnischem Sumpf verstreuter Gebäude, welche ein kaiserlicher Machtspruch mit widerwillig ausgewanderten Bewohnern anderer russischer Städte bevölkert hatte. Fick, der mit dem Kaiser in persönliche Berührung gekommen war und wissen mochte, wie viel diesem an dem Wachsthum seiner neuen Metropole gelegen war, ließ sich in Petersburg nieder und sein Haus sah den russischen Herrscher (der, wie die Sage wissen will, an einer der Töchter seines neuen Unterthanen gnädiges Gefallen fand), öfter unter seinem Dach, als mancher Palast, der von Abkömmlingen Nuriks oder Juri Dolgoruki's bewohnt war. Durch die glänzenden Erfolge seiner Sendung nach Schweden war der „Kammerrath" ein wohlhabender und angesehener Mann geworden, dem es leicht fiel, seine Töchter durch vornehme Heirathen zu versorgen. Die älteste heirathete den Senatssecretär Schulz (der, wie wir erfahren haben, später das Loos seines Schwiegervaters theilte), die zweite einen livländischen Edelmann, den Kammerherrn Otto Heinrich v. Zöge-Manteuffel, die dritte wurde mit einem Freiherrn v. Vietinghoff, die vierte an den Legationsrath v. Lilienfeldt und die fünfte, trotz ihrer Blindheit, an einen Oberwachtmeister v. Lanw („Eine wunderliche Dame, sie schlief, wenn andere wachten, und wachte, wenn andere schliefen. Sie verbrauchte so viel Thee, daß 18 andere Personen damit auskommen können") vermählt. Wie angesehen Fick schon damals war, geht aus dem Umstande hervor, daß als Pathen eines seiner Kinder der Herzog von Holstein, Fürst und Fürstin Menschikow, Frau

Generalin Lefort, die Gräfin Bruce und die Ministerin Jagushinski genannt werden und daß die älteste Tochter sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls mit der Hoffnung schmeichelte, Gräfin Ostermann zu werden. Von dem Umfang seines Vermögens wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die ihm geschenkten livländischen Güter schon im vorigen Jahrhundert etwa eine Million Thaler werth waren und daß er außerdem baares Vermögen genug besaß, um den ihm abgenommenen Theil dieser Güter wieder anzukaufen — und das Alles war in wenigen Jahren erworben worden.

Aber grade dieses rasche Aufsteigen und die engen Verbindungen, die der kühne und ehrgeizige Mann mit den Häuptern der angesehensten russischen Adelsfamilien geschlossen, sollten ihm zum Verderben werden. Während seines, wie es scheint mehrjährigen Aufenthalts in Schweden, hatte der ehemalige Rathsherr von Flensburg noch andere Studien getrieben, als die ihm vom Zaren aufgegebenen Untersuchungen über „schwedische Commerz-, Polizei- und Finanzsachen." Er hatte, wie Mannstein in seinen bekannten Memoiren erzählt, „Geschmack an der republikanischen Regierung in Schweden", d. h. an dem Treiben der oligarchischen Parteien, welche nach dem Tode Carls XII. um die Herrschaft über die skandinavische Halbinsel haderten, gewonnen, und die damalige schwedische Constitution ebenso gründlich studirt, wie die Kunst, den Ehrgeiz der Großen für diese Form des Staatsdienstes zu wecken.

Rußland, dessen wilder und stolzer Adel das eherne Joch seines für westeuropäische Ideale begeisterten Zaren nur widerwillig trug und allen Schreckensgerichten zum Trotz immer wieder die Zügel zu zerreißen versuchte, an denen er gelenkt wurde — Rußland schien für die Verpflanzung des in Schweden herrschenden Oligarchenregiments einen besonders günstigen Boden abzugeben. Zwar konnte, so lange Peter im Regiment saß, nur von der urtheilslosesten Thorheit an eine Aenderung der Regierungsform gedacht werden — aber, mehr wie wahrscheinlich erschien damals, daß das große Werk des despotischen Reformers seinen Schöpfer nicht überleben und daß mit dem Ende desselben eine ungeheure Reaktion Platz greifen werde. Was versprach diese nicht dem Ehrgeiz eines kühnen und in den Geschäften erfahrenen Mannes, der sich den moskowitischen Großen an Bildung und Geist unendlich überlegen wußte, jenen Halbbarbaren, die nur instinktiv ahnten, daß liberaler Despotismus und Bojarenthum nicht miteinander gingen, die von dem kunstreichen Gefüge der königlichen Adelsrepublik jenseit des baltischen Meeres kaum etwas gehört haben mochten.

So lange Peter lebte, wußte Fick die Resultate seiner schwedischen

Polizei- und Cameralstudien in seiner Brust zu verschließen. Nach dem Tode des Mannes aber, der der erste Beamte seines Reichs, die halbe Kraft seines Staats gewesen war, trat ein, was sein kluger Kammerrath in der Stille vorhergesehen. Während die Ausländer und Peters nächste Günstlinge sich der Kaiserin-Wittwe anschlossen und durchsetzten, daß diese den Thron bestieg, ging die altrussische Partei mit dem Plane um, den unmündigen Großsohn Peters, nachmaligen Peter II. (Sohn des im Gefängniß verstorbenen Alexei) als Kaiser auszurufen und die Regierung durch eine aus ihrer Mitte gewählte Regentschaft führen zu lassen. Mentschikow aber, der sich für eine Zeit lang mit seinem Todfeinde, dem Herzog von Holstein, ausgesöhnt hatte, kam seinen aristokratischen Feinden zuvor So lange Catharina lebte, stand er an der Spitze der Geschäfte, nach ihrem Ableben führte er die Regentschaft für Peter II. Kurz vor dem Tode des Letzteren erbleichte der Glücksstern des ehrgeizigen Mannes aber, der sich aus dem Staube zum Beherrscher eines mächtigen Reichs aufgeschwungen hatte. Während er die bekannte Straße nach Nordosten zog, die er so manchem seiner Feinde gewiesen, bemächtigte die Familie Dolgoruki sich der Regierung, und als wenig später Peter II. in das Grab sank, das der vierzehnjährige Knabe sich durch Zügellosigkeit selbst gegraben, traten diese Führer des malcontenten hohen Adels mit ihrem Programm hervor.

Dieses Programm war die Beschränkung der absoluten Zarengewalt durch einen aus acht hohen Würdenträgern zusammengesetzten „geheimen Rath", ohne dessen Zustimmung kein Geld verausgabt, kein Vertrag geschlossen, keine Beförderung vorgenommen werden sollte. Der sächsische Legationsrath Lefort und Mannstein berichten übereinstimmend, daß man dabei schwedische Einrichtungen zum Muster genommen, und wir wissen bereits, wer das „modèle sur les Suedois", das die Russen sich vorgesteckt, mitgebracht hatte — der inzwischen zum Vicepräsidenten des Commerzcollegiums beförderte Kammerrath v. Fick. Ob Fick grade jene „acht Punkte", die die Kaiserin Anna im Januar 1730 zu Mitau unterschrieb (um sie fünf Wochen später zu zerreißen und ihren Urhebern vor die Füße zu werfen), aufgesetzt hat, wissen wir nicht, und er selbst hat sich gehütet, jemals darüber Aufschluß zu geben, vielmehr über sein Verhalten ein ebenso discretes Schweigen beobachtet, wie über die Untersuchung, welche ihn nach dem Sturz seiner Freunde traf; der erfahrene Hofmann mochte wissen, daß Staatsgeheimnisse dieser Art nicht für das Volk bestimmt seien, in dessen Namen man doch zu handeln vorgab — von seiner directen Betheiligung zeugt Mannstein. Nach dem Sturz der um den Schwiegersohn Peters, den Herzog

Karl Friedrich von Holstein, gruppirten holsteinschen Partei, mit der er es Anfangs gehalten, war Fick in das Dolgorukische Lager übergegangen, namentlich mit dem Fürsten Dimitri Michailowitsch Galyzin, einem der Häupter dieser stolzen Oligarchie, in nahe Beziehung getreten und diesem als Rathgeber an die Hand gegangen. Die Zeitgenossen maßen ihm eine wichtige Rolle bei den Plänen zu, die dieser einflußreiche Mann (er war Senator, Geheimer Rath und Bruder des Generalfeldmarschalls) zur Ausführung brachte; der Fürst war nämlich nicht nur einer der Urheber der „acht Punkte", welche die Souveränetät Anna's einschränken sollten, sondern er hatte diese Fürstin in Vorschlag gebracht, als über die Besetzung des erledigten Throns verhandelt und die Fürstin Catharina Dolgoruki, die Braut des eben verstorbenen Kaisers, als Candidatin aufgestellt worden war. Dann war Galyzin als Vertreter des Senats nach Mitau gereist, um in Gemeinschaft mit Wassili Dolgoruki, dem Deputirten des geheimen hohen Raths und Leontjew, dem Bevollmächtigten der Generalität und Garde, die Herzogin, spätere Kaiserin, zur Annahme der ihr gestellten Bedingungen zu bewegen und diese Bedingungen als Ausdruck des Volkswillens zu bezeichnen. Fick — so heißt es in Gadebuschs erwähnter Handschrift — soll darnach gestrebt haben, bei dem geheimen hohen Rath eine „wichtige Person vorzustellen" und zu diesem Zwecke Galyzin „Anschläge gegeben haben, das neue System zu befestigen". Für den Charakter dieses „Systems" ist der Schlußsatz des letzten der „acht Punkte" (der u. A. feststellte, daß keine neuen Auflagen erhoben werden sollten) typisch: „Wenn ich nach obgeschriebenen acht Punkten nicht thue, so werde ich verlustig der russischen Krone."

Anna besann sich keinen Augenblick, die ihr vorgelegten Bedingungen zu unterschreiben. Der Bote der Gegenpartei, Capitain Sumarokow, der ihr abrathen sollte, war drei Stunden zu spät in Mitau eingetroffen, sein Geleitbrief in die Hände Leontjews gefallen. Triumphirend kehrten die drei Bevollmächtigten in die altrussische Hauptstadt zurück. Aber die constitutionelle Herrlichkeit, zu welcher die Dolgoruki es mit Hilfe ihres schleswigschen Rathgebers gebracht hatten, war von kurzer Dauer. Kaum war Anna in Moskau angelangt, so setzte sie sich mit Hilfe Ostermanns, der übrigen Ausländer und der Gegner des Geheimen Raths in den Besitz der unbeschränkten Gewalt, die Dolgoruki wurden als Hochverräther bestraft und Fick mußte das Loos seiner Freunde theilen. Ihm war zur Last gelegt, nicht nur mit den Oligarchen conspirirt, sondern auch lose Reden über den aus Kurland mitgebrachten kaiserlichen Günstling Biron geführt zu haben und nach längerer Gefangenschaft mußten er und sein Schwiegersohn Schulz die

Reise nach Sibirien antreten. — Ueber die wider ihn geführte Untersuchung und deren Resultate herrscht das übliche Schweigen. Der kluge deutsche Glücksritter scheint seine Sache mit Geschick geführt zu haben; nachdem er den Kopf gerettet, war ihm nur noch darum zu thun, zu den Vornehmsten der Verurtheilten gezählt und als großer Herr behandelt zu werden, eine Politik, die sich in der Folge als durchaus richtig bewies. Wir besitzen ein interessantes, von ihm selbst geschriebenes Actenstück, in welchem er viele Jahre später zur Geltung brachte, daß er keiner von den Kleinen gewesen, denen es leicht an Hals und Kragen geht. In einem vom 5. November 1744 datirten Schreiben an das livländische Landrathscollegium, bei welchem er sich um die Ausreichung des livländischen Indigenats-Diploms bemühte, erzählt er Folgendes über seinen Proceß: „Damit wegen meiner ehemaligen unglücklichen Sache und den dabei gehaltenen modis procedendi wegen Verletzung meiner honneur kein Verdacht entstehen möge; so ist es ganz Moskau und Petersburg, insbesondere dem kaiserlichen Hofe, dem Senat und dem Justizcollegio bekannt, als bei welchem meine Sache tractirt worden,

1) daß ich damals von einem General en Chef, Senateur und Ritter arretirt und in der Czarischen Prinzessin Maria Alexewna ehemaligen Zimmer, auch täglich aus der kaiserl. Küche und Keller honorablement tractirt und wohl gehalten worden,

2) daß in oberwähnten Arrestzimmern Männer vom ersten Rang jeder Zeit bei Paaren über viermal zu mir gekommen sind und sich mit mir von der Sache ohne Protocoll und Canzleibedienten häufig und gütig besprochen, und da sie nichts gefunden, der Kaiserin Anna hochseligen Gedächtnisses meine Unschuld berichtet und ich nach 10 Monaten nach St. Petersburg ans deutsche Justizcollegium gesandt und daselbst gleichfalls zu vier malen blos über einige nichtssagende Discourse examinirt und vom Anfange bis zuletzt jederzeit mit einem Stuhl beehrt, auch zu Petersburg in einem adelichen Hause in meublirten Zimmern bis zur Abschickung logirt worden,

3) daß auch das Justizcollegium damals an die Hochselige kaiserliche Anna und im verwichenen Jahre an den dirigirenden Senat schriftlich berichtet, es wäre in meiner Sache kein crimen, sondern nur Discoursen sans Consequence gefunden worden, auf welche Unschuld sich auch nun der Senatsvortrag und meine Restitution gegründet hat,

4) und obzwar meine teutsche Verfolger insoweit über meine Unschuld triumphirt, daß ich entfernt werden sollen, so habe ich dennoch gleichwohl auch bei der Abschickung gleiche Ehre mit den Staats-

gefangenen vom ersten Rang empfunden, indem ich durch einen Capitain von der Garde bis Tobolsko geliefert und der Instruction gemäß, als ein honneter Arrestant bis zu meiner Befreiung gehalten worden bin."

Gleich den übrigen Häuptern der Verschwörung, welche Anna's Souverainetät einzuschränken versucht hatte, wurde Heinrich Fick zum Tode verurtheilt und dann zur Versendung nach Sibirien begnadigt. Während die schuldigsten Glieder der Familie Dolgoruki nach Beresow verbannt wurden (die Fürstin Catharina, Braut des verstorbenen Peter II. und nach dessen Ableben Concurrentin Anna's bei der Kaiserwahl, genas unterwegs eines Knäbleins, als dessen Vater Lefort einen jungen Gardeoffizier Mikterow bezeichnet), war unserem Fick eine Ortschaft des Gouvernements Tobolsk angewiesen worden. Auf dem Wege dorthin erlag sein mitverurtheilter Schwiegersohn Schultz den Strapazen der Reise, der Kammerrath selbst gelangte wohlbehalten an Ort und Stelle.

„Wie er dort angekommen war", — heißt es bei Gadebusch, „gereichte es ihm zu großer Freude, daß er unter seinen wenigen mitgebrachten Sachen einen Jahrgang französischer Zeitungen fand. Diese übersetzte er aus dem Französischen ins Deutsche, und aus dem Deutschen ins Französische und vervollkommnete sich also in dieser Sprache. Dann schaffte er sich ein Paar Kühe an, beschickte sie selbst, melkte sie und machte Butter. Einmal ging er zu Fuß nach Tobolsk und brachte dem Gouverneur von seiner frischen Butter. Dieser nahm solches so wohl auf, daß er ihm eine Magd zulegte, welche die Kühe beschicken mußte. Es trug sich zu, daß er seine Suppe einmal mit einem silbernen Löffel umrührte und dieser davon schwarz ward. Er setzte die Suppe seinem Hunde vor, welcher bald hernach verreckte. — In dieser Gefangenschaft ließ er den Hausprediger des Vicegouverneurs Lorenz Lange, mit Namen Königshaven aus Irkutsk zu sich kommen." — Er empfing von ihm das Sacrament, bei welcher Gelegenheit er indessen so unziemliche und unchristliche Reden führte, daß dieser Geistliche, als er später nach Livland kam, noch Gadebusch gegenüber derselben Erwähnung that.

Der erfahrene Kenner russischer Hofzustände scheint sein Exil um so leichter getragen zu haben, als er sich bei dem trefflichen Zustande seiner Gesundheit wohl sagen konnte, daß dasselbe mit dem Leben der Kaiserin Anna ein Ende haben werde und daß das System, welches ihn gestürzt hatte, ebenso wenig von langer Dauer sein werde, als es die Systeme gewesen, durch welche er emporgekommen. In dieser Hoffnung hatte er sich nicht betrogen. Während der neun Jahre, die er

in Sibirien zubrachte, starb nicht nur die Kaiserin Anna, sondern erfolgten zwei Thronrevolutionen, eine plötzlicher und gewaltsamer als die andere. Bei ihrem Ableben hatte die Kaiserin den unmündigen Sohn ihrer Schwestertochter, der Herzogin Anna Leopoldowna von Braunschweig (den unglücklichen Iwan IV.) zum Thronerben und ihren Liebling, den Herzog Ernst Johann Biron von Kurland, zum Regenten ernannt. Birons barsche Strenge führte bald zu einem Bruch mit der herzoglichen Mutter des in der Wiege liegenden Kaisers und diese wandte sich an den Feldmarschall Münnich, der sofort versprach, Abhilfe zu schaffen, Biron zu beseitigen und die Herzogin zur Regentin zu machen. Ohne irgend Jemand ins Geheimniß gezogen zu haben, ließ Münnich am Abend des 20. November 1740 seinen deutschen Adjutanten, den durch seine Memoiren bekannt gewordenen Obristen v. Mannstein, zu sich kommen und eröffnete ihm, daß er Willens sei, diese Nacht den Regenten zu stürzen und die Herzogin an die Spitze der Regierung zu stellen. Mannstein suchte eine Compagnie zuverlässiger Grenadiere aus, mit der die Staatsumwälzung in aller Stille fertig gebracht wurde. Am Morgen des 21. November erfuhr Rußland, daß Biron nach Schlüsselburg geschickt worden sei und daß die Herzogin, jetzt Großfürstin Anna, „zur allgemeinen Freude und Zufriedenheit" die Regierung der Staaten ihres Sohns selbst übernommen habe.

Fünfzehn Monate später wurde dasselbe Stück noch einmal in Scene gesetzt — nur daß die Acteure dieses Mal andere waren. Elisabeth, Peters des Großen einzige überlebende Tochter, nahm in der Nacht vom 5. auf den 6. December 1741, mit Hilfe von 200 Soldaten des preobraſhenskischen Garderegiments (desselben, das am 20. Nov. 1740 die Palastwache gehabt hatte), die Regentin sammt Familie, Münnich, Ostermann, Löwenwolde, Mengden und alle übrigen Häupter der deutschen Partei gefangen und bestieg zur Freude der altrussischen Faction, die zwölf Jahre lang von den Geschäften entfernt gewesen war, den Thron ihres Vaters. Schon drei Monate früher hatten Vietinghoff und Zöge, Ficks Schwiegersöhne, die Begnadigung des ehemaligen Etatsraths und Vicepräsidenten bei der Regentin durchgesetzt. — Für die Kürze und Einfachheit des damals bei Verurtheilungen und Begnadigungen üblichen Verfahrens ist der Ukas, dem Fick seine Befreiung zu danken hatte, so charakteristisch, daß wir ihn in seinem Wortlaut mittheilen:

„Ihro Kaiserl. Majest. Selbsthalters aller Reußen Befehl aus dem dirigirenden Senat an den Hrn. Generalmajor, Major der Leibgarde und Gouverneur des sibirischen Gouvernements Hrn. Schipoff."

„Auf Ihro Kaiserl. Majest. ausdrücklichen Befehl vom 4. September a. c., so von Ihro Kaiserl. Hoheit der regierenden Großfürstin aller Reußen Anna im Namen Ihro Kaiserl. Majest. eigenhändig unterschrieben worden und auf allerunterthänigstes Anhalten des Landeshauptmanns der Oeselschen Provinz Erich Johann von Vietinghof sowohl als des Kammerherrn Otto Reinhold Zöge, um aus Ihro Kaiserl. Majest. allerhöchsten Gnade die Zurückberufung aus dem Exilio des gewesenen Etatsrathes und Präsidenten des Kommerzcollegii Fick zu verlangen, ertheilt worden, hat ein dirigirender Senat zur Folgeleistung dessen verfügt an den Hrn. Gouverneur den Befehl ergehen zu lassen, daß, zufolge obgedachten Ihro Kaiserl. Majest. allerhöchsten Befehls, beregter Fick des Exilii befreit werde, und er sich allhier zu St. Petersburg im dirigirenden Senat stelle. Es hat also der Hr. Generalmajor und Major der Leibgarde und des sibirischen Gouvernements Gouverneur nach dieser Ihro Kaiserl. Majest. Ukase sich zu richten. 1741. den 15. Sept."

In den ersten Tagen des März 1743, also nachdem inzwischen die zweite Thronrevolution stattgefunden, kam Fick in St. Petersburg an und ward — wie es in der Gadebusch'schen Handschrift heißt — „von den Großen sehr wohl empfangen, aufgenommen und getröstet, wie er an seine Tochter, die Landeshauptmännin von Vietinghof unterm 12. März 1743 aus St. Petersburg meldet." „An eben dem Tage" — so fährt unser Berichterstatter fort — „schrieb er an den Landeshauptmann Vietinghof und dankte ihm für seine gehabte Mühe. Aus diesem Briefe sieht man, daß er die letzte Zeit seiner Gefangenschaft hinter Irkutsk zugebracht hatte und daß er auf seiner Rückreise in Irkutsk gefährlich krank gewesen war. — Als Fick zum ersten Mal bei der Kaiserin Elisabeth vorgelassen ward, empfing diese ihn als ihres großen Vaters Liebling sehr gnädig und fragte ihn, was er in seiner langen Gefangenschaft gemacht hätte. Er antwortete: er hätte Gott Tag und Nacht auf den Knien angefleht, die Erbin des großen Peter auf Rußlands Thron zu setzen. Diese Antwort gefiel und ward sehr gnädig aufgenommen, welches ihn bewog, eine andere Frage an die Monarchin ergehen zu lassen, nämlich: ob man ihn zurückberufen hätte, um ihm Gerechtigkeit oder Gnade widerfahren zu lassen. Als die Kaiserin sich huldreich erklärte, es wäre ihm Gerechtigkeit geschehen, so flößte ihm solches die Zuversicht ein, um die Wiedergabe seiner eingezogenen, theils geschenkten, theils gekauften Güter zu bitten. Dieses gewährte ihm die Monarchin und befahl dem Senat, die Sache abzumachen. Fick gedachte schon im Heumonate 1743 wieder im Besitz seiner Güter zu sein. Das schlug aber fehl. Am 9. des Heumonats 1743 schrieb er

an seine Tochter, die Kammerherrin Zöge aus St. Petersburg: er hätte schon angefangen über das lange Zögern schwermüthig zu werden, und also zum Senatssecretär gesandt, sich zu beklagen, daß er nicht den vorigen Tag frühe im Senat gewesen, da doch alle Herren sich schon um fünf Uhr versammelt hätten. Der Secretär schickte ihm einen trostvollen Zettel. Weil Fick ihm nur halb glaubte, so fuhr er zu einem Herrn ins Haus, um hinter die Wahrheit zu kommen. Dieser versicherte ihm, daß die geschenkten und gekauften Güter ihm völlig zuerkannt wären. Das Haus in St. Petersburg wäre ihm zwar auch zugebilligt, jedoch Ihrer Kaiserl. Majest. allergnädigstem Wohlgefallen und Ausspruch überlassen worden, weil die Kaiserin Anna es dem Hrn. von Keyserlingk auf ewig gegeben hätte, ob ihm das Haus abgenommen, oder dem Fick eine Wiederlage gegeben werden solle. Fick fuhr hierauf zu dem Secretär und bat ihn, die Sache beim Vortrage also zu lenken, daß ihm des Hauses wegen 3000 Rubel Baukosten gut gethan werden möchten. Man hatte ihm versichert, daß in der folgenden Woche Protokoll, Resolution und aller schriftliche Vortrag, unter aller Senatoren Unterschrift, an Ihre Kaiserl. Majestät fertig sein sollte. Er wünschte, daß solches vor Ausgang dieses Monates geschehen möchte, und setzte hinzu, die Großen des Hofes hätten ihm zwar versprochen, es dahin zu bringen, daß die Kaiserin solchen Vortrag nach Peterhof fordern sollte; allein er befürchte, es möchte ihm dort ein deutscher Collegiensecretär schädlich sein; was aber Ihre Majestät im Senate abmachten, darin dürfte er sich nicht mischen. Man hätte kein Beispiel, daß die Kaiserin den Ausspruch des Senates in Privatsachen abgeändert hätte. In der That glaubte Fick dem Ziele seiner Wünsche schon recht nahe zu sein. Er war noch ziemlich weit davon entfernt. Inzwischen trug es sich zu, daß bei Hofe in Gegenwart der Kaiserin die Frage aufgeworfen ward, ob der russische Kalender gut wäre, oder nicht? Der eine sagte dies, der andere jenes. Die Kaiserin ward des Etatsraths Fick gewahr und sagte: da ist Fick, das ist ein verständiger Mann; wir wollen ihn des Kalenders halber um seine Meinung fragen. Der Kalender ist recht gut, äußerte Fick, aber es ist leider kein Dienstag darin. Darüber konnte sich die Kaiserin nicht genug verwundern und fragte, wie das zu verstehen wäre. Wäre ein Dienstag im Kalender gewesen, erklärte Fick, so wäre meine Sache, woran mein und meiner Familie Wohl und Wehe hängt, abgemacht. Der Dienstag jeder Woche war nämlich der Tag, an welchem die livländischen Sachen im Senate erörtert und entschieden wurden. Dieser Einfall hatte eine erwünschte Wirkung. Es erfolgte die Resolution: Wir begnadigen den wirklichen Etatsrath Fick

mit der Restitution seiner 1732 confiscirten oberpahlischen Güter. Nichtsdestoweniger mußte Fick gewahr werden, daß diese Resolution mißgedeutet ward, und als er am 3. August 1744 im Senat war, sah er mit Kummer, daß die Restitutionsukase allein an die rigische Gouvernementscanzlei gehen sollte und nicht auch an die estländische, die Senatscanzlei also die in Estland liegenden Güter Poll und Waiküll ausschließen wollte, weil man nach dem Buchstaben der Begnadigung gehen wollte und dieser nur von livländischen Gütern sprach."

Die Ausführlichkeit, mit welcher unser Dorpater Gewährsmann sich über alle die weiteren Mittel und Wege verbreitet, die der unermüdliche Bittsteller einschlug, um sein Ziel zu erreichen, zwingt uns, ihm das Wort zu nehmen und einfach dem Resultat nachzugehen. Wie es bei einem Manne von der Zähigkeit und dem Geschicke Ficks nicht anders sein konnte, — er bewirkte wirklich, daß ihm im August 1744 die reichen Güter von Oberpahlen, Neu-Oberpahlen, Kawershof, Nemmenhof, Woiseck u. s. w., deren Werth schon damals reichlich eine Million ausgemacht haben muß, restituirt wurden; er wußte sogar zu bewirken, daß ihm das Allodialeigenthum an diesen Besitzungen zugesprochen wurde, obgleich die damalige Form des Besitzes an liv- und estländischen Rittergütern noch die lehnrechtliche war und Allodien eine seltene Ausnahme bildeten. Mit der Unersättlichkeit, die Glücksrittern dieser Art eigenthümlich zu sein scheint, blieb Fick aber bei dem Erreichten nicht stehen. Er verlangte, daß ihm die während der Zeit seines Exils entmißten Einkünfte dieser Güter ihrem vollen Betrage nach ersetzt werden sollten, und gab sich erst nach vieljährigem Petitioniren und Intriguiren damit zufrieden, diesen Wunsch unerfüllt zu sehen. Der Einfluß des „frommen und feinen" Staatssecretairs, der ihm bisher in dieser Angelegenheit zur Hand gewesen war, scheint nicht weit genug gereicht zu haben, um auch diese Entschädigungsforderung zur Anerkennung zu bringen. Wie groß des Erbherrn von Oberpahlen baares Vermögen trotz des „Exilii" und trotz der großen Spesen, die die Restitutionsangelegenheit verschlungen haben muß, geblieben war, geht übrigens daraus hervor, daß er später noch das Gut Klein-Tappik käuflich erwarb und als Allodialeigenthum seiner Familie bestätigen ließ.

Seine im Jahre 1730 gewaltsam unterbrochene Hofcarrière nach der Rückkehr aus Sibirien wieder aufzunehmen, scheint Fick nicht versucht zu haben. Er mochte das Gefühl haben, zu schwer compromittirt zu sein, um einen neuen Kampf mit den „teutschen" Gegnern, deren er wiederholentlich Erwähnung thut, ohne Gefahr aufnehmen zu

können; schloß das Uebergewicht, das die altrussische Partei seit der Thronbesteigung Elisabeths erlangt hatte, doch nicht aus, daß jede Erinnerung an den einstigen Versuch, den zarischen Absolutismus zu beschränken, von den ernstesten Folgen begleitet war und daß die Frau, welche sich für die Erbin und Testamentsvollstreckerin ihres großen Vaters ansah, ihre Souverainetät eifrig bewachte. Nachdem er seine Ansprüche der Hauptsache nach durchgesetzt hatte, zog Fick auf seine Güter, in deren ungestörtem und, wie es scheint, ungezügeltem Genuß er bis zum Frühjahr 1750 lebte.

Nicht nur in Bezug auf die politische Richtung, die er genommen und die ihn in die Mitte des Lagers geführt, das von jeher die Quelle der erbittertsten Feindschaft gegen das deutsche wie das baltische Element in Rußland gewesen, auch in anderer Beziehung erscheint Heinrich Fick von den übrigen Deutschen, die unter Peter dem Großen an den Zarenhof gekommen, durchaus verschieden. Bei ihm ist von der stolzen und barschen Art, mit welcher die Münnich und Biron ihren Weg gingen und ihre eigene Politik trieben, ebenso wenig zu spüren, wie von der vornehmen diplomatischen Kälte und Feinheit, durch welche Ostermann sich in allen Phasen seines bewegten Lebens auszeichnete, — die Stunde nicht ausgenommen, in der dieser hervorragendste, ächteste Repräsentant der auswärtigen Politik Peters auf dem Schaffot stand. Verglichen mit diesen stolzen Gestalten, in denen selbst ihre Gegner Personificationen staatsmännischer Weisheit und hoher Tapferkeit verehren mußten, erscheint der Kammerrath und Vicepräsident des Commerzcollegiums, der es bald mit den Petrinern, bald mit den Holsteinern, endlich mit den oligarchischen Altrussen hielt, als brutaler, blos auf einen möglichst reichen Beuteantheil bedachter Plebejer, als Glücksritter im eigentlichen Wortverstande. Geschmeidig weiß er sich stets in die Formen zu schicken, welche in der Mode sind, jedes Mal die Umstände zu seinem Vortheil zu benutzen und kein zum Ziel führendes Mittel zu verschmähen — darin der Typus des Deutsch-Russen, den das Jung- und Altrussenthum gleich tief gehaßt, gefürchtet und verachtet haben, ein „ächter Mameluk der Regierung". Aber die Fähigkeiten und Kräfte dieses Mannes können nicht gemeiner Art gewesen sein und geben uns eine Vorstellung davon, wie groß das Geschick und die Menschenkenntniß gewesen sein müssen, welches der Schöpfer des modernen Rußland bei der Wahl seiner Leute bewiesen. Der in den beschränkten Verhältnissen einer kleinen schleswigschen Stadt geborene, in engem Gesichtskreis aufgewachsene Rathsherr von Flensburg, von dem nicht einmal feststeht, ob er nicht in seiner Jugend „Muster-

schreiber" gewesen, weiß sich in der Sphäre, in die er plötzlich gerückt ist, so rasch zu acclimatisiren, daß Peter ihn schon nach wenigen Jahren der Bekanntschaft mit einem diplomatischen Auftrage betraut, bei dem es sich um Nichts weniger, als das Studium des gesammten schwedischen Finanz- und Verwaltungswesens und dessen Anwendung auf russische Verhältnisse handelt. Nicht nur, daß dieser Auftrag so tüchtig ausgeführt wird, daß Peter seinen Träger mit Zeichen der Zufriedenheit überhäuft, seine Entwürfe der Hauptsache nach ausführt, — der Emporkömmling, der diese rasche Laufbahn gemacht, ist so selbständig geblieben, daß er neben der officiellen noch private Politik treibt und Studien über die Anwendbarkeit schwedisch-„republikanischer" Muster auf dem Boden des altrussischen Bojarenthums anstellt und den gehörigen Augenblick wahrnimmt, den Moskowitischen Aristokraten zu sagen, woran es bei ihnen eigentlich gebreche. Vergleicht man diese kühle und skeptische Haltung mit der Hingebung, welche die übrigen in Rußland zu Macht und Ansehen gelangten deutschen Gehilfen Peters ausnahmslos der Sache zarischen Absolutismus und zarischer Herrlichkeit bewiesen, bedenkt man, daß alle diese Parteigänger wenigstens an dem Begriff der Lehnstreue gegen den Souverain, dem sie sich verdungen, mit heiligem Eifer festhielten, so erscheint Fick als ein aus völlig anderem Holz geschnitzter Mann, als von all' den gemüthlichen und ungemüthlichen Vorurtheilen seiner Zeit emancipirter Freigeist.

Und ein solcher ist er in der That gewesen. Während selbst der eiserne Münnich, der unbedenklichste, selbstwilligste und kühnste dieser Männer an den religiösen Anschauungen seiner Zeit ehrfurchtsvoll festhielt, alle Vorschriften des streng orthodoxen Lutherthums gewissenhaft beobachtete, sein „Familienbuch" mit frommen Sprüchen („Der ewige und lebendige Gott, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden" — „Dem allein weisen Gott sei Ehre, Lob, Preis und Dank von nun an bis in Ewigkeit") begann und schloß, und sicher keine seiner sittlich mehr wie zweifelhaften Unternehmungen angriff, bevor er nicht mit seinem Gotte „zu Rathe gegangen" — hatte Fick mit den religiösen Schranken seiner Zeit ebenso vollständig kehraus gemacht, wie mit den sittlichen Rücksichten, welche ihrem Wesen nach zu allen Zeiten dieselben geblieben sind. Daß er den Pastor, der ihn in Sibirien besuchte (und von dem ausdrücklich bemerkt wird: er sei kein Kopfhänger oder Eiferer gewesen), durch seine Frivolität verletzte, wissen wir bereits — noch sehr viel charakteristischer für Ficks Libertinismus ist, was Gadebusch, der ihn 1749 kennen lernte, von seinen persönlichen Begegnungen mit dem Herrn „Etatsrath"

erzählt. Gleich bei der ersten Bekanntschaft fordert Fick den ehrbaren Gelehrten zu einem religiösen Dispüt heraus, indem er bei Tafel behauptet, „daß alle Religionen, die christliche nicht ausgenommen, durch List, Gewalt, Krieg und Blutvergießen ausgebreitet worden seien", und „da er gern viel redete und sich selbst hörte, auch sehr verdrießlich war, wenn er nicht zu Worte kam", so weiß er über dieses Thema einen ganzen Vortrag zu halten. Obgleich Gadebusch wenig Neigung für Auseinandersetzungen dieser Art bewiesen zu haben scheint, sucht Fick einen Briefwechsel mit ihm anzubinden, in dem er ihm de la Mettrie's „l'homme machine" zukommen läßt und eine Meinungsäußerung über dieses, von ihm besonders geschätzte Buch verlangt, die Gadebusch denn auch wirklich abgeben muß. Wenn man in Betracht zieht, daß das de la Mettrie'sche Buch erst ein Jahr vor dieser Begegnung erschienen und selbst in Deutschland wenig bekannt war, auch neben den Mandeville'schen „Pensées libres" (1723) die erste eigentliche materialistische Kundgebung war, die im achtzehnten Jahrhundert gewagt wurde, so läßt Ficks Bekanntschaft mit demselben auf ganz besonders „vorgeschrittene" Anschauungen und ein sehr lebhaftes Interesse für den Encyclopädismus schließen. Die Anschauungen dieser Philosophie müssen bei ihm schon früher Fuß gefaßt und so mächtig geworden sein, daß es ihn trieb, seine „Freigeisterei" unter allen Lebensverhältnissen und gegen Jedermann zu bekennen. Gadebusch führt dafür einen Beleg an, der um so interessanter ist, als er einen Ausspruch Peters des Großen über den religiösen Zweifel enthält und auf Ficks eigenes Zeugniß zurückgeht.

„Im 1750sten Jahre" — so heißt es in unserer Handschrift — „bekam Fick die Wassersucht. Er bediente sich des dörpatischen Arztes Dr. Paulssohn und seines Bruders, des Ritterschaftschirurgen, welche sich alle acht Tage abwechselten, immer um ihn waren und ihm das Wasser mit großer Behutsamkeit abzapften. Ich war damals zu Oberpahlen, um meiner Reise wegen (Gadebusch reiste auf Ficks Wunsch nach Hennersdorf, um die Vietinghof'schen Kinder, die daselbst erzogen wurden, abzuholen) mit dem Landeshauptmann Vietinghof Abrede zu nehmen. Ich wohnte auf Ficks Verlangen einmal der Abzapfung bei, welche des Morgens und Abends also geschah, daß jedesmal nur ein Bierglas voll abgezapft ward. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß er einmal bei Hofe mit einigen Russen einen Streit über die Geschichte der Gergesener gehabt hätte. Fick, welcher an keinen Teufel glaubte, behauptete, Jesus hätte keinen Teufel ausgetrieben, sondern die Krankheit des vorgegebenen Besessenen auf die Schweine gelegt. Die streitenden Parteien wurden dabei so laut, daß der Kaiser (Peter I.),

der nicht weit von ihnen stand, es vernahm und überlaut fragte: was hat Fick nun wieder vor? Nachdem ihm nun die Materie des Streits bekannt gemacht worden, äußerte der Kaiser sich gegen ihn also: ob er das Wesen seiner eigenen Seele kenne, und wenn er solches nicht kenne, wie er die Natur und die Kräfte des Teufels beurtheilen wollte?"

Wie das bei den Materialisten der französischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts nicht selten vorkam, so ging auch bei Fick der Glaube an die Alleinherrschaft der Materie Hand in Hand mit einer ausgesprochenen Vorliebe für die Gaben, welche diese Göttin zu bieten vermag. Ihr allzu eifriger Cultus war der Grund davon, daß er sein „Leibesleben nur bis zu 71 Jahren brachte und a. 28. des Brachmonats 1750 den Weg alles Fleisches ging". Die Wassersucht, an der er litt, war von den beiden Dorpater Aerzten, die ihn behandelten, so glücklich bekämpft worden, daß dieselben Besserung und noch einige Lebensjahre in Aussicht stellten, wenn der Patient strengere Diät halten und namentlich dem Weine abschwören wolle. Das Eintreffen eines neuen Vorraths an guten Champagner- und Burgunderweinen stellte den alten Herrn aber auf eine Probe, der er nicht gewachsen war — er wollte die neue „Ladung" mindestens kosten und trank — obgleich der Arzt höchstens ein Gläschen zugelassen hatte — eine ganze Flasche aus. „Zween Tage" darauf war er todt.

---

2. Aus dem Leben des Admirals von Sivers.

Unter den ausländischen Seeleuten, die Peter der Große nach Rußland zog, um mit ihrer Hilfe eine Flotte zu begründen und seinem Staat durch dieselbe erhöhten Antheil an den politischen Geschicken Europa's zu sichern, spielt der Admiral von Sivers als Organisator des russischen Seewesens und als Erbauer der Festung Kronstadt eine beträchtliche Rolle. Sein Name wird in den Schriften Büschings, Schmidt-Phiseldecks, Mannsteins und in dem Tagebuch des holsteinschen Kammerjunkers von Berkholz häufig und mit Ehren genannt, eine zusammenhängende Darstellung seines merkwürdigen Lebenslaufs hat aus Mangel an vollständigem Material aber bis jetzt gefehlt. In neueren Werken über Peter den Großen begegnet man Sivers kaum mehr, ob er gleich für

die Begründung des russischen Seewesens von größerer Wichtigkeit gewesen ist, als die Mehrzahl der übrigen Marineofficiere Peters. Auf Grund handschriftlicher, bis jetzt unveröffentlichter Aufzeichnungen des Admirals soll nachstehend ein Abriß seiner Geschichte entworfen werden, die für die Sittenzustände jener Zeit und die Charakteristik der an ihnen betheiligten historischen Personen nicht ohne Interesse ist.

Das Jugendleben Peter Sivers' breitet ein Stück militairischen Abenteurerlebens im Geschmack des 17. Jahrhunderts vor uns aus. Von holländischen Aeltern im Jahre 1674 zu Stade geboren, trat er schon als vierzehnjähriger Knabe in dänische Seedienste, obgleich sein Vater, Capitän in dänischen Diensten, ihn für die gelehrte Laufbahn bestimmt hatte. Vier Jahre später trieb die Begierde nach Auszeichnung und nach größeren Verhältnissen den Jüngling nach Frankreich. Er focht bei la Hogue, Gibraltar (1693) und Palamos mit, brachte es bald zum Rang eines Lieutenants zur See und kehrte als solcher im Jahre 1760 auf „Ihro Majestät zu Dänemark und Norwegen löblicher Flotte" zurück, um an der Begründung des Instituts für „Campagne-Seecadetten" Theil zu nehmen. Hier lernte Peter der Große den jungen, aber bereits vielerfahrenen Seemann bei Gelegenheit eines Besuchs in Kopenhagen kennen und bot ihm eine vortheilhafte Stellung in seinen Diensten an. Der am 10. Mai 1704 zwischen Sivers und dem russischen Gesandten abgeschlossene Vertrag liegt uns in seinem Wortlaut vor: dem in russische Dienste getretenen Capitän werden Gehalt und Pension, gute Behandlung, Ranzionirung im Fall der Kriegsgefangenschaft, sowie freie Hin- und Rückreise zugesichert, wogegen dieser sich zu treuem und aufopferndem Dienst verpflichtet. Außerdem bestand zwischen dem Capitän und seinem neuen Gebieter ein geheimes Abkommen, welches nur zwei Punkte enthielt, aber höchst bezeichnend für das Mißtrauen ist, welches die Westeuropäer gegen das damalige Rußland hegten: Sivers bedang sich aus, daß er unter keinerlei Vorwand körperlich gezüchtigt werden dürfe und daß der Kaiser selbst nicht das Recht haben sollte, an Bord seines Schiffes zu befehligen.

Schon sehr bald nach seinem Uebertritt in russische Dienste sollte Sivers Gelegenheit haben, die Vorsicht zu preisen, welche er bei seiner Anstellung gezeigt*). Eines Tages — so berichtet die von Generation zu Generation überkommene Sivers'sche Familientradition — erscheint

*) Eine Andeutung über den nachstehend berichteten Vorgang ist in Berkholz' Tagebuch enthalten. (Am 3. Aug. hielt der Zar ein Seegefecht, um den Herzog von Holstein zu belustigen. Nach demselben soll der Zar mit Sivers in einen bef-

Seine Zarische Majestät auf dem im finnischen Meerbusen belegenen, von Sivers befehligten Geschwader im Zustande völliger Trunkenheit und befiehlt, die Flotille zu einem Seemanöver auslaufen zu lassen, bei dem der Kaiser selbst das Commando übernehmen will. Sivers stellt dem Kaiser die augenblickliche Unthunlichkeit der Sache vor, weil ein Sturm drohe, Peter aber bleibt bei seiner Anordnung und holt, als Sivers ihm nochmalige Vorstellungen macht, mit seinem Stocke nach ihm aus, ohne ihn zu treffen. Die Flotte läuft nun unter persönlichem Befehl des Kaisers aus und bald bricht ein Sturm los, der die Schiffe zerstreut. Sivers, für die Flotte besorgt und auf deren Rettung bedacht, benutzt einen Moment, wo Peter seinen Commandoplatz verläßt und auf's Deck kommt, erfaßt mit riesiger Faust — er ist ein sehr langer und nach Ausweis seines Porträts ein schöner Mann mit großen, klaren und klugen blauen Augen gewesen — den Kaiser, gerade als derselbe an der auf dem Decke befindlichen Commandeurkajüte vorübergeht, sperrt ihn in die Kajüte, verschließt die Thür derselben, übernimmt den Befehl, sammelt die Flotte und führt sie rechtzeitig in den sichern Hafen zurück. An Land gekommen, nähert Sivers sich der Kajüte, in der Alles still ist, öffnet die Thür, kann jedoch nicht in den inneren Raum, weil in diesem Se. Majestät ausgestreckt daliegt und ihren Rausch ausschläft. Als nun nach einiger Zeit Peter erscheint, tritt Sivers auf ihn salutirend zu und begehrt seinen Abschied. Der Kaiser fährt auf und fragt nach der Veranlassung des Gesuchs. Sivers erklärt ihm, daß nach dem Vorgefallenen und da er genöthigt gewesen sei, sich gewissermaßen an der geheiligten Person des Herrschers zu vergreifen, von einer Fortsetzung des Dienstverhältnisses nicht wohl die Rede sein könne. Jetzt erst erinnert Peter sich des Vorganges und fragt seinen Officier, warum er ihn internirt habe. Sivers motivirt sein Verfahren mit der der Flotte drohend gewesenen Gefahr und seiner Pflicht ihrer Erhaltung, und hält dem Kaiser vor, daß derselbe die geheime Abmachung doppelt verletzt habe, indem er ihn schlagen und das Commando usurpiren gewollt. Peter sieht sofort sein Unrecht ein, umarmt den muthigen Retter seiner Flotte und bittet ihn, den Dienst nicht zu verlassen, da ein Mann, der sich so unerschrocken gezeigt, seiner Gnade für alle Zeiten sicher sein könne.

Dieses Versprechen hat Peter in der Folge gehalten und Sivers sein Möglichstes gethan, um desselben würdig zu bleiben. Sowohl als

---

tigen Wortwechsel gerathen sein). (Vgl. Büschings Magazin Th. XIX. S. 100 und Th. XXI. S. 240.)

umsichtiger Organisator und tapferer Seesoldat, wie als Topograph und Wasserbaumeister erwarb er sich binnen weniger Jahre große Verdienste um den Staat, in dessen Dienste er getreten war. Er nahm 1706 an der Belagerung von Wyborg Theil, machte die Expeditionen von 1713 und 1714 mit, focht bei Hangöud, leitete die Descente bei Gotland, untersuchte wiederholt das Fahrwasser bei den finnischen Scheeren, arbeitete an der Befestigung von Kronstadt und leitete die Canal- und Hafenbauten dieses wichtigen Platzes nach einem selbst entworfenen Plane. Für die außerordentliche Wichtigkeit dieser Bauten, welche erst unter der Kaiserin Anna zum Abschluß gebracht wurden, liegt ein bemerkenswerthes Zeugniß von der Hand Ostermanns vor, der, wie wir in der Folge sehen werden, Sivers' Feind und entschiedener Gegner war. Es heißt in einem vom Jahre 1731 datirten Schreiben dieses berühmten Staatsmannes, das sich im Nachlaß des Admirals gefunden hat, wie folgt:

„Je sais bien que ce Canal ne fait pas tant de bruit que celuy de Ladoga*) et ne porte aucun profit à celuy qui en a la conduite comme l'autre, mais je crois qu'il est du moins autant nécessaire pour le bien de l'empire et c'est pourquoy ie prie Votre Excellence de m'assister de votre pouvoir afin de la pouvoir achever pour le plus grand interêt de Sa Majesté Imperiale, et je vous assure que ie continueray à y travailler avec les mêmes soins et fidelité que iusques icy i'ay fait et sans grand bruit."

Auch aus den übrigen an Sivers gerichteten Briefen Ostermanns geht hervor, daß derselbe für einen der talentvollsten, kenntnißreichsten und verdientesten Ausländer galt, die Peters Scharfblick in den Dienst des aufstrebenden russischen Staats gezogen hatte. Ueber die verschiedensten, auf das Seewesen und dessen Verwaltung bezüglichen Fragen wird sein Rath eingeholt, und zwar von Ostermann, der nicht nur, wie erwähnt, des Admirals persönlicher Feind war, sondern außerdem den Anspruch machte, selbst für einen Kenner des Seewesens zu gelten**).

*) Der Ladoga-Kanal, den Münnich ausgeführt hatte und den Peter der Gr. als das größte und verdienstvollste Werk bezeichnete, das jemals von einem in russischen Diensten stehenden Ausländer ausgeführt worden, — war bekanntlich die erste und entscheidende Stufe zu der Glücksleiter, die Münnich erklomm, und scheint auch von Ostermann, der damals mit dem Feldmarschall zusammenging, nicht ohne Neid angesehen worden zu sein.

**) Einem andern an Sivers gerichteten Schreiben Ostermanns entnehmen wir nachstehende Sätze, welche beweisen, wie weitsehend die ehrgeizigen Pläne der

Unter der Regentin Anna ließ Ostermann sich bekanntlich zum General-Admiral der gesammten russischen Flotte ernennen, obgleich seine Hauptthätigkeit seit einem Menschenalter in der meisterhaften Leitung der diplomatischen Geschicke Rußlands bestanden hatte.

Entsprechend der vielseitigen Thätigkeit, welche Sivers entwickelte, und den Verdiensten, die er erwarb, war auch die Laufbahn, die er raschen Schritts durchlief, eine glänzende. Schon 1708 wurde er zum Equipagen-Meister bei der Admiralität, 1714 zum Commandeur der „Arrière-Garde" ernannt, 1716 kommandirte er das erste russische Geschwader, welches über die Ostsee nach Kopenhagen segelte, 1719 wurde er „Schoutbeynacht" (diese alt-holländische Bezeichnung für den Rang des Contre-Admirals war von Peter nach Rußland hinübergenommen worden), zwei Jahre später Vice-Admiral, 1727 Admiral und Vicepräsident des Admiralitätscollegiums. Als solcher hat er an der Organisation des sich von Jahr zu Jahr weiter ausdehnenden russischen Marinewesens entscheidenden und wichtigen Antheil genommen. Natürlich fehlte es außerdem an äußeren Ehren und Belohnungen nicht: schon 1716 war Sivers in die estländische Ritterschaft aufgenommen worden, 1722 schenkte Katharina I. ihm das in Finnland gelegene Gut Heydola, 1725 wurde er mit dem Alexander-Newsky-Orden belohnt.

Aber jene Unbeständigkeit des Glücks und der Fürstengunst, welcher fast alle die Staatsmänner und Krieger verfielen, welche Peter in sein nordisches Reich berufen und zu hohen Ehren befördert hatte, sollte auch Sivers treffen. Im Jahre 1732 fiel er plötzlich in Ungnade,

russischen Politik und ihres genialen Leiters schon damals waren. In einem Schreiben vom 27. April 1731 heißt es wie folgt:

J'ay une chose à demander à Votre Excellence si elle y veut bien donner les mains. Mons. de L'Isle m'a communiqué ses idées sur la carte de Japon Jeddo ou Jesso et de Camchiattka; ie trouve beaucoup de vraysemblance dans ses idées et la dessus ie luy ay fait voir en particulier la carte que nous avons de Camchiattka et nous trouvons que Camchiatk n'est guerre eloigné de Jesso et mesme que d'environ 150 lieu .... de la terre de la Compagnie que les Hollandais ont decouvert en 1640. Il y travaillerait si Votre Excellence voudrait bien avoir la bonté de luy procurer que la carte de Monsieur Rinny luy fut communiqué ou qu'on vous ordonna de lui en donner copie afin qu'il y puisse travailler avec approbation car sans cela il n'osa rien faire. C'est veritablement un travail qui donnera beaucoup de contentement a Sa M. de voir les limites de son vaste empire qui s'approchent de si près de l'Amerique il faira du plaisir aux cureaux et donnera beaucoup de lumière aux savans de la geographie.

verlor seine sämmtlichen Aemter und Würden und wurde angewiesen, binnen vier Stunden Petersburg zu verlassen und sich auf sein in Finnland belegenes Gütchen zurückzuziehen. Die Geschichte dieser Ungnade ist aus mehreren Rücksichten von ungewöhnlichem Interesse. Einmal verdanken wir ihr eine Abhandlung von des Admirals eigener Hand („Historische Species facti der disgrace des Admiral Sivers"), die über das Partei- und Intriguenwesen, welches nach Peters Tode am russischen Hof herrschte, neue Aufschlüsse gibt, und an dem auch die ausgezeichnetsten Männer der Zeit unwürdigen Antheil nahmen. Während das Altrussenthum die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um alle Spuren der civilisatorischen Thätigkeit Peters zu verwischen und die alt-moskowitische Barbarei in integrum zu restituiren, zerfleischten sich die Männer, welche Rußland umgestaltet hatten und jetzt mit Verlust der Früchte ihrer Thätigkeit bedroht waren, in thörichten, durch kleinliche Eifersüchteleien genährten Fehden. Merkwürdig ist zweitens, daß Sivers trotz seiner ausführlichen Erörterungen über die Gründe des Schlages, der ihn nach 28jährigen treuen Diensten am Abend seines Lebens traf, die eigentliche Veranlassung desselben nicht gekannt zu haben scheint, und daß diese Veranlassung eher ein Verdienst, als ein Versehen des Admirals bildete. — Zunächst lassen wir die „historischen Species facti" ihrem wichtigsten Theil nach im Wortlaut folgen. Obgleich mit entschiedener Parteilichkeit und Verbitterung gegen Ostermann und Münnich geschrieben, bestätigen diese bisher noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen doch die ungünstigen Urtheile, welche bereits andere Zeitgenossen über die Privatmoral dieser großen Männer gefällt hatten, in zu unwiderleglicher Weise, als daß sie nicht ihrer Vergessenheit entrissen zu werden verdienten. — Nach einem kurzen und ziemlich gleichgiltigen Eingang wird Folgendes berichtet:

„Als der Graf Ostermann mit dem Vice-Admiral Cruys Anno 1704 als ein Schreiber (obwohl er sich Secretair nannte) nach Rußland kam, so war auch dessen conduite als eines Schreibers beschaffen, nemlich dissolut und impertinent, und weil er hier und da mit ordres zu überbringen gebrauchet worden, und sich hierbey viel autorité herausnehmen wollte, hat er sich den Haß der officiers über den Hals gezogen, so daß auch einige Hand an ihn geleget. Da es sich nun auch Ao. 1706 im 9br. zutrug, daß weil Ostermann in einer assamblée einen Kapitain von der Flotte mit seinen Leuten überfiel, und ihn trarassirte, auch übel würde zugedecket haben, leistete der damalige Capitaine Sivers bey seiner Ankunft ins Zimmer dem Nothleidenden Hülfe und jagte Ostermann sammpt seinen Anhängern zum Hause

hinaus. Ob dieses nun wohl eine Sache, welcher man sich zu erinnern fast schämet, so ist doch solches die Uhrsache, daß Ostermann einen unversöhnlichen Haß auf den Admiral Sivers geworfen, der ihn und seine Familie endlich in das größte misère gebracht. Den Anfang seines Hasses machte er zwischen dem Vice-Admiral Cruys und dem Admiral Sivers Verdrüßlichkeit zu säen und da Ostermann hernach gestiegen, hat er sich jederzeit bemühet, dem Admiral Sivers zu Schaden. Allein er hat ihm doch bey Lebzeiten des Kaysers Petri des Großen und der Kayserinn Katharina Glorwürdigsten Andenkens nichts können zufügen. So bald er aber bey dem Gottseligen Kayser Petro II. glorwürdigsten Angedenkens Gouverneur war, sahe man sogleich die Würkungen des Hasses gegen den Admiralen Sivers. Denn da derselbe im November 1727 von Cronstadt nach Petersburg commandiret wurde im Collegio (d. h. dem Marineministerium) zu sitzen, hat er sich nicht nur dagegen gesetzet, daß er Vice-Präsident seyn sollte, sondern hat noch dazu bloß dem Admiral Sivers tort zu thun gerechnet, daß dem Münich der damals jüngster Generallieutenant war, das Commando gegeben wurde. Dieser wie er wußte, daß er von Ostermann unterstützet wurde, suchte alle Mittel und Wege sich zu erheben, absonderlich verdroß ihn äußerst, daß weil er auch in seinen geringsten Actionen aus Eigenliebe die größte glorie suchte, der Admiral Sivers nicht damit einstimmen wollte, sondern von einer jeden Sache nach der Wahrheit sprach.

„Die Arbeit an dem Canal des Ladogaischen Sees wußte sich Münich recht wunderlich zu Nutzen zu machen, und besonders viel darin aufzuschneiden, obwohl dieses eine Arbeit war, welche außer Landes auch die geringsten Leute verstehen*). Unterdessen fanden sich doch Leute die von dem Angeben durch Münich als von etwas wunderwürdigem sprachen, ohnerachtet er solchen nicht angegeben, so doch allein eine Aufmerksamkeit verdient hätte — da der Canal lang zuvor, ehe er ins Land gekommen bereits angefangen war. Weil nun der Admiral Sivers auß diesen rodomontaden nicht viel machete, suchete sich Münich an ihn zu rächen, und fung er von dem Kronstädter Canal, worüber der Admiral Sivers die direction hatte verächtlich zu reden, welches er aber gar nicht achtete, sondern nur die Antwort gab, das Werck muß seinen Meister, nicht aber der Meister das Werck loben.

„Hierauf scheuete der Graf Münich des Admirals Compagnie immer

*) Daß Münich sich bei Gelegenheit dieses von Sivers ohne Grund als bedeutungslos bezeichneten Baues auf unerlaubte Weise bereichert hatte, steht auch sonst fest. Vgl. Hermanns Russische Geschichte B. IV.

mehr und mehr ob ihn schon der Admiral öfters zu sich bat und seine Freundschaft suchete. Er konnte aber nichts ausrichten, vielmehr da er einsmals mit seinen Töchtern dagewesen blieb er länger und sagte im Weggehen, daß es bey dem Admiral Sivers stänke, um ihm verstehen zu geben, wie sehr er ihn estimire. Wenn Fremde oder einheimische Standespersonen nach Petersburg kamen war der Graf Münich gleich bei Ihnen und hielt dieselben sovielmöglich ab den Admiral Sivers zu sehen. Und obwohl der Admiral Sivers ihn hierum ansprach und ermahnete, daß sie als Freunde leben müßten, so geschahe doch denen gethanen Versicherungen ohngeachtet keine Aenderung, sondern es blieb wie es zuvor war.

„Unterdessen kamen Ihro Maj. Kayser Peter II. zu sterben, und wurde die Kayserin Anna Glorwürdigsten Andenkens zur Regierung erwählet. Es ist mehr alß zu bekannt was vor puncte hochbesagter Kayserl. Maj. zur Unterschrift nach Mitau überbracht worden. Von diesen nun rühmte sich der Vicepräsident Fick, daß er dieselben erfunden und angegeben*). Wie nun der Graf Münich eine genaue Freundschaft und confidence mit erwehnten Fick hatte, rühmete er ihn dieser puncte wegen sehr hoch, und zwar mit den expressionen: daß er solche zu ersinnen Salomos Weisheit haben müßte**). Der Admiral Sivers aber sagte dem Graf Münich: daß Fick thöricht thäte sich solcher Dinge zu rühmen die ihm schwere Strafe verursachen könnten, indem es ihm als einem Ausländer nicht anstünde sich mit solchen Sachen zu meliren. Wie der Graf Münich solches hörte, schlug er in sich, absonderlich wie man erfuhr, daß Ihro Kayserl. Maj. erwehnte puncte cassiret, und dachte es müßte vielleicht der Admiral Sivers solches berichtet und er mit zur Verantwortung gezogen werden. Er machte alßo, daß er nach Mosko kame, denuncirte auch den Fick, der auch gleich in Arrest gezogen wurde, in wie weit er aber den Admiral Sivers mit angegeben, ist nicht zu erfahren gewesen. Jedoch die Folge hat es gewiesen. Nachdem er von da wieder zurück gekommen, brachte er eine ordre mit sich, wegen der Sache von Fick weiter zu inquiriren. Er machete auch mit Befragung eines und des anderen würklich den Anfang, und kam endlich auch an den Admiral Sivers dem er die copiam von seiner habenden ordre zusandte und verlangte auf die bey-

*) Vgl. den vorhergehenden Abschnitt S. 318.

**) Es ist dieses das einzige Zeugniß, welches über Münnichs Parteinahme für den Versuch, die kaiserliche Gewalt einzuschränken, vorliegt.

gefügte interrogatoire zu antworten. Der Admiral Sivers hielt sich hierbey nicht lange auf, sondern antwortete aus respect vor Ihro Kayserl. Maj. auf die interrogatoire was sich gehörte, fügte aber mit bey, daß weil er der Graf Münich in selbiger Zeit mit Fick confidence gepflogen er am besten davon aperture würde thun können, welche Antwort wie sie ihm nicht gefallen, wird er sie auch niemals aufgezeiget haben ......

„Als der Graf Münich im December Monat aus Mosco kam, hatte er eine ordre mitgebracht, um den Eyd der Succession ablegen zu lassen, welche ordre er sich zu wege gebracht um sehen zu lassen, daß er mehr vertrauet als der Admiral, und über ihn zu gebieten habe. Wie er nun in Petersburg angekommen, ließ er sich den Tag von Niemand sprechen, den andern Tag sandte er seinen Adjutanten an den Admiral um ihm wissend zu thun, daß er angekommen. Der Admiral schickte gleich wieder zu ihm und ließ ihm zu seiner Ankunft gratuliren und sagen, daß er die Ehre wollte haben den Nachmittag ihm selbst zu felicitiren. Allein der Adjutant bekam ihn nicht zu sprechen, sondern die Frau sagte, man möchte ihn excusiren, daß er diesen Tag niemand sprechen könnte, weil er nicht wohl wäre. Den dritten Tag des Morgens als am Tage vor Weynachten schickte er eine Schrift als eine ordre, daß das Admiralitäts-Collegium mit allen darnuter gehörigen vom Generalitäts Rang morgen den ersten Feyertag in Troiza Kirchen sich gegen Klock acht laut der Ordre vom Senat, wovon er die Copie beygelegt aber nicht das Formular des Eides, einfinden sollten. Weil nun der Admiral Sivers in gleichem caracter damals mit dem Graf Münich, jedoch älter war, und die Ausländer alle Zeit die Freyheit gehabt, in ihrer Kirche zu schwöhren, überdem der Graf Münich sich angemaßet ordre an ein ganzes Collegium zu senden da er nichts mit zu thuen, und noch jünger in charge war, als die Admirals so im Collegio saßen, so hielt ihm der Admiral solches für und fragete: ob er expresse ordre hätte also zu verfahren, darauf er antwortete, daß er keine andere ordre hätte als die aus dem Senat, wovon er die Copie gesandt.

„Nun wurden 2 Glieder aus dem Collegio an den Graf Münich gesandt um ihm zu sagen, daß die so Russischer Religion den andern Morgen in der Troyza Kirche kommen sollten, die ausländischen aber in ihren Kirchen den Eyd ablegen würden, so antwortete der Graf Münich hierauf: daß darinnen nichts zu ändern wäre und müßten alle, wes Religion sie auch wären, sich in angesagter Kirche einfinden. Des Nachmittags kam der Graf Münich bei den Admiral Sivers und

sprach von keinem Eyd ehe er aufstand wegzugehen, da er zu dem Admiral sagte: wir werden uns denn morgen sehen. Da ihm nun der Admiral fragete: wo? war die Antwort in der russischen Kirche. Wie ihm nun der Admiral sagte, daß er wüßte, daß er nicht Russischer Religion und seinen Eid wie vor diesem in der Lutherischen Kirche ablegen wollte, gab ihm der Graf Münich zur Antwort: Es müßte in der Russischen Kirche vor dieß mahl geschehen, und wenn der Admiral nicht käme, wollte er einen Courier nach Mosco senden, welches er noch zu zweyen Malen mit einer solchen ergrimmten Gestalt und zornigen Gesicht sagte, als wenn er dem Admiral zu befehlen hätte, und ging damit hin. Der Admiral Sivers um Ihro Kaiserl. Maj. keinen Verdruß zu machen fuhr des anderen Morgens nach der Russischen Kirche und legete den Eyd ab. Unterdessen hatten der Admiral Gordon, der Schout by nacht Deisfus und alle Ausländer Freyheit den Eyd in der Kirche von ihrer Religion abzulegen, so ist gar leicht anzunehmen, daß der Graf Münich bloß gesuchet, dem Admiral womöglich Verdruß zu bringen und ihn als einen Widriggesinnten anzugeben.

„Noch zeigte sich eine Gelegenheit, wovon der Graf Münich aufs fleißigste suchte zu profitiren. Wie der Admiral Sivers im Juny Monath A. 1731 in Mosco war, kam ein Englisches Fahrzeug zwischen Kronstadt und der Carelschen Küste hinten herein. Ob nun solches nicht das erste Fahrzeug so solchen Weg gekommen seitdem Kronstadt gebauet, so machte man daraus viel Lärmen. Der Schiffer wurde aufgesucht und mit Ernst unterfragt: warum er nicht die andere Fahrt wäre eingekommen, und wollte man, er sollte denselben Weg wieder zurücke gehen und die rechte Fahrt einzukommen, welches von uns recht einfältig anzusehen, weil wenn an der Fahrt was gelegen, würde der Schiffer im Rückweg haben peilen müssen, welches er nothwendig würde aufgeschrieben haben und würde dadurch dieses Fahrwasser noch mehr bekannt worden sein, da man es itzo vor einen großen Hazard ansehen muß, daß das Fahrzeug glücklich angekommen, indem wo es am tiefsten solches nur 12 Fuß Tiefe hat, dahero es auch Ihre Kayserl. Maj. Peter der Große, Glorwürdigsten Angedenkens keiner atention werth geschätzet. Der Graf Münich sahe aber dieses als eine vernünftige Gelegenheit an dem Admiral Sivers zu schaden, daher nach Mosco rapportirte, daß der Feind in Kriegszeiten diesen Weg gehen und die Flotte im Hafen ruiniren könnte, so doch bey 12 Fuß Wasser ganz unmöglich war, weil nicht einmal eine Fregatte dar durch kann. Noch hatte der Vice-Admiral Sanders als ein vertrauter Freund vom Grafen Münich ihm gemeldet, daß sich Cronschlott eine neue Tiefe

machte, wo Schiffe passiren könnten, welches alles mit viel ombrage nach Mosco berichtet und der Admiral Sivers dabey der größten Nachlässigkeit beschuldiget wurde. Allein es war dem Admiral Sivers wohl bewußt, daß an besagten Orthe eine Renne gewesen die 11 Fuß Wasser hat, welche schon ehe Cronschlott noch gebauet worden, da gewessen, so auch dem höchstglorwürdigsten Kayser Peter dem Großen gar wohl bewußt, aber nicht estimiret worden, weil keine großen Fahrzenge dadurch können, diese Renne so nahe an Kronstadt läuft, daß man es mit mousqueten erreichen kann, wegen ihrer Krümmen und der vorliegenden Sandbänke sich kein klein Fahrzeug dem die Fahrt nicht recht wohl bekannt dadurch wagen wird. Es hat aber doch dieses Schreiben des Graf Münichs seine Würkung gehabt, weil, da Ihro Kayserl. Maj. Anna glorwürdigen Angedenkens in Petersburg angekommen, der Capitaine über die Steuerleute nebst einiger Ingenieurs beordert worden ohne des Admirals Wissen die Tiefe zwischen Kronstadt und Ingermanland, auch zwischen Kronstadt und Karela und eine Charte davon zu machen, obgleich der Admiral diese Charte längst schon fertig hatte, und alle nöthigen explicationes darüber hätte geben können, weil sie ihm am besten wissend. Nach diesem ließ der Graf Münich seine animosité noch mehr und mehr gegen den Admiral blicken, denn wie sein Bruder angekommen, und der Admiral weil er beim Graf Münich logirte hinfuhr ihn zu complimentiren, konnte er weder den einen noch den andern zu sprechen bekommen, und reisten kurz darauf nach Mosco, ohne daß der Graf Münich noch dessen Bruder von ihm Abschied genommen. Sobald der Graf Münich in Mosco angekommen, sahe man gleich die Dienste, so er dem Admiral Sivers zu leisten sich vorgenommen, weil eine ordre von Mosco kam, daß er mit dem Bau des canals in Kronstadt bis zu Ihro Maj. Ankunft in Petersburg anstehen sollte.

„Nun wieder einmal auf Ostermann zu kommen so hatte er, wie Kayser Peter II. glorwürdigen Andenkens den Trohn bestiegen sich frevelhaft vorgenommen die meisten Einrichtungen von Kayser Peter dem Großen Glorwürdigsten Andenkens zu verändern, wozu er den Anfang mit den Comercien reglement machte, womit er fast 3 Jahre zubrachte*).

*) Nach dem Absterben Petri des Großen Glohrwürdigsten Angedenkens war es dem Ostermann in seinen närrischen Kopf gekommen die meisten Einrichtungen des Höchstseligen Kaysers zu verändern. Bei Lebzeiten aber der Gottseligen Kayserin Katharina konnte er dazu nicht gelangen. Wie aber die Kayserin gestorben und der Fürst Menczikoff aus dem Wege geräumt, hat es ihm gelungen.

„Bey der armée mußte auch eine Veränderung sein, hierin aber konnte er nach seinem Sinn nicht reussiren, ehe er seine liebe und treue Kreatur, den Graf Münich in Stand gesetzet dabey employirt zu werden, denn obwohl der Feldmarschall Fürst Dolgorucki und Fürst Galitzin die commission darüber empfangen, wollte doch die Sache nach seinem Wunsch nicht recht von Statten gehen. Nachdem aber kurz darauf der Fürst Galitzin gestorben, und der Feldmarschall Dolgorucki in Ungnade verwiesen, wußte er den Graf Münich zu erheben, daß ihm die empfangene Commission aufgetragen wurde, und wurde Münich als der klügste und erfahrenste general ausgerufen, so daß die alten Feldmarschälle und Generals, die sich während des Schwedischen Krieges so berühmt und um das Reich verdient gemachet, gegen ihm nur vor Corporals anzusehen. Nun sollte es auch der Flotte und admiralité gelten, doch hierbey war ihm der Admiral Sivers im Weg, von dem er wußte, daß er von denen wohleingerichteten Verfassungen des Glorwürdigsten Kaysers Petri des Großen nicht abzubringen. Diesen nun wegzuschaffen mußte der Graf Münich das beste thuen, damit er selbsten (Ostermann) dabey nicht in Verdacht käme und er die Sache seines Gefallens also drehen könnete. Münich war willig seinen Wohlthäter zu dienen, und gleich fertig viele Verleumdungen außzuspeyen. Es sollte nemlich der Admiral Sivers 40,000 Rubels von den Canals-geldern unterschlagen haben. Er hätte die Fahrt bey Kronstadt sowohl an der Nord als Südseite zu versichern verabsäumt. Die Bau Direction des canals wurde vor schädlich angegeben. Er habe mit Fick genaue correspondence gepflogen. Er wäre gegen Ihro Kayserl. Maj. Regierung widrig gesinnt, worzu man das fondement bereits in Mosco geleget, da man vorgebracht, es hätte der Admiral Sivers allzufleißige und öftere Aufwartungen bey damalen Kayserl. Hoheit der Großfürstin Elisabeth unsere anitzo Allergnädigste Kayserinn und Frau gemachet, wodurch nicht eine geringe jalousie bey der Höchstseligen Kayserinn Anna entstanden, und da es sich fügete, daß in St. Petersburg von dem damaligen Schiffbauer Menczikof unsere allergnädigste Kayserinn und Frau als damahlige Princessin nebst dem Admiral Sivers zu gevattern gebeten worden, so gab man vor, daß solches à dessein geschehen, und wurde so odieus vorgetragen, daß dadurch des Admirals disgrace beschleunigt worden, wodurch Ostermann freye Hand behalten mit regulirung der Flotte seines Gefallens umzugehen, wodurch sie in den itzigen Zustand gerathen."

So berichten die „historischen Species facti" aus Sivers Nachlaß. — die am Schluß weggelassenen Conclusionen des Admirals sind ebenso

unwichtig, wie der Eingang. Aber trotz der Ausführlichkeit dieses im Uebrigen höchst lehrreichen Berichtes, bleibt der Hauptgrund der „disgrace des Admirals" unerwähnt. Die wesentliche Ursache derselben ist nicht in Dienstvergehungen, sondern in einem völlig geringfügigen Umstande zu suchen. Sivers übergeht nämlich die Vorgeschichte der Eidesleistung, welche gefordert wurde, nachdem die Kaiserin Anna die ihr zu Mitau abgerungenen, die kaiserliche Souverainetät einschränkenden Bedingungen aufgehoben und sich zur unumschränkten Herrscherin von Rußland erklärt hatte. Mannsteins Memoires sur la Russie (deutsch unter dem Titel „Beitrag zur Geschichte Rußlands von 1727 bis 1744" im Jahre 1771 zu Hamburg herausgegeben) erzählen uns, daß es mit diesem zweiten Eide so streng genommen wurde, daß der bloße Schein einer Abneigung gegen denselben, für Bundesgenossenschaft mit den oligarchischen Verschwörern des geheimen Conseils genommen wurde. „Gar zu viel Vorsicht — heißt es bei Mannstein — die der Admiral Sivers, ein Mann von großer Erfahrung im Seewesen, anwenden wollte, verursachte sein Unglück. Bei der Thronbesteigung der Kaiserin Anna hatte der hohe Rath (das sogenannte geheime hohe Conseil) jedermann einen Eid abgenommen, der Kaiserin nicht anders, als gemeinschaftlich mit dem Rathe zu dienen. Als diese Prinzessin sich zur un-umschränkten Herrscherin machte, bekam Jedermann Befehl, einen neuen Eid abzulegen.

„Der Courier, welchen man an die Admiralität abgefertigt hatte, kam später an, als derjenige, den man an das Kriegscollegium geschickt hatte. Sivers machte einige Schwierigkeiten, die Flotte zu beeidigen, und wollte erst zu St. Petersburg belehrt sein von allem, was zu Moscov vorging. Sobald er aber die Befehle, welche er erwartete, empfangen hatte, unterwarf er sich allem, was man von ihm begehrte. In diesem Betragen war nichts Sträfliches; — nichtsdestoweniger fanden sich Leute, welche ihn bei der Kaiserin anschwärzten und seine Behutsamkeit als ein Zeichen der Verachtung der kaiserlichen Befehle und als einen förmlichen Ungehorsam auslegten. Er fiel in Ungnade und erhielt Befehl, innerhalb 4 Stunden St. Petersburg zu räumen und sich nach seinem kleinen Gütchen in Finnland zu begeben. Er hatte zween Söhne, wovon einer bei dem Seewesen, der andere bei der Armee diente. Beide wurden verabschiedet. Man beschuldigte den Grafen Münnich, daß er am meisten hierzu beigetragen hätte."

So unglaublich es heutzutage klingt, daß der Begründer der russischen Seemacht einer selbstverständlichen Vorsichtsmaßregel wegen in Ungnade gefallen sein soll, so vollständig war diese thörichte Bar-

barei in den Vorstellungen begründet, welche in jener Zeit und in dem Lande herrschten, wo seit Peter I. der Absolutismus thatsächlich in eine Despotie verwandelt worden war und man sich in sklavischem Augendienst zu überbieten suchte. Durch die Mannsteinsche Erzählung wird Sivers' Bericht über die Geschichte der Eidesleistung in der Troizky-Kirche erst in das rechte Licht gerückt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Münnich es nach dem Bekanntwerden der ersten Weigerung des Admirals darauf abgesehen, denselben überhaupt als Eidesverweigerer erscheinen zu lassen. Aus diesem Grunde wurde Sivers eingeladen, in der russischen Kirche zu huldigen, wo sein Erscheinen bei der großen Anzahl der versammelten russischen Würdenträger und Beamten leicht übersehen werden konnte; in der lutherischen Kirche, wo nur eine kleine Anzahl von Würdenträgern versammelt wurde, mußte dagegen auffallen, daß einer der höchsten deutschen Beamten der Kaiserin fehlte. Die Annahme liegt nahe, daß beide Vorgänge mit einander von Sivers' Feinden in Zusammenhang gebracht worden sind und seinen Sturz bewirkten.

Acht Jahre lang lebte Sivers in Armuth und Elend auf seiner kleinen finnländischen Besitzung. — Daß er daselbst, wie Mannstein und nach diesem Berthold (Raumers historisches Taschenbuch 1836, p. 278 ff.) behauptete — als Verbannter gestorben, ist unrichtig. Kurz vor dem Tode der Kaiserin Anna verfiel Sivers in so schwere Krankheit, daß die Aerzte ihn aufgaben und er sich zum Tode vorbereitete. Um das schwere Schicksal seiner Frau und seiner um alle Lebensaussichten gebrachten Söhne zu lindern, wandte der schwer erkrankte Greis sich in der Stunde, die er für die letzte seines Lebens hielt, an die Gnade der Kaiserin. Er sandte ihr die nachstehende, uns im Wortlaut erhaltene Bittschrift:

„Allerdurchlauchtigste Großmächtigste Kaiserin Allergnädigste Souveraine Frau. Da ich nunmehro meinen Geist dem Schöpfer werde wiedergeben und in Kurzem für den großen Gerechten Richter erscheinen, habe förderst, weil noch Athem schöpfen kann Ewre Kayserliche Majestäten für alle vorher erwiesene höchste Gnade allerunterthänigst danken wollen. Da aber Ewre Kayserliche Majestäten in den letzten Jahren meines Lebens eine so hohe Ungnade auf mich geworfen, daß ich mit Frau und Kindern, so viele Jahre im Elend Jämmerlich in Armuth hab leben müßen und mir meine Häuser genommen worden, davon noch einige Hülfe zu leben hätte haben können, habe ich sterbend Ewre Kayserliche Majestäten in tieffter Demuth zu versichern nicht nachlaßen können daß mir nichts bewußt, womit ich solches mögte verschuldet haben.

„Groß Mägtigste Kayserin! ich werde nun in Kurzem für den Richter aller Welt erscheinen und befürchte mich nicht es für ihm zu verantworten, wie ich Ewre Kayserliche Majestäten gedient habe, dieweil ich jeder Zeit mir höchst angelegen hab laßen sein Ewre Kayserliche Majestäten mit aller Treue und Fleis und also aufrichtig zu dienen, wie ich Ewre Kayserliche Majestäten hohe Vorfahren glorwürdigen Andenkens so viele Jahre mit unverletztem Gewissen gedient habe und niemalen mich in etwas gegen Ewre Kayserliche Majestäten geheiligte Person oder hohe Interesse mit Worten oder Gedanken versündiget, vielmehr aber für Ew. Kays. Maj. die höchste devotion und schuldigste veneration in meinem Herzen geheget derer ein Mensch in der Welt immer capable mag seyn.

„So kann es also nicht anders sein Allergnädigste Kayserinn als daß ich armer Mann bey Ewre Kayserliche Majestäten in solche höchste Ungnade durch meiner Feinde schmeichelnde und nach Wahrheit scheinende unbeweisliche Unwahrheiten muß gebracht sein und die Thore zur Gerechtigkeit so durch die weltberühmte Gnade und große Leutseeligkeit Ewrer Kayserl. Maj. einem jeden offen, mir allein verschloßen worden, wie mir davon vieles bekannt geworden, welches aber in die ewige Vergessenheit versenken wil; selbige auch bey Lebenszeiten Ewre Kayserliche Majestäten allerunterthänigst zu hinterbringen habe ich mich nicht unterstanden aus Furcht eines noch härteren Verfahrens meiner Verfolger, da sie alles, was ihnen nur möglich gewesen, gethan, damit ich bey Lebenszeiten nicht zu Verantwortung kommen mein Unschuld Ewre Kayserl. Majestät bekannt, und sie mit Schande bestehen möchten.

„Ihnen meinen Feinden die mir durch ihre unverantwortlichen Unwahrheiten eine solche hohe Ungnade verwirkt und mir so großen Schaden verursachet, wodurch ich mit meine Familie an den Bettelstab gebracht, wird es schwer sein, dermaleins es zu verantworten, Ich aber will ihnen nicht allein als ein wahrer Krist von Herzen vergeben, sondern bitte auch Gott, daß Er ihnen die an mir ausgeübte Bosheit verzeihen wolle und sie bekehren, damit sie dieselbe erkennen und ihnen leid sey auf daß sie darüber für den gerechten Richter da kein Ansehen der Person gilt dermaleins nicht blosstehen und erschrecken mögen.

„Ich habe es meine Schuldigkeit zu sein erachtet für Ewre Kays. Maj. Füße dieses zu Rettung meiner Unschuld und Ehre, die mir von allen weltlichen das theuerste gewesen allerunterthänigst niederzulegen. Gott der die Wahrheit selbst ist steht mir zur Seiten; daß ich Ew. Kays. Majestät nicht ein unwahr Wort berichte, ich werde mich ja für Gottes strenges Gericht fürchten, dafür ich in wenige Augenblicke werde treten.

„Ew. Kays. Majestät will sterbend allerunterthänigst bitten, daß Höchst dieselbe allergnädigst belieben die auf mich und die meinen geworfene Ungnade von meine arme Wittwe und Kinder zu wenden, Sich ihrer in Gnaden annehmen, ihnen das allergnädigst zufließen zu lassen, was mir rechtmäßig zukombt, und ihnen ihre angebohrene Freiheit allergnädigst genießen lassen da ich mich niemals als Unterthan verbunden, wohl aber als ein treuer Knecht zu dienen mich allezeit höchst beflissen.

„Ich hoffe, daß Ewr. Kays. Maj. das allerunterthänigste eines in letzten Zügen liegenden treuen Dieners allergnädigst werden erhören.

„Der allmächtige Gott wolle — — — — ꝛc."

Der Admiral genas unverhofft und erlebte seine Rechtfertigung. Er wurde in Amt und Würde wieder eingesetzt, starb aber bald darauf am Schlagfluß im sechsundsechzigsten Lebensjahre zu Petersburg am 10. Mai des Jahres 1740.

Nach seinem Tode donirte die Kaiserin Elisabeth (welche für die vertrauten Diener ihres Vaters eine besondere Vorliebe hatte) seiner Witwe und deren Kindern die Güter Eusekküll und Heimthal in Livland.

Auf seine Verordnung wurde ihm zu Heydola, wo er begraben ist, folgende Grabschrift gesetzt:

Petrus Sivers
Eques Aurarius
Admiralis Rutheniae
Post fidelem servitutem
Triginta Annorum
Magnosque labores
Et Exilium Octo Annorum
In Hydola Careliae
Innocens
et
Inopes
Petropoliae
Moriens
Anno 1740 Mensis May Die 10
Hic ossa cum avis
P. A. T.*)
Ponere jussit
Aeratis.

*) procul a tyrannide.

3. Aus dem Leben der Familie von Münnich.

Von den ziemlich zahlreichen deutschen Soldaten und Staatsmännern, welche unter Peter dem Großen und dessen Nachfolgern russische Dienste nahmen, sind Manche später in den Ostseeprovinzen seßhaft geworden, wenn auch von den bedeutenden Persönlichkeiten verhältnißmäßig wenige und nicht auf die Dauer; sehr viel größer ist die Zahl derer, welche im Innern des Reiches verschwanden und der russischen Nationalität assimilirt wurden. Ernst Johann Birons Nachkommen haben Kurland verlassen, als sie aufhörten, dasselbe zu regieren, die Grafen Ostermann existiren überhaupt nur noch in weiblicher Linie und führen den Namen Tolstoi-Ostermann, die männlichen Abkommen des großen Feldmarschalls Münnich sind in Liv-, Est- und Kurland auch nicht mehr zu finden.

Unter den deutschen Einwanderern aus den Tagen Peters und Anna's ist Münnich die bedeutendste und interessanteste Gestalt. Seine Verdienste um das russische Reich, die Erweiterung der Grenzen desselben, die Organisation seiner Heere, die wissenschaftliche Ausbildung seiner Offiziere sind von allen Seiten einstimmig anerkannt worden, ganz abgesehen davon, daß die großen Canal- und Wasserbauten, welche dieser merkwürdige Mann am Anfange seiner Laufbahn ausführte, nach Peters eigenem Ausspruch „die größten Dienste waren, die dem russischen Reiche jemals von einem Ausländer erwiesen worden." „Münnich war keiner der Söhne, aber einer der Väter des russischen Staates", lautet ein bekannter Ausspruch der Kaiserin Catharina II. Aber dieser Burchart Christoph Münnich war als Mensch und Charakter ebenso interessant, wie als Feldherr, Ingenieur und Staatsmann. Die widersprechlichsten Eigenschaften und Charakterzüge fanden sich in ihm gleich stark ausgebildet vor. Sein Stolz und Ehrgeiz bildeten bei den Zeitgenossen einen ebenso häufigen Gegenstand der Klage, wie seine Härte im Kriegsdienst und seine Wildheit, wo es sich um die Erreichung eines vorgesteckten Zieles handelte. Die berüchtigte Proclamation, die er vor Danzig erließ, war ihres barbarischen Inhalts wegen Gegenstand des Entsetzens in ganz Europa. Aber doch sprachen viele Zeugnisse dafür, daß unter der stolzen und harten Brust dieses Mannes tiefe und warme Gemüths-Eigenschaften zu finden waren, die der Drang eines wildbewegten Lebenslaufes niemals völlig zu ersticken vermochte. Münnich war ein treuer und gewissenhafter Familienvater und Ehemann, der sich das zeitliche Fortkommen seiner Kinder ebenso angelegen sein ließ, als ihre geistige und religiöse Entwickelung; sein vor einigen Jahren

vor der „Gesellschaft für Livländische Geschichte" veröffentlichtes Hausbuch ist in dieser Beziehung ein interessantes und charakteristisches Denkmal für die Zeit, in der es entstanden, und den Mann, der es geschrieben. Trotzdem daß er sein halbes Leben im Feldlager und an einem wilden und ränkevollen Hof verbracht hatte, war Münnich ein wirklich gläubiger und warmer Christ; er selbst rühmte sich gern, ein ebenso starker „Beter" als Kriegsmann zu sein, und in den Zeiten seiner Größe, wie in den Tagen des sibirischen Exils ließ er sichs nicht nehmen täglich Morgens und Abends Familienandachten zu halten. Trotz der großen Rolle, die er am russischen Hofe spielte, bekannte Münnich sich zeitlebens ebenso eifrig zur deutschen Nationalität, wie zur lutherischen Kirche; der mächtigste Mann im russischen Reiche verschmähte es nicht, in dem Kirchenrath der lutherischen Gemeinde zu St. Petersburg zu sitzen und an allen Einzelheiten der Verwaltung dieser Kirche eifrig theilzunehmen. Seine Kinder ließ er nicht nur zu strenger Religiosität erziehen, er hielt sogar darauf, daß diejenigen seiner türkischen Kriegsgefangenen, die er unter seine specielle Obhut genommen, lutherisch getauft und confirmirt wurden; das Kirchenbuch von St. Jakobi zu Riga nennt die Namen solcher Täuflinge in langer Reihe. Trotz seines unbändigen Stolzes (in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hieß es, Münnich beabsichtige, sich zum Herzog der Ukraine zu machen) hing er mit wirklicher Hingebung an den russischen Monarchen, denen er seine Dienste gewidmet, und an dem Interesse des Staates, der ihm ein zweites Vaterland geworden. Während seiner Verbannung in Sibirien war er eifrig damit beschäftigt, für dieselbe Regierung, die ihn gestürzt und verbannt hatte, ein Project zur Reform der sibirischen Verwaltung eigenhändig und mit Aufwendung eines stupenden Fleißes auszuarbeiten.

Zu Livland hatte Graf Münnich dadurch ein besonderes Verhältniß, daß er sich in die Ritterschaft aufnehmen ließ und bedeutende Güter in der Umgegend von Dorpat erwarb, auf denen seine Nachkommen zeitweise gelebt haben.

Christoph Burchart Münnich war aber nicht der einzige Vertreter seines Geschlechts, der es in dem Rußland des vorigen Jahrhunderts zu einer glänzenden Laufbahn brachte. Schon aus dem Recke-Napierskyschen Schriftsteller-Lexikon wissen wir, daß der Feldmarschall im Jahre 1730 seinen jüngeren Bruder Christian Wilhelm nach St. Petersburg kommen ließ, und daß dieser beinahe 30 Jahre lang an den Höfen Anna's und Elisabeths eine hervorragende Stellung einnahm. Neuerdings ist mir durch die Liberalität eines Nachkommen dieses Zweiges

der Münnich'schen Familie zu einem Einblick in das Familienarchiv derselben Gelegenheit geworden; diese Gelegenheit mußte um so willkommener sein, als sie die Möglichkeit bot, nicht nur in die Familienverhältnisse eines einzelnen Geschlechts, sondern in das Leben jener Zeit überhaupt einen Blick zu gewinnen. Grade für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und für die Familienverhältnisse jener deutsch-russischen Einwanderer, die über St. Petersburg nach Livland kamen, gilt das geistreiche Wort Gustav Freytags, „daß in den früheren Generationen die Seele des Einzelnen viel unfreier und gebundener der Seele des Volks untergeordnet war, als gegenwärtig, und daß überall das Leben des Individuums erst in der Gemeinschaft zum vollen Ausdruck kam." „Die Menschen der Vorzeit", heißt es an einer anderen Stelle der „Bilder aus dem Mittelalter", „sind geselligen Vögeln ähnlich, bei denen zuweilen erst der Schwarm eine lebendige und fertige Einheit darstellt." — Der Einzelne erscheint in jener Zeit so direct an allgemeine Formeln des Glaubens, Denkens und Empfindens gebunden, daß es uns leicht wird, aus seinem Verhalten auf die Anschauungen und die Beschaffenheit derer zu schließen, die sein Publicum und seine Umgebung bildeten. So glauben wir denn den nachstehenden Mittheilungen aus den Münnich'schen Familienpapieren ein allgemeines Interesse und eine weitere Bedeutung vindiciren zu können.

Beide Brüder Münnich, der Feldmarschall und der jüngere Bruder Christian Wilhelm, mit dem wir es hier speciell zu thun haben, waren noch im 17. Jahrhundert geboren und hatten einen ziemlich ähnlichen Bildungsgang durchgemacht. Ihr Vater lebte in der damaligen Grafschaft Oldenburg als Deichgraf, und scheint die Absicht gehabt zu haben, seine Söhne zu dem gleichen Beruf und zum Dienste ihres Landesherrn auszubilden. Burchart Christoph (der spätere Feldmarschall) zog aber schon als sechszehnjähriger Jüngling in die Fremde, studirte und diente in Frankreich und in Hessen, machte den spanischen Erbfolgekrieg mit, trat dann in polnische und endlich in russische Dienste; in seinem 38. Lebensjahre war er bereits General-Ingenieur, General-Lieutenant und erklärter Vertrauensmann Peters des Großen. Der jüngere Bruder studirte auf verschiedenen deutschen Universitäten und kehrte dann in die Heimath zurück; er blieb im Lande, verheirathete sich mit einem Fräulein von Witzendorf, rückte allmälig in die Stelle des Vaters und wurde ostfriesischer Geheimrath. Bereits 44 Jahre alt und Vater einer zahlreichen Familie, erhielt er durch Vermittelung seines Bruders, des Grafen, die Aufforderung, als Geheimer Rath in russische Dienste zu treten. Im April war diese „unvermuthete Vocation" an ihn ge-

kommen, am 31. August hatte er sich sammt Familie auf dem russischen Packetboot „Mercurius" in Travemünde eingeschifft.

Als der Freiherr Christian Wilhelm von Münnich (er behielt diesen Rang bei, während sein Bruder inzwischen zum Grafen erhoben worden war) in St. Petersburg eintraf, standen sein Bruder und die sogenannte deutsche Partei auf dem Höhepunkt ihrer Macht und ihres Einflusses. Biron, Ostermann und Münnich hatten die Intriguennetze zu zerreißen gewußt, mit welchen die von den Dolgoruki geführte russische Aristokratie Anna's Souverainetät einzuschränken versucht hatte, und genossen die Früchte ihres Sieges im vollen, uneingeschränkten Maße. Biron wurde zum Herzoge von Kurland und mächtigsten Manne in Rußland, Ostermanns geschickte und zuverlässige Hände leiteten die Fäden der auswärtigen Politik, und auf militärischem Gebiet war der Graf Münnich uneingeschränkter Herr und Gebieter. Nicht nur, daß er als General-Feldmarschall die Heere der Kaiserin gegen Türken und Polen commandirte, als Präsident des Kriegscollegiums decretirte er gleichzeitig eine vollständige Umgestaltung des russischen Heerwesens und seiner Verwaltung. Sein Werk war, daß die inländischen Truppen und Offiziere den in Rußland dienenden Ausländern gleichgestellt wurden, er entwarf das neue Kriegsreglement, er begründete das Landcadettencorps, er war der Schöpfer des topographischen Instituts. Obgleich schon damals mit Biron verfeindet und wegen seines Stolzes und seiner Habsucht bei den eigenen Parteigenossen wenig beliebt, wußte er noch mit den übrigen Theilnehmern an der kaiserlichen Gunst auf erträglichem Fuße zu leben.

Bei so bewandten Umständen konnte nicht fehlen, daß auch Christian Wilhelm eine glänzende Laufbahn geöffnet wurde. Die bedeutenden Gaben seines Bruders scheinen ihm ebenso wenig eigenthümlich gewesen zu sein, wie die Härten von dessen Charakter. Nach allen uns vorliegenden Zeugnissen war er ein feiner, liebenswürdiger Hofmann, der mit aller Welt zu leben wußte und keine Feinde hatte. Zunächst wurde ihm die Leitung des von seinem Bruder begründeten Cadettenhauses übertragen, dann wurde ihm das Münzdepartement übergeben, das er viele Jahre lang mit Eifer und Geschick verwaltete. Nebenbei war er bei Hofe gern gesehen und damit betraut, bei öffentlichen Audienzen die Reden der fremden Gesandten zu beantworten. Mit allen maßgebenden Personen scheint er auf gutem Fuße gestanden zu haben: als Pathen seiner später geborenen Kinder werden Biron, dessen Frau, ein Prinz von Braunschweig-Bevern u. A. genannt. Seinen älteren Kindern eröffneten sich sofort glänzende Aussichten. Die Töchter wurden

reich und vornehm verheirathet, der Sohn schon früh in der Diplomatie untergebracht. Da trat die verhängnißvolle Katastrophe von 1740 ein. Christian Wilhelms Frau und Kinder waren eben von der Reise ins Ausland zurückgekehrt, als in der Nacht vom 24. auf den 25. November Elisabeth auf den Thron gehoben, die sogenannte deutsche Partei gestürzt und das eigentliche Haupt der Familie, der Graf und Feldmarschall, gefangen genommen wurde. Es war kaum ein Jahr her, daß dieser seinen alten Gegner Biron nach Beresow in Sibirien verbannt hatte, jetzt wurde er selbst um den Lohn dreißigjähriger Arbeit gebracht und als Gegner der triumphirenden altrussischen Partei in die Einöden Sibiriens geschickt.

Der Schreck über diese unvermuthete Wendung der Dinge scheint auch in die Familie Christian Wilhelms wie ein Blitz eingeschlagen zu haben. Frau v. Münnich, die erst vor wenigen Wochen von einer Reise zurückgekehrt, und von der wir wissen, daß sie eine tüchtige und charakterstarke Frau war, „befiel (wie es in ihrem Nekrolog heißt) mit einer heftigen Krankheit, so mit einer Ohnmacht anfing, worauf ein starkes Fieber erfolgete, wovon sie doch durch Gottes Gnade und Fleiß des geschickten Arztes bald wieder curiret worden." Nach damaligen Begriffen verstand es sich nämlich von selbst, daß alle diejenigen, welche einem gestürzten Parteiführer ihre Größe zu danken hatten, das diesem gewordene Loos theilten, und Frau v. Münnich hat bei der Nachricht von dem Sturz ihres Schwagers ohne Zweifel geglaubt, auch ihr sei es bestimmt, ihre Tage in Sibirien zu beschließen.

Aber es kam anders. Der Herr Geheimrath und General-Münzdirector war ein so beliebter und bei allen Parteien gern gesehener Mann, daß er auch in den Reihen der den Deutschen feindlichen Anhänger Elisabeths keine eigentlichen Gegner hatte. Während Alles, was zum Anhang seines Bruders oder des Grafen Ostermann gehört hatte, ins Exil wandern mußte, die Livländer Löwenwolde, Mengden, Vietinghoff u. s. w. sämmtlich ihre Aemter verloren und in das Elend gestoßen wurden, ja selbst der beliebte und an den Hofintriguen völlig unbetheiligte livländische Vicegouverneur General Bismarck gefangen genommen wurde (blos weil er mit Biron verwandt war) — blieb unser Christian Wilhelm unangefochten in seiner Stellung. Binnen Kurzem gehörte er zu den erklärten Lieblingen der Kaiserin. Während sein Bruder für so gefährlich galt, daß er sein sibirisches Haus 20 Jahre lang mit keinem Fuß verlassen durfte, gehörte Christian Wilhelm zu den Leuten, welche immer um die kaiserliche Person sein mußten. Die Kaiserin ernannte ihn zu ihrem Oberhofmeister, zum Ritter des Andreas-Ordens und gab ihm täglich Beweise ihres Wohlwollens und Vertrauens.

Elisabeth hatte bekanntlich eine Vorliebe für die Stadt Moskau, in der sie häufig Monate lang verweilte, und wohin der neu creirte Oberhofmeister sie begleiten mußte. Frau v. Münnich ging für die Zeit der ersten Moskauer Reise ihres Gemahls nach Lübeck, wo sie längere Zeit blieb. Dieser Lübecker Aufenthalt hat für uns ein besonderes Interesse, weil er den beiden getrennten Gatten zu einem ausführlichen, noch gegenwärtig erhaltenen Briefwechsel Veranlassung gab. Es scheint lange gedauert zu haben, ehe das Münnich'sche Ehepaar wirklich daran glauben konnte, daß ihm das Schicksal erspart bleiben werde, welches ihren Bruder getroffen. Der Nekrolog der Frau v. Münnich, welchen der spätere livländische General-Superintendent Christian David Lenz zum Gedächtniß der ehrwürdigen Frau veröffentlichte, und auf den wir noch wiederholt zurückkommen, enthält darüber nachstehenden bezeichnenden Passus: „In Lübeck hat die Selige sehr eingezogen und in der Stille gelebt, die dortig gewöhnlichen Nachmittags-Spielgesellschaften nicht besucht, sondern dagegen Ihr vornehmstes Vergnügen in der durch die Post täglich mit Ihrem Manne unterhaltenen Correspondenz gesucht, da Ihre obwohl compreß geschriebenen, doch allezeit vier Quartseiten ausfüllenden Briefe nicht etwa Neuigkeiten, sondern die auserlesensten christlichen Moralien und Reflexiones über die vorkommenden Begebenheiten und Materien enthielten. Der großen Elisabeth erhabene und ganz unvergleichliche Eigenschaften, Ihre ungeheuchelte Gottesfurcht, Großmuth, Menschenliebe, Verabscheuung der Laster, durchdringender Verstand, weiseste und von Gott sichtbar gesegnete Regierung, und die Ihren Großen Vater nachahmende und gleichkommende Thaten Derselben, machten gewöhnlich einen eigenen Artikel Ihrer Briefe aus, und kann augenscheinlich erwiesen werden, daß unter Hunderten nicht Zehn vorhanden sind, darinnen diese große Kayserin nicht als das vollkommenste Muster aller Monarchen vorgestellet, und auch Ihr äußerliches Majestätisches Wesen, Ihre Annehmlichkeiten, worin Sie wohl nicht Ihres Gleichen hat, lebhaft abgeschildert worden, und zwar niemalen mit Wiederholung eben derselben Worte und Gedanken, sondern mit allemal neuen sehr lebhaften Ausdrücken."

Im 18. Jahrhundert waren Verurtheilungen zum Tode oder zum Verluste staatsbürgerlicher Rechte fast immer mit Confiscation des Vermögens identisch; erst die französische Revolution hat diesen barbarischen Rechtsbrauch aus der Welt geschafft, der die unschuldigen Kinder des Verurtheilten zu Bettlern machte. Auch in Rußland waren damals Confiscationen dieser Art Gebrauch und wir wissen aus der Geschichte Wolinsky's, wie streng es mit denselben bei politischen Verbrechen

und solchen, denen man dieselben imputirte, genommen wurde. Gegen den Gebrauch war bei Verurtheilung des Feldmarschalls Münnich dessen Sohn, der Kammerherr, in dem Besitz des großen Vermögens gelassen worden, das sein berühmter Vater durch dreißigjährige Arbeit im Dienste des russischen Staates erworben hatte. Aber diese Maßregel der Milde war nicht von Dauer; einige Jahre nach der großen Staatsumwälzung, welche Elisabeth auf den Thron gehoben, hatte der Bruder des Verurtheilten eine so hohe Stufe kaiserlicher Gunst erklommen, daß die Kaiserin ihm die großen livländischen Besitzungen des Feldmarschalls, namentlich die Luniaschen Güter, zum Geschenk machte — ein Umstand, der dem bereits ziemlich erkalteten Verhältniß der beiden Brüder vollends den Hals brach. Der Oberhofmeister nahm von Lunia Besitz, das fortan der Wohnsitz seiner kränklichen Gemahlin und seiner Töchter wurde, während er selbst mit seinen Söhnen in St. Petersburg blieb und nur einige Sommerwochen auf dem Lande zubrachte.

Dieses Verhältniß hat viele Jahre lang gedauert und der eifrige Briefwechsel, den die beiden Gatten unterhielten, um sich ihre Erlebnisse mitzutheilen, hat sich als stattlicher Band bis in unsere Zeit erhalten. Es ist ein wundersamer Gegensatz der Verhältnisse, der aus demselben zu uns redet, und unwillkürlich werden wir bei seiner Lectüre an das angeführte Wort Freytags erinnert, daß der Einzelne während des achtzehnten Jahrhunderts in fast bedingungsloser Abhängigkeit von den Anschauungen seiner Zeit und seiner Genossen gestanden habe. Obgleich im Kern ihres Wesens und in ihren Gewohnheiten echt deutsche Menschen, müssen der Oberhofmeister und seine Gemahlin französisch correspondiren und zwar in einem steifen, abgemessenen Französisch, das jede individuelle Lebensäußerung, jede stärkere Empfindung unmöglich macht. Jeder Brief hat die Form eines Tagebuches und beginnt mit der stereotypen Anrede Mon très chèr oder Ma très chère, enthält Nachrichten über das eigene Befinden und Erkundigungen nach, sowie Segenswünsche für die Gesundheit des anderen Theils. Schreibt der Oberhofmeister, so berichtet er genau über jeden einzelnen Tag und dessen Erlebnisse; die Zahl der Besuche, die man empfangen oder abgegeben, wird genau und mit Nennung aller Namen registrirt, sodann über das Diner und dessen Ingredienzen berichtet und über jede gute oder schlechte Nachtruhe Buch geführt — stets in denselben Ausdrücken und Wendungen und fast immer in der gleichen Reihenfolge. Ist ein Sonntag eingefallen, so berichtet der Oberhofmeister genau, welche der lutherischen Kirchen St. Petersburgs er besucht, welcher Prediger, über welchen Text gepredigt und daß die Wirkung dieses Vortrages eine

durchaus erbauliche gewesen. Eine besondere Rubrik nehmen dann die Hofnachrichten ein, die einander aufs Haar gleichen; mit einer Genauigkeit, die an das Fabelhafte grenzt, gibt der Oberhofmeister an, wann er zu Hof gefahren, welche Personen er daselbst gesehen, wie lange die Kaiserin mit ihm gesprochen und ob er die Ehre gehabt, zur kaiserlichen Tafel oder zur Kartenpartie gezogen zu werden. Von politischen Neuigkeiten ist nie mit einem Worte die Rede, es sei denn, daß eingelaufene und durch die Zeitungen verkündete Kriegsnachrichten mitgetheilt werden; ängstlich wird Alles vermieden, was einem Urtheil oder einer selbständigen Lebensäußerung auch nur ähnlich sieht. Für die Kaiserin werden stets dieselben Ausdrücke „la divine Elisabethe“, „notre gracieuse souveraine“ oder „Sa Majesté“ gebraucht, und in der Regel folgt diesen Bezeichnungen ein kurzer Excurs über die unvergleichlichen Tugenden der Herrscherin, deren blühendes Aussehen u. s. w. Die Hoffestlichkeiten, über welche berichtet wird, gleichen einer der anderen und sind nur dadurch von einander verschieden, daß sie bald in Zarskoje-Selo, bald in Pawlowsk, Gatschina u. s. w. abgehalten werden. Der alte Hofmann meldet seiner Gemahlin mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit, welche Worte die Kaiserin gesprochen und welche sie zur Antwort erhalten. In der Regel handelt es sich nur um kurze Fragen oder Scherzworte: die Kaiserin hat sich nach Frau v. Münnich oder deren Töchtern und Schwiegersöhnen erkundigt oder dem Oberhofmeister lächelnd gesagt: „Nun wollen wir beiden Alten auch noch ein Tänzchen machen.“

Wenn man in Betracht zieht, daß diese Briefe sich durch eine lange Reihe von Jahren ziehen, sich in gleichmäßigen Pausen folgen, stets von derselben Länge und immer auf dem gleichen Papier geschrieben sind, so wird man es begreiflich finden, daß dieselben keinen anderen als einen starren, leblosen Eindruck machen: nirgend eine überraschende Wendung, nirgend der Ausdruck einer starken Stimmung, stets dieselben Worte, Gedanken und Formeln — nur ein einziges Mal wird der Name des Feldmarschalls genannt und bemerkt, ein Gerücht habe „mon pauvre frère“ todt gesagt. — Die gleiche Einförmigkeit herrscht in den Briefen der Frau v. Münnich, nur daß hier mehr von wirthschaftlichen Angelegenheiten, empfangenen und abgesendeten Geldsummen die Rede ist. Das Rechnungswesen spielt in dem Briefwechsel überhaupt eine große Rolle und der Oberhofmeister weiß ganz genau anzugeben, wie viel er für jedes Kleid seiner Tochter gezahlt hat und wo der Stoff zu demselben am billigsten zu haben ist. Obgleich in den Briefen der Frau von Münnich sehr viel von religiösen

Dingen die Rede ist und zahlreiche erbauliche Redewendungen vorkommen, machen sie sammt und sonders einen durchaus weltlichen und äußerlichen Eindruck. Bei der Verheirathung der Tochter werden die Unkosten derselben, die Ausgaben für Ausstattung, Hochzeitsdiner, Wein, neue Kleider u. s. w. eigentlich zur Hauptsache. Sehr amüsant sind die in dem französischen Text mit unterlaufenden echt livländischen Ausdrücke „le Schlafwagen" „le Kubbias" u. s. w., die natürlich sehr häufig wiederkehren, weil auf die Vorkommnisse des äußeren Lebens ein außerordentliches Gewicht gelegt wird.

Und doch würde man den beiden Briefstellern, von denen hier die Rede ist, bitteres Unrecht thun, wenn man sie für flache und äußerliche Menschen hielte. Herr von Münnich war nicht nur ein redlicher, biederer Charakter, sondern ein trefflicher Geschäftsmann, ein gebildeter und thätiger Administrator, der ein sehr schätzbares, noch gegenwärtig als Handschrift erhaltenes (auf der Göttinger Universitätsbibliothek aufbewahrtes) Werk über russisches Münzwesen geschrieben hat und alle ihm anvertrauten Aemter mit Geschick und Gewissenhaftigkeit verwaltete, dabei so liebenswürdig, fein und gebildet, daß er gar keine Feinde gehabt zu haben scheint. Seine Gemahlin war eine treffliche Hausfrau und Mutter, vom wärmsten Pflichtgefühl erfüllt und dabei von einer echten und ungeheuchelten Frömmigkeit, die ihr Seelsorger, der ehrwürdige Christian David Lenz, in seinem Nekrolog nicht genug zu preisen wußte. Die strenge Förmlichkeit, welche alle, auch die innigsten Lebensbeziehungen regelte, für jedes Lebensverhältniß ein fertiges Kleid hatte und dem Einzelnen mit peinlicher Genauigkeit vorschrieb, wie er sich in jedem gegebenen Fall zu äußern habe, macht aber uns, den Kindern einer anders gearteten Zeit, einen so merkwürdigen Eindruck, daß wir auf den ersten Blick kaum glauben möchten, auch hinter diesen todten, eintönigen Formen habe wirkliches und mitunter warmes und individuelles Leben pulsiren können. Was uns ganz unbegreiflich vorkommt und eigentlich auch auf die Dauer abstoßend wirkt, ist die Unterwerfung der Einzelnen unter die äußeren Verhältnisse, mögen dieselben noch so widerspruchsvoll und unharmonisch sein. Wir können nicht begreifen, wie man ein echter Hofmann, ein unterwürfiger Diener der Weltlichkeit und ihrer Launen und zugleich ein frommer, gläubiger Christ sein kann, der im Jenseit seine eigentliche Heimath sieht, dem die Erde nur ein Jammerthal, die menschliche Gesellschaft ein Gott entfremdeter Sündenpfuhl ist. Wenn wir an die Aufrichtigkeit eines gläubigen Christen glauben sollen, verlangen wir Weltverläugnung, Tödtung des Egoismus, ein wirklich persönliches Verhältniß

zu Gott, das den ganzen Menschen ausfüllt, das beste Theil seines inneren Lebens ausmacht. — Theoretisch wurde das Alles auch vor hundert und vor hundertfünfzig Jahren verlangt, aber bevor die Schule der Pietisten die dogmatischen Fesseln zerbrach, in denen das Lutherthum des siebzehnten Jahrhunderts erstarrt war, herrschte auf religiösem Gebiete ein ebenso strenger, häufig geistloser Formalismus, wie in den Beziehungen des profanen Lebens. Man stand — im Grunde genommen — zu Gott ebenso auf dem Fuße der Convenienz, wie zu den Menschen, hier wie dort mußten äußere Formen erfüllt werden, damit das Gewissen Ruhe haben, der Mensch mit sich selbst zufrieden sein konnte.

Wie heilsam der Pietismus gewirkt hat, indem er das alte Formelwesen brach und dem Individuum zu der Freiheit verhalf, ohne welche keine Wahrheit und Innerlichkeit möglich ist, das kann in jedem culturgeschichtlichen Handbuche nachgeschlagen werden. — In Livland brach dieser Pietismus sich erst sehr viel später Bahn, als in Deutschland, und zu dem Zeitpunkte, von dem wir hier handeln, behauptete die ausgehöhlte Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts noch die Herrschaft, während die neue Richtung sich erst vorbereitete. — Für die ältere Generation, der die Münnich'schen Eheleute angehörten, verstand der unbedingte Gehorsam gegen die obwaltenden Einrichtungen, Verhältnisse und Anschauungen sich ganz von selbst. In Oldenburg war man deutsch-kleinstaatlich gewesen, in St. Petersburg verstand es sich von selbst, daß man den Anschauungen der höheren russisch-deutschen Gesellschaft huldigte, deren Bräuche mitmachte, der Staatsgewalt gegenüber auf jeden eigenen Willen, jedes eigene Urtheil über das, was dem Staate frommte oder nicht frommte, verzichtete und das herrschende System über jedes andere stellte: in Livland war man gut livländisch-aristokratisch. Es konnte ja nicht anders sein, als daß der eine Stand unbeschränkt herrschte, denn so wollte es die angestammte, gottgewollte Ordnung und so war es immer gewesen. Man hatte kaum eine Empfindung davon, daß hier andere Grundsätze herrschten, wie in der Hofregion und daß St. Petersburg und Lunia (beziehungsweise der Dörptsche Kreis) zwei grundverschiedene Welten waren, die sich nach durchaus abweichenden inneren Gesetzen bewegten.

Und das konnte in der That kaum anders sein: wenn die Verschiedenheit zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche dieser Welt eigentlich nur theoretisch bestand, praktisch aber nicht zur Geltung kam, wenn Gehorsam gegen das Herkömmliche auf religiösem und weltlichem Gebiete das oberste Gesetz war, so verstand es sich eigentlich von selbst,

daß die Unterschiede zwischen einer St. Petersburger Hofexistenz und livländischem Landleben sich vollständig verwischten und daß sich selbst so tüchtige und ehrenhafte Naturen, wie die der Münnich'schen Eheleute, überall in die Formen schickten, welche sie grade vorfanden.

Es versteht sich von selbst, daß eine Dame von dem Range, der Bildung und dem Charakter der Erbfrau von Lunia eine außerordentlich wichtige Rolle in der Dorpater Gesellschaft spielte. „Damen und Cavaliere" schätzten es sich zur Ehre, in ihrem Hause zugelassen zu werden und hier von der großen Welt, den neuen Moden und dem Lauf der Dinge am Newastrande zu hören. Erschien der Oberhofmeister im Sommer auf dem Wohnsitz seiner Gemahlin, so wußte er stets neue Bücher, neue Schnitte, zuweilen auch neue Menschen mitzubringen — wenn nicht vornehme Hofleute, die seine Landeinsamkeit theilten, so doch Sprachmeister für seine Kinder, französische Haarkräusler oder Tanzmeister, die den im Embachthal aufgewachsenen Naturkindern Begriffe von dem beibringen sollten, was unter ihren städtischen Standesgenossen zur guten Lebensart gehörte. Diese Wundermänner wurden dann rasch im ganzen Umkreise der Nachbarschaft zu viel begehrten Leuten, um die man sich förmlich riß; insbesondere spielten die Lunia'schen Tanzstunden ihrer Zeit eine gewisse Rolle und die jungen Landjunker und Edelfräulein, die an denselben Theil nehmen durften, galten für besonders bevorzugt.

Die Söhne wurden in St. Petersburg erzogen und für die große Carrière bestimmt; was die Töchter anlangt, war der erfahrene Vater klug genug, solide Ehen mit livländischen Gutsbesitzern zweifelhaften Partien mit großstädtischen Elegants vorzuziehen. Der älteste Sohn geht ins Ausland, um sich auf deutschen Universitäten für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten und der Vater müßigt dem Hofdienst die Zeit ab, um ihm ein dickgeschriebenes Heft mit Lebensregeln auf den Weg zu geben. Neben Vorschriften über den Umgang mit Leuten seines Standes nehmen Ermahnungen zur Gottseligkeit und einem tugendhaften Wandel den Haupttheil des Manuscripts ein; die Gebete, welche der Sohn Morgens und Abends lesen soll, bilden den Anhang, eines derselben ist das tägliche Gebet des Prinzen Eugen von Savoyen gewesen. Gegen den Umgang mit Bürgerssöhnen aus gutem Hause hat der Oberhofmeister als gescheidter Mann bei all seiner Vornehmheit nichts einzuwenden, und er legt besonderes Gewicht auf einen Mr. Hollander de Riga, dessen Vater er als ehrenwerthen Geschäftsmann kennt und der ihm manchen Dienst erwiesen hat. — Von den Töchtern ist die älteste an einen General verheirathet gewesen und früh im Innern

Rußlands verstorben. Die zweite verlobt sich mit einem jungen Livländer, der es im Militärdienst bis zum Obristen gebracht hat und sich in die Heimath zurückzuziehen wünscht. Da der junge Mann ohne eigenes Vermögen ist und der Oberhofmeister ihn nicht aus seinen Mitteln versorgen mag oder kann, wendet er sich an seinen mächtigen Gönner, den kaiserlichen Liebling Grafen Iwan Schuwalow, um dem künftigen Schwiegersohn eine Kronsarrende in Livland zu erobern. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten, denn die Zahl ähnlicher Bittsteller ist allzu groß und der Graf zu viel in Anspruch genommen, um die Angelegenheit nicht immer wieder zu vergessen und aufzuschieben. Endlich ist das ersehnte Ziel erreicht und nun beginnen die Vorbereitungen zur Hochzeit. Alle Einzelheiten der Mitgift werden von den Eltern brieflich berathen und erwogen. Der Oberhofmeister selbst besorgt die Toilette seiner Tochter; nur einige wenige Kleider werden gekauft, aber diese müssen mit Silberzierrath reich besetzt und direct aus Paris und London verschrieben sein. Der Tag der Hochzeit läßt sich im voraus nicht bestimmen, denn es müssen besondere Conjuncturen abgewartet werden, damit der Oberhofmeister ohne Gefährdung seiner Stellung einen Urlaub nehmen kann. Glücklicherweise unternimmt die Kaiserin einen Herbstbesuch in Moskau, und dieser giebt dem alten Hofmann die gewünschte Freiheit. Ganze Wagenladungen mit Speisen und Getränken gehen dem Schlafwagen, in dem er die mühsame Reise unternimmt, voran, denn obgleich das Hochzeitsfest im engeren Kreise gefeiert werden soll, ist es nothwendig, daß der Liebling der Kaiserin mit Glanz und Würde auftritt und für theures Geld einen französischen Koch mitnimmt, der die ländlichen Gäste in Erstaunen setzt. Das gesammte Fest geht mit der Feierlichkeit einer Haupt- und Staatsaction von Statten und alle Einzelheiten desselben werden zwischen den Eheleuten discutirt, mit unvergleichlicher Gründlichkeit abgewogen und berechnet.

Ein besonderes Interesse für uns hat die jüngere Tochter, die sich an einen Baron Igelström, Sohn des damaligen Landmarschalls und Theilnehmer an den berühmten Lunia'schen Tanzstunden verheirathete. Von ihrer Hand liegt uns ein ausführliches, vierundvierzig Quartseiten starkes Tagebuch vor, das ausschließlich die Bekanntschaft, Annäherung und Verlobung mit dem „Freunde" (das scheint damals der officielle Titel für den „Geliebten" gewesen zu sein) zum Gegenstande hat und vom Jahre 1756 datirt ist („Nach meines Freundes Ankumpft (sic) den 24. September 1756 zuende gebracht"). Aus der schwerfälligen und überbreiten Selbstbiographie, die dieses Tagebuch enthält, liest sich nicht nur tiefes und ächtes Gefühl heraus, wie es nur in einem

reinen und edlen Herzen leben konnte, — dasselbe ist zugleich ein interessanter Beitrag für die Geschichte der inneren Wandlung, welche sich um die Mitte des Jahrhunderts in der livländischen Gesellschaft vollzog. Die Erziehung durch eine an streng abgeschlossene Formen gewöhnte vornehme Mutter verläugnet sich in dem Tagebuch unseres liebenden jungen Fräuleins allerdings nicht. Die Ausdrücke für die eigene Empfindung und für das lebhafte, stürmische Gefühl, das der „Freund" dem eben erwachsenen Mädchen entgegen trägt, sind genau abgemessen; zur Erwiderung der Neigung des jungen Igelström fühlt das wohlerzogene Mädchen sich erst berechtigt, nachdem es den Consens der Mutter eingeholt hat, und wenn es sich um die Wahl zwischen einer Verletzung der Gefühle des Freiers und einem Verstoß gegen das Herkommen handelt, so behielt das letztere, in der Regel nach sehr kurzem Kampfe, Recht. Die weltlichen Rücksichten auf Vermögen und Lebensstellung des Zukünftigen werden mit einer Naivetät und Offenheit abgehandelt, die für das moderne Gefühl nahezu verletzend sind und deren ein Mädchen unserer Tage sich, wenn sie öffentlich zur Sprache kämen, zweifellos schämen würde. Allein nichtsdestoweniger erscheint die Gefühls- und Gedankenwelt, in welcher die Braut von 1756 lebte, von der der vorhergehenden Generation gründlich verschieden und liegen hundert Anzeichen dafür vor, daß die spätere Frau von Igelström bereits eine Witterung der neuen Zeit und des guten Rechtes der Individualität hatte, das diese Zeit zum Ausdruck und zur Anerkennung auf allen Lebensgebieten bringen sollte. In Livland wie in Deutschland und Frankreich kam es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fast niemals vor, daß junge Leute sich den Lebensgefährten selbst aussuchten und die Initiative zur Annäherung an denselben direkt und ohne Vermittelung ergriffen. Fast ausnahmslos bildeten Wahl der Aeltern, günstige Lebensstellung und Zuspruch der Verwandten die Hauptmomente für den Entschluß zu Verlöbniß und Eheschließung; auch wo das Herz frei gewählt hatte, fielen diese Rücksichten entscheidend ins Gewicht und daß der von den Verwandten vermittelten Heirath häufig genug die Auflösung eines Liebesverhältnisses vorherging, gereichte Niemand, auch nicht den Betheiligten, zu Aergerniß oder Anstoß. Sobald es sich um einen „Bund fürs Leben" handelte, hatten alle möglichen fremden Leute mehr mitzusprechen, als die Beiden, welche mit einander leben sollten. Heirathenstiften war bis in die Tage, welche die Theilnehmer und Zeugen der französischen Revolution gebaren, die Lieblingsbeschäftigung aller älteren Personen vom Minister oder Professor bis zum alten Hausdiener oder der Zofe herab. Das junge

Fräulein Münnich und ihr „Freund" haben sich von dieser Beihülfe Dritter bereits emancipirt. Baron Igelström weiß den Weg zum Herzen seiner Dame direkt zu finden und verfährt dabei mit der ganzen Freiheit eines Jünglings, der sich des guten Rechts seiner Leidenschaft bewußt ist. Das Fräulein gewinnt es trotz seiner Sittsamkeit und trotz des Gefühls absoluter Abhängigkeit von seinen Aeltern, über sich, mit dem Freier direkt zu verhandeln und die Briefe desselben der Frau Mama nicht früher, als dringend nothwendig ist, mitzutheilen. Unser Tagebuch beweist außerdem, daß das junge Mädchen über sich und über Andere gedacht hat; in ihren Selbstbekenntnissen spricht sich neben der Gebundenheit an streng vorgeschriebene Formen das Bewußtsein einer ausgeprägten Individualität aus, die Empfindung, anders als andere Leute zu sein und sich den Weg zum Glück nicht vorschreiben lassen zu können. Wohl berühren uns — von allem Uebrigen abgesehen — die endlose Breite und der moralisirende Ton dieses Tagebuchs noch ziemlich fremd, wir finden es wunderlich, daß ein siebzehnjähriges Mädchen Betrachtungen über Welt und Leben anstellt, wie sie eher einer angehenden Vierzigerin geziemen würden, daß ein liebendes junges Herz keinen andern Katechismus als den des Herkommens und der weltlichen Convenienz kennt und sich seine Empfindungen erst zu gestehen wagt, nachdem der älterliche Consens zu denselben eingeholt worden. Sehen wir aber genauer zu und ziehen wir ab, was auf Rechnung des Ausdrucks kommt, so erkennen wir, daß sich hinter diesen schwerfälligen Expectorationen eine prächtige Dosis gesunden Menschenverstands, ein edles, ächt weibliches Gefühl und ein ausgesprochener Individualismus verstecken, der himmelweit verschieden ist von der Gebundenheit und Willenlosigkeit, zu der die Mädchen jener Zeit erzogen wurden und in welcher die junge Schreiberin sich selbst befangen glaubt. Doch der Leser wird am besten selbst zusehen und nebenbei aus den verschiedenen Tagebuch-Fragmenten von 1756 Mancherlei erfahren, was für die Bekanntschaft mit jener Zeit sonst von Wichtigkeit ist. — Erwähnt sei noch, daß der Text der nachstehenden Mittheilungen genau dem Original entspricht; einige Verbesserungen der Orthographie und der fast völlig fehlenden Interpunktion abgerechnet, ist das Original unverändert wiedergegeben. Nicht eben viele junge Damen jener Zeit mögen sich einer so großen Gewandtheit und einer so vollständigen Herrschaft über die deutsche Sprache zu erfreuen gehabt haben, wie dieses Fräulein, das (wenn nicht alle Zeichen trügen) ein ebenso gescheidtes wie vortreffliches Wesen gewesen ist und auf freundliche Theilnahme der nachfolgenden Geschlechter gegründeten Anspruch hat.

Nach einer Einleitung welcher die erste Bekanntschaft und den Schmerz des jungen Baron Igelström darüber schildert, daß sein Vater, der Landmarschall, ihn nicht zum Studium, sondern für den Militärdienst bestimmt, heißt es wörtlich wie folgt:

„Sie traten also beide, der Sohn aber mit scheinbarem Mißvergnügen, ihre Reise nach Riga an; ich empfand bei dem Abschied einigen Verdruß darüber, ohne zu untersuchen, welcher der Grund davon wäre, ich überrede mich gerne, daß damals nur Gutheit und Mitleiden daran Theil hatten; was ist natürlicher, als zu leiden, wenn man andere leiden sieht. Nach etwa zwei Monaten kam er wieder mit seinem Vater zurück. Dieses wider sein Vermuthen baldige Wiederkommen, nebst der Hoffnung, so er hatte, noch einige Zeit hier zu bleiben, weil sein General glaubte, wie es denn auch geschah, den Winter in Dorpat in Quartier zu stehen, machte ihn munter und vergnügt. Ich bemerkte, daß seine Schwermuth sich in Zufriedenheit verwandelt hatte und befragte ihn also, ob ihm nun sein Stand besser gefiel, da er angefangen, sich mit selbigem bekannt zu machen. Er antwortete, daß den Einsichten eines Vaters zu folgen ihm immer eine große Beruhigung gebe und daß er nunmehr seine größte Lust darin sehen würde, Alles mit Eifer und Fleiß zu erlernen, was zum Kriegsdienste gehörte, um ein brauchbarer Offizier zu werden. Er war so höflich, hinzuzufügen, daß er hierin, wie in allem seinem Thun, meinen Lehren, wie er gut fände zu bemerken, folgen würde, da ich öfters gesagt hätte, daß in Allem, wozu man sich widmete oder gewidmet sehe, man nichts verabsäumen müßte, um sich darin durch die genaue Ausübung seiner Pflichten hervorzuthun. Diese Antwort gefiel mir und ich sah ihn so gern wieder, als ich ihn ungern hatte wegreisen sehen, worauf er mir wiederum so vergnügt schien. Er war wie zuvor wieder ziemlich öfters bei uns. Seine guten Eigenschaften legten sich immer mehr zu Tage und er erntete auch vielfältig das ihm zukommende Lob, selbst von meiner Mutter desfalls ein, welches fähig war, ihn stets mehr zur Tugend aufzumuntern. Die Vortheile eines ihm so angenehmen Umgangs beizubehalten und die Furcht lächerlich gemacht zu werden und mir selbst zum Spiel zu dienen oder verächtlich verworfen und vermieden zu werden, hielt ihn stets zurück, etwas von seiner Neigung zu mir an's Licht zu bringen. Ich bemerkte also nichts, das das Ungezwungene unseres Umganges und das Vergnügen so wir darin fanden, hätte unterbrechen können.

Einige Zeit nach seiner Zurückkunft brachte der Hofmeister seines Bruders, Herr Horst, sie alle dahin, daß sie ein Trauerspiel des Herrn von Voltaire, Alzire, unter sich aufzuführen vornahmen; weil daselbst

viele Jugend zusammen war, wurde dieser Vorschlag willig angenommen und auch leicht ausgeführt. Die es gesehen, versicherten, daß das Stück artig genug von ihnen wäre vorgestellt worden und unter anderen wurde der älteste Baron, der die Rolle des Don Gusman gespielt, mit Beifall von einigen desfalls erwähnt. Dieses munterte sie auf, wieder auf ein anderes zu denken. Wir hatten aus Petersburg ein französisches Trauerspiel mitgebracht, welches wir auf allergnädigsten Befehl der Kaiserin selbst hatten vorstellen sehen und das von lauter Cadets in höchst dero selben Zimmer aufgeführt worden war. Wir hatten es dem Landmarschall gleich bei unserem ersten Wiedersehen zu lesen gegeben. Herr Horst, als ein Dichter, nahm sich vor, es mit dem Baron in Strophverse zu bringen. Sie arbeiteten daran und brachten die Uebersetzung in Kurzem zu Stande. Als sie fertig waren, wollten sie das Werk krönen und sich also die Lust machen, es aufzuführen. Der Vater erzählte mir solches; wir scherzten mit ihm, daß er uns nicht zur Aufführung der Alzire als Zuschauer gebeten. Er antwortete mir, daß da sie wohl wußten wie solches ausfallen würde, sie eine abschlägige Antwort besorgt hätten und da es nur von seiner Jugend aufgeführt worden, so hätte er es auch unserer Achtsamkeit zu wenig würdig gefunden. Er sagte mir darauf, daß seiner Söhne Hofmeister, der in dem ältesten nach seiner Meinung Gaben zur Poesie fände, an der Uebersetzung des französischen Trauerspiels arbeite, durch welche Beschäftigung er seinen Sohn gern zur Dichtkunst aufmuntern wolle. Wenn sie dasselbe vorstellen würden, fügte er hinzu, so könnten wir ihnen kein größeres Vergnügen machen und mehr beehren als wenn wir dann mal ihr Spiel mit ansehen wollten. Der General Lieven, der damalige Oberst Villebois und andere mehr waren Augenzeugen des ersten gewesen und hatten sich daran belustigt. Wir versprachen also, daß wir, wo sich keine Hindernisse ereigneten, bei der nächsten Aufführung vielleicht gegenwärtig sein würden.

Die Sache war an sich unschuldig; gute Stücke können auch den guten Sitten förderlich sein, wenigstens schaden sie denselben nicht. Es ist was gewöhnliches, daß sich der junge Adel insonderheit bei Höfen diese Ergötzung macht. An dem unsrigen war es damals die Hauptbeschäftigung der dazu geschickten Cadets und also konnte man sich fast nicht, ohne sonderlich zu scheinen und übertäubt zu werden, dem allgemeinen Geschmack und der damals herrschenden Meinung entgegen setzen. Ich glaubte nicht, daß diese ganz gleichgültig scheinende und mich fast gar nicht angehende Sache von so viel Folgen für mich sein würde. Ich fing an, immer mehr Ueberlegungen zu machen, an denen

aber der Baron zu der Zeit noch nicht den geringsten Antheil hatte; ich war noch von Niemandem eingenommen, wenigstens glaubte ich es, denn ich fand noch sehr viele Gleichgültigkeit vor alle die ich hier kannte. Indessen hielt ich doch den Verheiratheten-Stand vorzüglicher vor dem Ledigen zu sein, theils des Schutzes und der Zuflucht so ein Frauenzimmer dadurch in allen Fällen hat und der Sicherheit, so sie genießt, theils auch der verschiedenen Pflichten, so sie auszuüben im Stande ist, wodurch es ihr möglich wird, viel mehreren Personen nützlich und zum Vergnügen zu sein, theils aber auch, weil es wirklich ihre Bestimmung ist und die Freundschaft, so die Ehe, vorausgesetzt wenn sie glücklich, die vollkommenste, vortheilhafteste und beständigste sein muß. Ich zog es aber zuweilen in Erwägung, was denn einstens, wofern ich heirathen sollte, für eine Wahl mir eine wahre Zufriedenheit würde verschaffen können. Verschiedene Ursachen schienen es zu fordern, daß ich mal mich vermählen müßte, worunter die stärkste für mich dasjenige Bedenken war, so man die mehrste Zeit trägt, einst bei einem Bruder oder sonst bei einem von den Seinigen sich aufzuhalten, wo vor ich allemahl eine starke Abneigung bei mir empfunden, ob ich gleich alle die Meinigen zärtlich liebe und hochschätze. Ich fand, daß es mich glücklich machen würde, mich an einen würdigen Gegenstand zu verbinden; mein Herz hielt ich zu einer zärtlichen Freundschaft aufgelegt und ich traute es mir zu, daß ich allezeit mein größtes Vergnügen darin finden würde, meine Pflichten wohl auszuüben, wenn Liebe und nicht Zwang, Hochachtung und nicht Furcht mich antrieben selbige zu erfüllen. Ein tugendhafter Mann, ein Mann von Einsicht und Verdiensten, vor dem ich nie Ursache hätte zu erröthen, von redlichem Gemüth und zärtlichen Empfindungen, war der einzige, mit dem ich glücklich zu sein für möglich hielt. Ich fürchtete mich nunmehr durch einen äußerlichen guten Schein, etwas in die Augen leuchtende Eigenschaften, oder durch einen angesehenen Charakter mit anderen Vortheilen verknüpft, zu einer Verbindung verleitet zu werden, die mir nachher in meinem ganzen Leben gereuen möchte. Ein gottesfürchtiger und rechtschaffener Mann ist unter unseren heutigen Edelleuten ein wirklich seltenes Geschöpf. Ich kannte noch keinen, von allen die ich gesehen, gegen dessen Sitten, Eigenschaften, Verhalten oder Umstände nicht wären Haupteinwendungen zu machen gewesen und keinen, der, wenn er mich begehrt und ich auch meine Forderung hätte einigermaßen einzuschränken gesucht, ich zu wählen hätte wünschen können. Es ist wahr, ich gestehe es, man hat vielfältige Exempel, daß eine tugendhafte Frau einem Mann von nicht allzu regelmäßigem Wandel die Liebe zur

Tugend einflößet und ihn zu einem anderen Menschen macht. Zuweilen hatte ich wohl die Eitelkeit zu denken, daß auch mir solches möglich sein würde, wenn ich etwa unglücklich genug wäre, einem solchen zu Theil zu werden. Doch hatte ich dieses nur einige Jahre zurück geglaubt, man ist in der Jugend geneigt, sich zu schmeicheln und traut sich dann am meisten, wenn man noch am schwächsten ist, weil man sich allzuwenig untersucht hat. Je reifer meine Vernunft wurde, je weniger fand ich Ursache es zu hoffen, einen Verirrten auf den rechten Weg zu bringen, und Jemand aus seinem Verderben zu reißen. Wohl hat es etwas scheinendes, das Vergnügen und den Dank, so man einzuernten sich verspricht, ... meistens aber sind diese Vorstellungen so, daß sie mehr versprechen, als leisten und größer, als sie vernünftiger Weise hätten sein sollen. Nach einiger Untersuchung meiner selbst fand ich allemahl, daß ich mehr zu wünschen hätte, gebessert zu werden, als andere zu bessern, daß es fast immer eine vermessene Unternehmung ist, einen Mann bilden zu wollen, daß die Herrschaft so er billig über eine Frau haben soll, die Sache ungemein schwer macht und daß es nicht genug ist, die Tugend zu lieben, sondern daß weit mehrere Eigenschaften dazu gehören, sie andere lieben und ausüben zu lernen. Ich bin lebhaft, nie anhaltend böse, aber zuweilen heftig und übereilt; wenn ich etwas will, oder wünsche, so ist es immer mit vieler Ungeduld. Die Meinung, daß das, was ich begehre gut und gerecht ist, macht daß ich glaube nie geschwind genug zu meinem Zweck gelangen zu können. Widerstand und Einwendung empören mich, ich werde von einem zu starken Verdruß gerührt, wenn meine Absichten, die, wie ich wohl sagen darf, in ihrem Grunde lauter und gut, nicht so eingesehen und gefolgt werden; da ich stolz und daher etwas zu empfindlich bin, so habe ich in Fällen die mich rühren und wenn ich Ursache finde, mich beleidigt zu halten, Mühe, diejenige Sanftheit und Gelassenheit zu üben, die mir so sehr gefällt und die ich billig insbesondere an meinem Geschlecht für den schönsten Schmuck halte. Eine solche Gemüthsart ist nicht geschickt, Jemand zurecht zu führen, wozu ein unermüdetes Nachgeben, Geduld, Nachsicht, Freundlichkeit und Verhalten gehört. Ich würde mir selbst mit Recht verächtlich sein, wenn ich Fehler, die ich einsehe und die ich wirklich als sehr groß betrachte, nicht ernst zu tilgen suchte; ich glaube auch, daß meine bisherige Bemühung nicht ganz fruchtlos gewesen, allein es ereignen sich doch öfters Gelegenheiten, wo die Natur wider unseren Willen die Oberhand behält und so viel Leid man auch nachher, wenn sich der stürmische Affect gelegt, darüber trägt, so wird die üble Wirkung, so daraus entsteht,

nicht wieder dadurch gehemmt. Diesem nach erkannte ich, daß ich mehr Ursache hätte einen Mann zu wünschen, der meine Fehler aus Güte und Liebe zu tragen wüßte, als einen, dessen üble Neigung ich ändern sollte, ob mich gleich, wenn ich so unglücklich gewesen wäre, einem solchen zu Theil zu werden, der Abscheu so ich vor alles lasterhafte hege, verpflichtet, angehalten und sinnreich gemacht haben würde, alle Mühe anzuwenden, selbige in ihm auszurotten. Mein Kummer würde aber unbeschreiblich gewesen sein, wenn ich meinen Zweck nicht erreicht; und hätte ich ihn erhalten, es wäre aber eine anhaltende Schwermuth und tiefe Traurigkeit in selbigem daraus entstanden, wie solches bei vielen Gemüthern nach Erkenntniß und Reue erfolgt, so wäre mein Leben dadurch höchst unglücklich geworden; denn alle meine Empfindungen sind stark, mein Gemüth ist so, daß jeder Eindruck sich tief in selbiges präget. Zu dem däucht mir, daß eine Frau, die da einsieht, daß sie ihren Mann an Verdiensten überlegen, schwerlich diejenige Ehrerbietung vor ihm fasset, so ihre Pflicht erfordert. Um mich demzufolge in einer Verbindung mit Jemand nach meinen Begriffen glücklich zu sehen und einen solchen Stand als begehrungswürdig betrachten zu können, muß es nothwendig mit einem Menschen sein der, wenn er auch nicht alle möglichen Vorzüge mit einander vereinigte, wie ich dieses nach der Einsicht, so ich von meinen eigenen Unvollkommenheiten habe, nicht vernünftiger Weise begehren konnte, doch wenigstens so viel Verstand hätte, daß ich seine Ueberlegenheit in diesem Stücke ehren, um im erforderndem Fall meine Vernunft, Einsicht und Willen der seinigen unterwerfen zu können und der Liebe zur Tugend genug hätte, um daß er selbige sowohl in sich selbst als in mir immer mehr anzufeuern und zu einem höheren Grad zu bringen bemüht wäre und der also auch unsere heilige Religion und die so tröstlichen Glaubenswahrheiten, so sie enthält, verehrte und ihre Pflichten auszuüben sich ernstlich angelegen sein ließ. — Nach diesen Vorstellungen, so ich von einer für mich glücklichen Verbindung machte, konnte ich mich eben nicht mit der größten Hoffnung unterhalten, daß ich zu meinem völligen Wunsch darin gelangen würde. Ich war aber hierüber sehr ruhig, da ich nicht zweifelte, daß alles, was über mich von einem so gütigen, weisen und mächtigen Gott, als der ist, so wir verehrend anbeten, beschlossen wäre, zu meinem wahren Heil und Besten gereichen müsse.

So waren ungefähr meine Gedanken und Begriffe von dieser Sache, als die Zeit herannahte, da ich meine Freiheit und Ruhe verlieren und eine Verbindung eingehen sollte, deren Ausgang mir erst

zeigen wird, ob ich sie für glücklich oder unglücklich zu halten habe. Alles trug wenigstens in seinem Theil dazu bei, mich zu diesem Entschluß zu bringen und alle Umstände lenkten sich dazu, mir den Pfad leicht betreten zu machen.

Das Trauerspiel gab dem Baron die mehrste Gelegenheit, eine Leidenschaft zu entdecken, die ihm sonst vielleicht nie würde möglich gewesen sein, mir so bequem an den Tag zu legen. Doch ging er auch hierbei sehr behutsam und handelte seinem Endzweck gemäß mit einer ungemeinen Klugheit; ohne daß es schien, als wäre seine Absicht, mir insbesondere zu gefallen, bahnte er sich durch seine Bemühung, alle die mir angehörten zu seinem Urtheil einzunehmen, unvermerkt einen Weg zu meinem Herzen. Er wollte erst selbiges durch seine guten Eigenschaften einnehmen; da ich sie stets mehr erkannte und sie durch die Aufmerksamkeit, so er anwandte, sich eines jeden Achtung und Freundschaft zu erwerben, fast beständig rühmen hörte, so machte solches mehr Eindruck bei mir, als ich selbst glaubte. Er war viel einsehender darin als ich und wurde solches also bald gewahr, ohne sich es doch im Geringsten merken zu lassen, sondern nur immer sinnreich sich darin mehr und mehr zu befestigen, bis er sich die beste Zeit, seine Neigung zu erkennen zu geben, ersehen. Nichts fürchtete er so sehr, als daß selbige möchte verspottet werden, wie er mir nach der Zeit öfter selbst gesagt.

Sein gutes Glück verschaffte ihm bald eine Gelegenheit, die er selbst nur schwach hoffen können. Meine Mutter hatte es die ersten Jahre ihres Hierseins eingeführt, alle Neujahrstage, oder den vorhergehenden letzten Tag des alten Jahres unsere Nachbarn und Bekannten zusammen zu bitten, eine Mittags- und Abend-Mahlzeit zu geben und Musik zu haben, da man sich dann einander Glück wünschte und die Zeit mit Tanzen und anderen Belustigungen, so gut und angenehm, als es bei dergleichen Gelegenheiten möglich, hinzubringen suchte. An diesem Tage baten wir auch das ganze Igelström'sche Haus, weil die Jugend die meiste Freude an solchen Ergötzungen findet. Es war im Jahre 1752, als wir auch diesen Tag auf diese der ganzen Gesellschaft angenehme Weise feierten. Es wurde an demselben viel von dem auf Nopkoy aufgeführten Trauerspiel gesprochen und der älteste Baron wurde gebeten, seine Rolle, soviel er sich davon erinnern konnte, zu wiederholen. Nach einigen gemachten Einwendungen gab er dem Anhalten der Gesellschaft Gehör, die sehr munter und aufgeräumt war; denn je seltener man hier in dieser Gegend zu solchen Zeitverkürzungen eingeladen wird, je mehr nehmen sie ein. Der Baron suchte nur einige Auftritte aus, die ihm am geläufigsten waren und am schönsten

vorkamen, worunter der letzte derjenige ist, der dem Stücke den meisten Glanz giebt und die Stärke des Acteurs am besten zu Tage legt. Um es vorzustellen, mußte er eine Alzire haben. Er bat und erwählte mich dazu; ich widersetzte mich zwar im Anfang seinem Verlangen, doch da ein jeder wollte, daß ich seiner Bitte Gehör geben sollte und eine wechselweise Gefälligkeit es erforderte, die ohnedem in Gesellschaften, um sie angenehm zu machen, unumgänglich nöthig ist, so willigte ich, obgleich nicht recht gern darin. Ich mußte zuletzt vor ihm knien, da er als ein Verwundeter und Sterbender in einem großen Armstuhl saß und von mir als seiner Gemahlin den letzten Abschied nahm, den nach Einrichtung des Stückes und der Natur der Sache ein Kuß endigte. Ob man gleich das, was man ein Mal bewilligt, mit guter Art zu thun verbunden ist, so that ich doch dieses mit mehrer Verwirrung, als es vielleicht geschehen wäre, wenn er mir wirklich so gleichgültig gewesen, als ich es mir selbst überredete; ich that es mit so vieler Geschwindigkeit, daß ich mir den Scherz der Gesellschaft, von ihm aber eine Klage, die ich diesmal nicht übel nehmen durfte, weil alles nur eine Belustigung war, zuzog. Er sagte mir auf die ehrerbietigste Weise, daß es grausam wäre, einem Sterbenden noch mit Weigerung eine Gnade zuzugestehen, nach der er sich vielleicht mit dem größten Verlangen sein ganzes Leben gesehnt, ohne es bezeugen zu dürfen. Um der Antwort entübrigt zu sein, eilte ich, Jemand zum Tanz aufzufordern. Ein jeder dankte ihm und war wohl mit ihm zufrieden, denn er hatte wirklich mit vieler Lebhaftigkeit und Affect seine Person vorgestellt.

Meine gnädige Mutter unterhielten sich den Tag lange und mehr mit ihm als gewöhnlich; dies trug noch mehr als alles andere dazu bei, ihn aufgeweckt und munter zu machen und flößte ihm Muth und einen Gedanken ein, dessen Ausführung ihm gelang und die Veranlassung zu meiner Verbindung mit ihm wurde. Er wartete nur, daß ich, um mich vom Tanze auszuruhen, niedersetzte, um mir denselben vorzutragen und meine Genehmigung zu begehren. Sobald er sah, daß ich mich niedergelassen, trat er zu mir, mit einer bescheidenen und anständigen Zuversicht. „Das französische Trauerspiel", sagte er, „ist schon übersetzt, wir wünschten es aufführen zu können; uns fehlt aber die Hauptperson, nämlich die Prinzessin Ismene." „Sie haben ja eine Schwester", unterbrach ich ihn. „Die Rolle ist zu stark und meine Schwester ist noch zu jung um diese Prinzessin vorzustellen", versetzte er. Ich schlug ihm vor, daß einer von seinen Brüdern oder sonst von der übrigen Jugend sich verkleiden müsse. Er verwarf solches und sagte, wie sie bei der

Alzire gefunden, daß diese Auskleidung, die sie aus Noth mit dem jungen Stegelmann vorgenommen, mit vielen Schwierigkeiten verbunden wäre und doch nie recht wohl vorgestellt würde. Ich merkte, wohin er abzielte, ich erwiderte also, daß ich glaubte wie sie würden genöthigt sein, demungeachtet dieselbige Person wieder zu brauchen, wenn sie wirklich das Stück aufführen wollten. „Sollte ich wohl am ersten Tage des Jahres", sagte er, „eine abschlägige Antwort erhalten? Das Stück ist hier durch Ihre Gnaden bekannt geworden; um dasselbe recht zu verschönern und Ehre zu bringen müßten Dieselben die Rolle der Hauptperson übernehmen. Darf ich wohl gehorsamst um diese Gnade bitten, das Stück ist bequem zur Vorstellung, weil es wenige Personen braucht und da es einen Dichter zum Verfasser hat, so ist es von einigem Werth, obgleich nicht alle Vollkommenheiten darin anzutreffen, die ein solches Stück erfordert. Ich schlug es ihm gleich ab und entschuldigte mich mit meiner wenigen Geschicklichkeit zu theatralischen Vorstellungen, in denen ich mich niemals geübt und dann mit der Gewißheit, die ich hätte und auch wirklich zu haben glaubte, daß meine Mutter es nicht genehmigen würde. Den ersten Grund meiner abschlägigen Antwort begegnete er mit einer Schmeichelei; der andere, sagte er, wäre zwar wichtig, wenn es sich wirklich also verhielte, er hätte sich aber fest vorgenommen, da ihm so viel daran gelegen und er sonst selbst keine Rolle in dem Stück nehmen würde, meine unvergleichliche Mutter demüthigst anzuflehen, daß sie es bewilligte und mich dazu vermöchte. Sein Antrag, den ich nicht erwartet hatte und seine große Entschlossenheit setzte mich in einige Verwunderung und dieses umsomehr, da ich öfter seine große Ehrfurcht für meine Mutter, die ihn alle Mal sehr zurückhaltend und behutsam machte, bemerkte. Ich versicherte ihm also nochmals, daß ich die Abneigung so sie vor dergleichen Belustigungen hatte kannte, daß er sich gewiß eine abschlägige Antwort zuziehen würde, daß ich selbst keinen Trieb dazu hätte, weil ich es nicht für anständig für mich hielte, da meiner Meinung nach ein mehr kindisches Alter dazu sein müßte. Allein ich erfuhr, daß er von einem einmal festgesetzten Entschluß nicht leicht wieder abging und daß er fähig war, das was er sich vorgenommen, auszuführen. Ohne mir weiter zu antworten, nahte er sich meiner Mutter, entdeckte seinen Wunsch und erhielt wider mein Vermuthen ohne viele Schwierigkeiten ihre Genehmhaltung. Knieend dankte er derselben. Als ich dieses sah, ging ich hinzu. Sie sagte mir, worum er gebeten und daß sie nichts dagegen einzuwenden hätte, als daß es auf Lunia und nicht auf Kopkoy aufgeführt werden müßte und wie

sie gern sehen würde, daß der 19. April, als der Geburtstag meines Vaters, zu diesem Vorhaben ausgesetzt werden möchte. Ich bezeigte einigermaßen, daß, ob ich sonsten gleich ihre leicht zu lenkende Güte gekannt, ich sie doch in diesem Fall mehr widersetzlich erwartet. Ich machte dieselben Einwendungen, die ich ihm gemacht, die aber nicht angehört wurden, vielleicht weil meine Mutter glaubte, daß sie nur ihren Grund in meiner Bescheidenheit hätten und daß ich die Sache ebenso gerne sehe, als der Baron sie zu wünschen bezeigte. Seine Freude war ungemein. Ich konnte mich nicht weiter dawider auflehnen, weil eine allzugroße Widersetzlichkeit den Schein einer Furcht gehabt haben würde, zu der ich keine Ursache zu haben glaubte, da mir seine Neigung unbekannt, die ich nur schwach zuweilen muthmaßte und sehr oft wieder als unwahrscheinlich betrachtete, die meinige aber . . . . . unter der Herrschaft der Vernunft zu behalten dachte und also keine Folgen davon einsah. Stolz auf unsere Vernunft, sind wir leicht vermessen und werden zuweilen erst zu spät mit Demüthigung gewahr, daß sie eben wie unser Herz uns oft den Irrweg führt. Ohne demnach weiter die Sache in ernstliche Erwägung zu ziehn, gab ich mein Wort, daß ich das, was man von mir in diesem Stücke verlangte, über mich nehmen wollte. Eine mehr als 3monatliche Frist gab mir und allen anderen Zeit genug, das dazu Gehörige zu erlernen, womit ich am ersten fertig wurde. Er ließ das Stück abschreiben und einbinden und schickte mir es mit einem in Versen gesetzten und auf das Trauerspiel abzielenden Brief zu. Ich erhielt ihn in Gegenwart meiner Mutter. Er wurde von einem jeden gelesen und artig gefunden, gab aber zu keinem Argwohn Anlaß. Die Maßregeln so man mit einander zu nehmen hatte, die Anordnung des Herrn Horst, die Nothwendigkeit, sich miteinander zu üben, erforderte, daß er mehr wie gewöhnlich zu uns kommen mußte und gab ihm die Freiheit, mich vielfältig zu unterhalten; doch war unsere Unterredung durch seine noch allzeit kluge Vorsicht mehrstens gleichgültig. Einstens aber wäre sie es bald weniger geworden und ich kriegte wirklich wieder einige Ursache, ihn in Verdacht zu haben. Haller gab dazu Gelegenheit. Er befragte mich, ob ich selbigen gelesen. Ich antwortete mit nein. Warum kann ich nicht wie dieser große Mann dichten, sagte er, darf ich Ihnen ein Stück von diesem unvergleichlichen Dichter vorlesen, ich trage ihn bei mir. Er las darauf die Doris, ohne meine Antwort zu erwarten. Seine Blicke fielen zuweilen auf mich, aber mit so vieler Sittsamkeit, daß die Sittsamkeit selbst sie nicht fürchten könnte. Als er geendigt hatte, frug er mich, was ich davon hielte. Ich sagte, daß dergleichen gar zu reitzende

und lockende Vorstellungen von der Liebe und Schönheit jungen Leuten gefährlich werden könnten, wenn sie zu viel Geschmack daran fänden; und da es mir eben nicht gefiel, daß er das Stück vor andern ausgesucht, so fügte ich mit einigem Ernst hinzu, er möchte sein Herz noch lange vor einer so gefährlichen Leidenschaft bewahren. Er erwiderte, wie er dafür hielte, daß die Liebe, wenn sie auf Tugend, Ehre und Achtung gegründet und auf einen würdigen Gegenstand gerichtet wäre, eine der edelsten Leidenschaften sei, da sie das Gemüth erheben und zur Tugend führen könnte. Ich fand es nicht rathsam, diese Unterredung weiter fortzusetzen. „Lassen Sie mich nicht glauben", sagte ich zu ihm, „daß mein Rath schon zu spät kommt" und hierauf verließ ich ihn. Eine zweite Unterredung, die einige Zeit nachher unter uns gewechselt wurde, erweckte noch mehr die Meinung in mir, daß er für mich Empfindungen hegte, die von bloßer Hochachtung sehr unterschieden waren. Er besagte, daß er bald gewisser Angelegenheiten wegen, die einen Herrn bei Hofe betrafen, eine Reise nach Petersburg würde thun müssen, und wäre sie geschehen, so hätte es vielleicht ein Glück für ihn und seine Familie sein können. Er gab uns solches zu erkennen und auch zugleich, wie er glaubte, daß bald eine andere darauf folgen könnte, da er dann vielleicht in einigen Jahren sein Vaterland nicht sehen würde. Ich sagte, daß ich urtheilte, wie ihm dieses sehr angenehm sein müßte, weil junge Leute allezeit gern die Welt sehen. Die vielen neuen Gegenstände die ihm vorkommen würden, wären vermögend, ihn genugsam zu zerstreuen und so viel Vergnügen zu geben, daß seine Sehnsucht nach den Seinigen eben nicht so stark sein würde als er anjetzo glaube. Ich setzte im Scherz hinzu, daß er seine Freunde und insonderheit das Lunia'sche Haus bald vergessen würde. Er vertheidigte sich hierüber mit so vieler Hitze, daß ich leicht einsehen konnte, daß sein Herz wirklich daran Theil nahm und durch meine Beschuldigung gerührt war. Meine Schwestern, die auf seine Seite traten indem sie bezeugten, daß sie ihn nicht wie ich eines so großen Leichtsinnes fähig hielten, besänftigten ihn wieder. Die Nachricht von seiner Reise war mir nicht völlig so gleichgültig, als sie es hätte sein sollen. Alles was er bei dieser Gelegenheit gesagt, gab mir genug zu erkennen, wie wenig er es gegen mich war, doch schmeichelte ich mich, daß seine Ehrerbietung ihn wie bisher allezeit zurückhalten würde, seine Gesinnungen zu entdecken und daß ich also keine Erklärung zu besorgen hätte. Zeit und Abwesenheit, dachte ich, werden ihm leicht den Sieg über seine Leidenschaft verschaffen, wenn er wirklich eine zu mir trägt und in der Absicht war mir die Vorstellung von seiner Reise lieb, aus der aber nichts wurde; ihm und

seinem Vater stand eine andere bevor, die nicht so angenehm war. — Die Zeit zur Aufführung des Trauerspiels nahte allmählig heran. Ein gewisser Herr von Helmersen, der verschiedene Male in Gegenwart der Souveraine sich mit erhaltenem Beifall auf dem Theater gezeigt, nahm auch eine Person über sich. Der Obrist Villebois und Baron Rosen boten sich zu einem Nachspiel, worin auch meine zweite Schwester eine Rolle genommen, gleichfalls an, denn ein jeder machte sich zu der Zeit ein Vergnügen daraus, weil es mit uns war, daß dieses sollte aufgeführt werden; da so viele daran theilnahmen, hatte ich um so weniger Ursache zu Bedenklichkeiten. Die Veranstaltungen und Anordnung des Theaters wurden dem Baron übertragen, welche Mühe er gern annahm. So viel näher aber die Zeit herankam, da die nöthigen Verfügungen sollten gemacht werden, um so weniger war er im Stande, herauszukommen. Sein General kam zu der Zeit in Dorpat zu stehen und wußte ihn immer so zu beschäftigen, daß es ihm unmöglich wurde auf Lunia zu sein. Dies wurde mir gefährlich, oder vielmehr seinen Wünschen förderlich; das Vorhaben, das Trauerspiel aufzuführen, konnte nicht wohl mit Anstand ausbleiben, da meine Mutter einmal ihre Einwilligung gegeben, viele Personen mit daran Theil nahmen und es allen durchgehends bekannt war, daß es geschehen sollte. Ich sah mich also genöthigt, nebst meinen Schwestern die Anordnungen des Theaters über mich zu nehmen, in der ungezweifelten Hoffnung, daß sein General ihm wenigstens einen Tag zur Probe und dann zur wirklichen Aufführung des Trauerspiels aus Achtung für unser Haus gestatten würde. Da er aber eine und andere Sachen in der Stadt dazu bestellt hatte und sein Rath in einigen Stücken nöthig war, so war ich gezwungen, einige Male an ihn zu schreiben, welches zwar nur in einigen ganz kurz abgefaßten Zetteln bestand. Indessen zog mir solches doch Antworten von ihm zu, die aber im Anfang nur gleichfalls in den gewöhnlichen Ausdrücken der Höflichkeit geschrieben waren, und wie die meinigen nur das was zur Sache gehörte enthielten; so daß auch dieses mir nicht Gelegenheit gab eine Erklärung zu befürchten. Wenn das Trauerspiel einmal aufgeführt wäre so hielt ich auch dieses für gegründet. Ein gewisser Mann, der dem Baron nicht wohl wollte, richtete sehr viel Aufmerksamkeit auf alle seine Handlungen und argwöhnte seine Neigung. Er säumte nicht, dem General seine Muthmaßung mitzutheilen, der dadurch bewogen ward, vielleicht weil er für den Baron eine solche Leidenschaft für verderblich hielt, alle möglichen Hindernisse zu errichten, um die Aufführung des Stückes zu vernichten, doch ohne ihm ein einziges mal zu sagen, daß er es nicht zu-

geben wollte. Es gelang ihm wirklich, das zu hintertreiben, welches aber die Angelegenheiten des Barons nur mehr beförderte. Ein beständiger Aufschub der Ausführung dieses Vorhabens mußte gemacht werden; da die Zeit dazu schon heran genaht war, ermüdeten endlich Alle die daran Theil nahmen. Der Herr von Helmersen, der sich nur deswegen in der Stadt so lange aufgehalten, mußte endlich wieder abreisen und der Bruder des Barons, der auch eine Person vorstellen sollte, bekam das Fieber, welches denn eine Entschuldigung war, deren der Baron sich bediente, um die Widersetzlichkeiten des Generals zu bedecken. Ein jeder der an dieser Sache einigen Theil genommen hatte, und sich ein Vergnügen daraus machte, war sehr empfindlich darüber. Meine Mutter selbst nahm es dem Baron, dessen Schuld es doch nicht war, der aber doch der Urheber des ganzen Vorhabens gewesen, sehr übel, mir aber war es nicht leid, die Sache also beendigt zu sehn. Die vielen Entschuldigungen so darüber von Zeit zu Zeit vorwenden mußten, daß Er nicht heraus kam, und daß Alles immer aufgeschoben wurde, gaben ihm Gelegenheit, fleißig zu schreiben, die Briefe wurden allmählig von mehrem Inhalt, doch noch allezeit so, daß sie eben keine Erklärung seiner Neigung waren. Endlich aber, da er die Absichten des Generals unser Aller Vorhaben zu hindern, bemerkte, so dachte er endlich zu seinem Zweck zu kommen, weil er fürchtete, diese Gelegenheit, die er mit so vielem Eifer gesucht um mir seine Liebe, die er nicht mehr hoffte überwinden zu können, an Tage zu legen, möchte abermals fruchtlos für ihn hingehen und er vielleicht nie eine so bequeme, sich zu erklären und zu erfahren, wie ich gesinnt wäre, finden würde. Des Zwanges müde, faßte er den Entschluß, mir schriftlich die Regungen und Empfindungen seines Herzens zu entdecken. Ich erhielt einen Brief, darin sie auf das Lebhafteste und Ehrerbietigste geschildert waren. Nunmehr sah ich die Folgen des Schreibens und des Trauerspiels ein ich war bestürzt, verwirrt und unentschlossen. Ich hatte nie ernstlich über seine Leidenschaft, so lange sie mir unentdeckt geblieben und ich sie nur gemuthmaßt, nachgedacht, noch weniger aber auf meine eigenen Empfindungen Acht gehabt. Ich war also völlig sicher geworden und daher setzte mich seine Erklärung so sehr in Verwunderung, als wenn ich seine Liebe nie geargwohnt hätte. Ich glaubte wohl zu thun, meiner Mutter wenigstens für's Erste es nicht bekannt zu machen, weil ich fürchtete, da sie des Trauerspiels wegen übel mit ihm zufrieden war, sie möchte wegen der Erklärung seiner Neigung sehr ungehalten werden und ihm solches auf eine zu empfindliche Art bezeugen, die eine Uneinigkeit mit seiner ganzen Familie zur Folge haben möchte. Da wir

immer gute Nachbarschaft und Freundschaft mit ihnen gehalten, so hielt ich mich verbunden, solches nicht zu veranlassen, sondern möglichst zu verhindern. Da ich nicht die geringste Hoffnung hatte, daß meine Eltern und die ganze Familie jemals eine Verbindung unter uns gestatten würden, so setzte ich mir vor, bei der ersten Unterredung, die wir haben würden, alles dasjenige zu sagen, was vermögend wäre, ihm die Unmöglichkeit, in seiner, auf mich gerichteten Liebe glücklich zu sein, deutlich vorzustellen, ihm ernstlich zu untersagen, niemals mich wieder schriftlich noch mündlich von seiner Leidenschaft zu unterhalten. Seinen Brief beantwortete ich nicht und entschloß mich, nie wieder an ihn zu schreiben. Ich schmeichelte mir, daß dieses hinlänglich sein würde, seine Neigungen zu unterdrücken und mich vor allen Folgen derselben zu bewahren. Etwa 3 oder 4 Tage nach der schriftlichen Erklärung so ich erhalten, kam sein Vater nebst ihm zu uns. Da sie uns lange nicht besucht hatten, so mußte ich diese Visite vermuthen und hatte mich also schon ziemlich auf das gerichtet, was ich ihm zu sagen hatte. Ich habe ihn nie so sehr verlegen gesehen; seine Furcht war so augenscheinlich, daß ich ihn wirklich bedauerte. Mein ziemlich ernsthaftes Bezeigen vermehrte seine Verwirrung; ich sah mich genöthigt, um zu verhindern, daß es nicht von anderen bemerkt würde, mich mit ihm in eine gleichgültige Unterredung einzulassen. Nach aufgehobener Tafel glaubte ich es sei Zeit mit ihm von seinen Briefen zu reden; da seine Erklärung so sehr rechtschaffen gewesen, konnte ich sie nicht mit Leichtsinn aus der Acht lassen, als ich aber reden sollte, war ich fast noch mehr verlegen als er, doch mußte ich den Anfang machen, da ich wohl sah, daß es ihm unmöglich war. Ich bezeigte demnach, wie sehr mich die Erklärung, so ich in seinem Brief gefunden, verwundert hätte, wie wenig ich selbige billigte und billigen könnte, wie ich mir nie verstatten könnte, seine Neigung zu erwiedern, noch die seinige mit der geringsten Hoffnung zu unterhalten, da ich ihm selbst die Einsicht glaubte, daß es ihm nicht anders als sehr klar sein müsse, wie er nie die Genehmhaltung meiner Eltern zu erwarten hätte, daß ich ihm aber als Freundin riethe, sich seiner Leidenschaft ganz zu entschlagen und mich so wenig als möglich mehr zu sehen. Er antwortete mir mit so vieler Ehrerbietung als Rührung, doch war er nichts weniger als beredt und dieses bürgte mir für seine Redlichkeit. Er sagte mir wie viele Mühe er angewandt, sich zu überwinden, wie er aber stets mehr erkannt, daß es ihm unmöglich wäre, wie er nicht länger mir seine Liebe, die so rein als ehrerbietig wäre, hätte verbergen können, wie er aber wohl einsehe, daß er in seinem ganzen Leben unglücklich sein müßte. Ich möchte ihn wenigstens

bedauern und keine Ungnade auf ihn werfen, die ihm unerträglich sein würde. Ich bezeugte ihm, wie es mir wirklich leid sein würde, ihn unglücklich zu sehen, wie ich aber hoffte, daß es nur eine Jugendhitze wäre, die die Zeit bald würde verfliegen machen. Er würde bisher zu viel Nachsicht für seine Empfindungen gehabt haben; ein ernstlicher Vorsatz, sie zu überwinden, würde ihm den Sieg verschaffen. Ich setzte hinzu, wie ich froh wäre, daß ich bei mir selbst überzeugt sein könnte, daß ich durch nichts Gelegenheit zu seiner Neigung gegeben, die ich gewiß nicht zu erregen gewünscht. Er erwiderte mir, wie er ungeachtet seiner Jugend mir versichern könnte, daß meine Tugend ihn stärker als die äußerlichen Annehmlichkeiten fesselte; wie es ihm eben aus diesem Grunde unmöglich wäre, seine Neigung zu unterdrücken. Er bat mich, ihm nicht zu verbieten, mich so oft als möglich zu sehen, welches doch nunmehr seines Generals wegen nur selten sein würde. Ich möchte ihm auch aus Mitleiden verstatten, zuweilen an mich zu schreiben; es sollte mich zu nichts verbinden, nur er wollte gebunden sein; seine Jugend gebe ihm Hoffnung, noch einst sein Glück zu machen. Ich schlug die Erlaubniß zu schreiben völlig ab und da es Zeit war, uns wieder zur Gesellschaft zu begeben, so unterbrach ich unsere Unterredung. Ich sah, daß er sehr niedergeschlagen war. Sein Vater nahm kurz darauf Abschied und er eilte sich von mir mit thränenden Augen. „So ist es mir denn nicht mehr vergönnt zu schreiben", waren seine letzten Worte. Ich hatte nicht die Zeit, noch mit „nein" darauf zu antworten, so geschwind war er mir aus dem Gesicht. Ich war nicht mehr so ruhig, wie ich bisher gewesen. Ich dachte der Unterredung nach und war nicht völlig mit mir selbst zufrieden, weil ich nicht glaubte, alles gesagt zu haben, was ich hätte sagen sollen und ich mir vorgesetzt hatte.

Einige Wochen nachdem er bei uns gewesen fiel eines Tages bei Tisch eine Unterredung vor, die vor mich von äußerster Wichtigkeit war und ganz wider mein Vermuthen den Grund zu der Verbindung mit mir und dem Baron legte. Es wurde von verschiedenen Edelleuten geredet und insonderheit von die so zu heirathen dachten, unter andern aber von einem gewissen Mann, von dem man wußte daß er dieses Vorhaben hätte und sehr wünschte auszuführen; meine gnädige Mutter erklärte sich sehr wider denselben und sagte zu meiner großen Verwunderung und Bestürzung, ich würde viel lieber dem jungen Igelström eine Tochter geben, worauf ich mich nicht bedenken würde, wenn seine Umstände es litten; eine von meinen Schwestern oder vielmehr Beide bezeigten einigen Zweifel in dieser Erklärung und versetzten wie sie davor

hielten, daß meine Mutter bald anders reden würde, wenn es möglich wäre, daß er auf eine seine Gedanken gerichtet hätte. Nein antwortete dieselbe, ich habe im Ernst geredet und sahe mich hierauf an; mein Stillschweigen und meine Röthe mußten mich verrathen; meine zweite Schwester erwiederte wie sie glaubte, wenn es nur an seinen Wünschen lege, so würde er bald zeigen, daß er sein größtes Glück darin setzen würde dies hoffen zu dürfen. Hat er davon schon geäußert? versetzte meine gütige Mutter, und setzte noch ein und anderes zu seinem Lobe hinzu; die Mütter haben öfters sehr scharfsichtige Augen, sagte sie und wandte sich zu mir. Aus Trieben, die mir selbst damals nicht recht deutlich waren, küßte ich derselben mit vieler Lebhaftigkeit die Hand; sie nahm es vor Freude und Dankbarkeit und bezeugte mir wie sie glaubte, daß ich sie nun unfehlbar für sehr gnädig halten würde. Ich war nicht vermögend zu reden, da ich nicht wußte, was ich davon denken sollte; meine Schwestern wußten mein Geheimniß, ich war aber versichert, daß sie es nicht verrathen, wie sie denn solches auch wirklich nicht gethan hatten, denn die Erklärung des Barons war meiner Mutter nicht bekannt, sondern bloß ihre Güte hatte sie aufmerksam auf sein und mein Verhalten gemacht. Sein Wunsch das Trauerspiel mit mir aufzuführen und die vortheilhafte Art, mit der ich zuweilen von ihm geredet, brachten derselben die Meinung bey, daß wir nicht gleichgiltig vor einander wären. Ich hatte denselben Tag wieder einen Brief von ihm erhalten; die Osterfeyer und der russische Gebrauch, sich einander Eyer zu geben oder zu schicken, hatte ihm dies Mal zum Vorwand gedient, mein Verbot zu überschreiten. Damit ich es auf keine Weise übel nehmen könnte, so schickte er drei Eyer nebst drei Briefe davon er einen an eine jede meiner Schwestern gerichtet, die Glückwünsche auf das Fest enthielten. Der meinige war etwas durch die Stärke und Zärtlichkeit der Ausdrücke von denen anderen unterschieden. Ich war nicht wohl zufrieden, daß er nicht abließ, mir Erklärungen zu thun, denen ich kein Gehör geben durfte. Noch unentschieden was ich thun sollte, um den Lauf davon zu hemmen, fiel die oberwähnte Unterredung bei Tisch vor. Ich entschloß mich darauf gleich, meiner so sehr gnädigen Mutter diesen letzten Brief, wie die vorigen zu zeigen, ob ich gleich besorgte meine bisherige Zurückhaltung möchte derselben mißfallen. Sie wunderte sich, daß ich schon Briefe von ihm hatte, machte mir aber nicht den geringsten Vorwurf, daß ich sie nicht eher gezeigt. So viel Gnade rührte mich; als sie dieselben gelesen sagte sie: „Man sieht wohl daß die Briefe mit Empfindung geschrieben worden; er ist ein liebenswürdiger junger Mensch, er kann aber noch

verführt werden. Ihr seid beide jung, Ihr könnt Euch recht kennen lernen. Er kann noch sein Glück machen, ein tugendhafter Mensch wird nicht so leicht angetroffen. Wenn man ihn findet, so ist er ein Schatz. Man muß nur auf Gott vertrauen und seiner Versehung das Mehrste anheimstellen." Meine theure Mutter ihm so geneigt zu sehn, da sie sonst gegen Andere so leicht Einwendungen machte, däuchte mir eine Spuhr dieser Vorsehung zu sein. Ist es eine Regierung des Höchsten — dachte ich — so kann der Ausgang davon, wenn ich unablässig um dessen mächtigen Beistand mit Vertrauen bete, nicht anders als gut und mir und ihm heilsam sein. Verstellung ist mir nicht eigen und ich legte meiner Mutter also ziemlich deutlich zu Tage, daß mir diese Gnade, der sie ihn würdigte, Freude erweckte. Meine Affekten waren unvermuthet gerührt worden — kein Wunder, daß sie sich äußerten, ich erkannte mich selbst in diesem Augenblick mehr, als ich sonsten gethan hatte . . . . Da meine theure Mutter sich so unerwartet gütig vor ihm erkläret, so trug ich kein Bedenken seinen Brief mit einigen Zeilen zu beantworten. Mein Vorsatz war, weil ich in dieser Sache nunmehr frei handeln durfte, erst recht gewiß seiner Liebe zu sein, die Gesinnungen und Umstände seiner famille kennen zu lernen und die Erwartungen, die er zur Beförderung vor sich hatte zu prüfen, ehe ich ihn hoffen ließ und weiter ginge. Ich wünschte also ihn wieder sprechen zu können und schrieb ihm, daß er seinen Vater bitten möchte, ihm die Erlaubniß zu uns zu kommen bald zu gestatten; ich setzte hinzu, daß er ihm meinen Brief diesfalls zeigen könnte. Meine Absicht hierbei war, des Landmarschalls Gesinnungen dadurch zu erforschen. Im Uebrigen aber war mein Brief nur eine gleichgiltige Danksagung vor seine Glückwünsche auf das Fest. —

Denselbigen Tag, da ich diesen Brief weggeschickt, kam er zu uns. Ich glaubte es wäre auf meine Veranlassung, er hatte aber meinen Brief nicht gekriegt, weil er früher von Hause gefahren, da er seinen General auf eine Reise nach dem Revalschen begleitete und sich also nur um mich auf ein Paar Stunden zu sehn, vom Wege abgeleitet. Er wurde von meiner Mutter noch gnädiger wie gewöhnlich begrüßt, und gab sie ihm in solchem nicht undeutlich zu verstehen, daß sie von seiner Neigung unterrichtet wäre, welches ihn in nicht geringe Verwirrung setzte. Ich sagte ihm, daß ich den Morgen an ihn geschrieben und frug ihn, ob er meinen Brief gekriegt. Er sagte daß da er sich nicht geschmeichelt eine Antwort zu erhalten, er nicht auf die Post geschickt. Ich erzählte ihm also den Inhalt davon. Da er nur kurze Zeit hier war und ich nicht vorbereitet war, ihn zu sehn, so vollführte ich nicht völlig

meine Absicht. Indessen wurde ich aus vielen seiner Reden von der Heftigkeit seiner Liebe überzeugt; ich gab ihm zu verstehn, daß wenn mein Brief in seines Vaters Hände gerathen, er wohl thun würde, ohne Zurückhaltung mit demselben zu reden und daß ich gern seine Gesinnungen wissen würde. Er frug nur, ob er mich schriftlich von dem, was mit seinem Brief vorgefallen, benachrichtigen dürfe. Ich vergönnte ihm dieses, seine Freude war ungemein. Er schied vergnügt von mir."

Das Weitere erräth sich von selbst. Aus dem Liebespaar wird ein Brautpaar, das seiner Jugend wegen zu mehrjährigem Warten verurtheilt ist. Der Geliebte wird mit vielen Thränen nach Petersburg entlassen, wohin der Dienst ihn ruft, — man seufzt fleißig und schreibt noch fleißiger Briefe — endlich kehrt er wieder und die treue Liebe wird durch eine fröhliche Hochzeit gekrönt, das Tagebuch vor derselben beendet und (wie noch heute häufig geschieht) in der Ehe nicht fortgesetzt.

Wenige Jahre nach der Verheirathung ihrer Tochter starb Frau von Münnich, nachdem sie lange gekränkelt. Nichts gewährt einen so genauen Einblick in die widerspruchsvollen Eigenthümlichkeiten jener Zeit, wie die gedruckte Leichenpredigt, welche der würdige Propst Lenz, der später so berühmt gewordene General-Superintendent und Herrnhuterfreund, seinem vornehmen, ihm nahe befreundeten Beichtkinde hielt. Schon der Umfang dieser in Groß-Folio gedruckten, ein kleines Bändchen umfassenden Predigt steht zu dem heute für dergleichen Gelegenheiten üblichen Maß in ausgesprochenem Gegensatz. Der Sermon ist nach allen Regeln der Homiletik in kunstreichster Weise aufgebaut und ausgeführt. Das erste Capitel handelt von den Bedingungen zu einem christlichen Leben und seligen Sterben im Allgemeinen; im zweiten Capitel folgt die Application auf den vorliegenden Fall, im dritten ein Nekrolog von kaum glaublicher Ausführlichkeit und Breite. Jeder Vorfall aus dem Leben der Verstorbenen hat seinen eigenen Abschnitt, jedes Avancement des Gemahls wird im Detail abgehandelt, desgleichen Alles was sich auf die Carriere der Herren Söhne und Schwiegersöhne bezieht. Der Leichenredner nennt sich, wenn er von seinen Beziehungen zu der Verstorbenen redet, nie anders wie den Herrn Propst Lenz und giebt der Seligen jedes Mal alle ihre irgend zukommenden Titulaturen. Wenn die gesellschaftlichen Tugenden und vornehmen Allüren der Verstorbenen gerade ebenso gepriesen werden wie ihre sittlichen Vorzüge und die Reinheit und Innigkeit ihres Glaubens, — wenn der trauernde Wittwer in einem Athem als freiherrliche Excellenz und als „alter, erfahrner Christ" und eifriger Beter apostrophirt wird, so hat der Leser

von heute einige Mühe, sich ein gewisses Mißbehagen vom Leibe zu halten und sich immer wieder damit zu beruhigen, der Gebrauch der Zeit habe diese Formen damals ebenso obligatorisch gefordert, wie heute das Gegentheil derselben. Wissen wir doch, daß der alte Lenz ein eifriger und vorurtheilsfreier Christ, ein muthiger, über alle weltlichen Rücksichten erhabner Diener seines Amts war, der die höchste Achtung verdiente und erwarb und daß die Leute, welche das Grab der Frau von Münnich umstanden, trotz ihrer Schnörkel und Perrücken im letzten Grunde ebenso beschaffen waren, wie die Enkel, die heute diese Blätter lesen, — wie wir Alle, die wir uns von der Zeit unserer Groß- und Urgroßväter wie durch eine unüberschreitbare Kluft getrennt fühlen.

---

4. Das Ende des Herzogthums Kurland.

Es ist bekannt, daß der Untergang des polnischen Staates von dem seit 1561 zum polnischen Lehen gewordenen Herzogthum Kurland nicht überlebt wurde. Als nach der dritten Theilung Polens selbst der Name dieses Staats von der Erde verschwand, blieb dem kleinen Lehnsherzogthum nichts übrig, als sich gleichfalls einem der mächtigen Nachbarstaaten zu unterwerfen. Daß dieser Nachbarstaat der russische sein mußte, konnte nur kurze Zeit zweifelhaft sein. Seit den Tagen Peters des Großen, da der in russische Dienste getretene Kurländer Rönne die ersten zarischen Truppen in die Herzogstadt Mitau geführt hatte, war Kurland in stets zunehmende Abhängigkeit von der mächtigen Monarchie des Nordens gerathen. Selbst unter dem schwachen Weiberregiment, welches sich nach Peters Tode aufthat, hatte die russische Diplomatie mit unvergleichlichem Geschick verstanden, immer neue Vorwände zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Herzogthums zu gewinnen, das den Schauplatz unaufhörlicher Händel und Eifersüchteleien zwischen dem schwachen Landesherrn und einem zügellosen Adel darbot. Seit Peter seine Nichte, die spätere Kaiserin Anna, dem letzten Sprossen des Kettler'schen Stammes vermählt hatte, war Kurland von Rußland ebenso abhängig wie von Polen, und nach Anna's Erhebung auf den russischen Kaiserthron mußte der stolzeste und selbstherrlichste Adel

deutschen Stammes sich darein fügen, den Glücksjäger Ernst Johann Biron (der bis dahin Kammerjunker Bühren geheißen hatte), mit dem herzoglichen Purpur zu bekleiden. Während Birons zwanzigjähriger Verbannung nach Sibirien war es August III. von Sachsen und Polen gelungen, seinen jüngeren Sohn, den Herzog Carl zu Sachsen, auf den kurländischen Thron zu erheben; und einen Augenblick schien es, als vermöge dieser junge Fürst die Wunden zu heilen, welche die zügellose Oligarchenwirthschaft des Adels dem kleinen, aber von der Natur reich begünstigten Lande geschlagen. Herzog Carl machte den Versuch, sich an dem Bürgerstande ein Gegengewicht gegen die maßlosen Ansprüche des Adels zu verschaffen, indem er den Mitau'schen Advokaten Ziegenhorn zu seinem Oberrath erhob und damit dem Adel, der alle höheren Aemter als seine Domäne anzusehen gewohnt war den Fehdehandschuh hinwarf. Aber noch während des Tumultes, den diese Ernennung und der Versuch, einen Zusammenschluß der bürgerlichen Kräfte zu bewirken, hervorrief, kehrte Biron aus seinem sibirischen Exil nach Petersburg zurück, und mußte Carl seine Hauptstadt verlassen und nach Warschau zurückkehren.

Damit war Kurlands Abhängigkeit von der Willkür der russischen Machthaber für immer besiegelt und im voraus entschieden, daß Rußland mit dem größten Theil der polnischen Länder auch das Lehnsherzogthum Kurland und Semgallen sammt dem Stift Pilten an sich bringen werde. Zweifelhaft konnte der Ausgang höchstens sein, so lange Friedrich der Große auf dem preußischen Throne saß und seinen Wahlspruch „Toujours en vedette" zur Wahrheit machte; seit aber der große König das müde Auge geschlossen, war auch das Schicksal Kurlands entschieden.

Die Einzelheiten des politischen Intriguenspiels, welches Kurland zu einer russischen Provinz machte, sind bis jetzt so gut wie völlig unbekannt. Die lokale Sage weiß wohl noch, daß die bedingungslose Unterwerfung der Ritterschaft unter das russische Scepter das Werk eines Freiherrn von der Hoven gewesen, und daß ein Theil des Adels sich derselben zu widersetzen suchte — Weiteres ist indessen nicht bekannt geworden, und selbst die Schriftsteller, welche den Untergang Polens im Detail dargestellt haben, gehen über die Unterwerfung Kurlands in der Regel ziemlich leicht hinweg. Wir sind in der Lage, diese Lücke wenigstens zum Theil auszufüllen. Einer der Hauptacteure dieses Trauerspiels, welches die Selbstsucht und den Eigennutz der in Intriguen verkommenen adligen Parteiführer in kläglichster Weise bloßlegte, der Baron X., hat mehrere Bände in französischer Sprache geschriebener

Memoiren hinterlassen, welche ziemlich deutlichen Einblick in den Gang der damaligen Dinge gestatten. Mehrere Abschnitte dieses interessanten Memoirenschatzes liegen uns im Wortlaut vor, und wir zögern nicht, die auf die Unterwerfung Kurlands bezüglichen Abschnitte dieser leider noch nie publicirten Aufzeichnung zu veröffentlichen.

Um dem Gang der Intriguen, welche die nachstehenden Berichte schildern, folgen zu können, muß der Leser folgende Gesichtspunkte festhalten. Mit dem Herzog Peter entzweit, wollte der Baron Hoven, dem russischerseits große Versprechungen gemacht worden waren, die bedingungslose Unterwerfung der Ritterschaft durchsetzen, während es dem Herzog und der zu diesem stehenden patriotischen Adelspartei wesentlich darauf ankam, die Unterwerfung nur unter der Bedingung geschehen zu lassen, daß Catharina II. die Verfassung, die Rechte und die Privilegien Kurlands für alle Zeiten anerkannte und sicherstellte, ehe sie in den Besitz des Herzogthums trat. Lange bevor es zur eigentlichen Katastrophe kam, war Hoven nach Petersburg gegangen, um das Terrain zu sondiren und die Ausführung seines Planes vorzubereiten. Seinen Absichten kam wesentlich zu Hilfe, daß der kurländische Adel seit lange in eine Anzahl tödtlich verfeindeter Parteien gespalten war und daß außerdem ein feindlicher Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum bestand. Die Städte hatten unter dem Einfluß der revolutionären Bewegung in Frankreich eine sogenannte „Bürgerliche Union" geschlossen und den Versuch gemacht, bald mit polnischer, bald mit russischer Hilfe in den Besitz der Landstandschaft und anderer politischer Rechte zu gelangen. Hoven war mit der Union in Verbindung getreten und hatte versprochen, die Interessen derselben bei der Kaiserin Catharina zu vertreten. Unser Memoirenschreiber hielt dagegen zur herzoglichen Partei und war überdies erbitterter Gegner der Union, die er als Ausgeburt des Jakobinismus verabscheute, und der gegenüber er die ausschließlichen Rechte seines Standes nachdrücklich gewahrt sehen wollte. Zu diesen Gegensätzen kamen noch andere. Seit den Zeiten des Herzogs Carl von Sachsen, (der mit Hilfe seiner Verwandten der Könige von Polen und Churfürsten von Sachsen während Birons Gefangenschaft sich zum Herzog von Kurland gemacht hatte) befanden sich die adligen Familien, welche zu diesem gehalten und die Bezeichnung der Carolinger erhalten hatten, in lebhafter Fehde mit den Gegnern des polnischen Einflusses in Kurland — kurz, die Verwirrung war so hoch gestiegen, daß keine andere als eine für alle Theile gleich beschämende Lösung der kurländischen Frage möglich schien.

Die uns vorliegende Handschrift des X.'schen Memoirenwerks

beginnt bei dem Zeitpunkt, in welchem Hoven, noch immer in Petersburg residirend, den ersten energischen Versuch machte, die Kurländer für die Idee einer unbedingten Unterwerfung zu gewinnen, und zu diesem Zwecke der Hoffnungen der bürgerlichen Union mit der Aussicht zu schmeicheln, die Unterwerfung unter das russische Scepter werde zugleich die Erfüllung ihrer Wünsche herbeiführen. Erwähnt sei noch, daß Hoven eine beträchtliche Geldforderung an den Herzog zu haben glaubte und daß die Nichtanerkennung derselben ein Hauptmotiv für seine Feindschaft und seine Intriguen gegen den letzten Biron bildete. Herr von X., dem wir jetzt das Wort lassen, befand sich damals (es war im October 1794) gleichfalls in Petersburg, wo er im Auftrage des Herzogs agirte.

„Die bürgerliche Union, geschlagen aber nicht vernichtet, rechnete noch immer auf ihren Beschützer Hoven, welche ihr einen vollständigen Erfolg versprochen hatte, sobald das Geschick Kurlands zur Entscheidung gekommen sein würde. Obgleich die Union ihm fortwährend bedeutende Geldsummen sandte, vermochten diese seinen unersättlichen Bedürfnissen nicht zu genügen. Er hatte in Petersburg auf Obligationen des Herzogs für 50,000 Rubel Schulden gemacht, und da der Herzog diese nicht anerkannte, befand sich Hoven in der größten Verlegenheit.

„Um sich aus dieser zu befreien, verließ er plötzlich Petersburg und ging nach Riga (diese Hauptstadt Livlands, das bereits seit 1710 unter russischer Botmäßigkeit stand, liegt bekanntlich nur wenige Meilen von Mitau und der kurländischen Grenze entfernt). Nach Mitau beschied Hoven seine Creaturen aus dem Adel wie aus dem Bürgerstande und legte dem Lande auf heimlichen Versammlungen nachstehenden Vorschlag vor. Die Ritterschaft von Kurland und Semgallen solle erklären: „„Da Polen die mit Kurland abgeschlossenen Verträge verletzt und außerdem seine politische Existenz factisch und rechtlich eingebüßt habe, höre auch seine Lehnshoheit über das Herzogthum auf und sei es nothwendig, sofort eine Deputation nach Petersburg abzusenden, um Ihro Majestät die Kaiserin von Rußland zu bitten, daß sie diese Provinz in ihre Botmäßigkeit aufnehmen und derselben gleichzeitig einen obersten Gerichtshof und einige andere Rechte zugestehen wolle. . . .""

„Dieser Vorschlag war an und für sich widersinnig, weil es zur Unterwerfung unter Rußland keiner besonderen Bitte bedurfte, aber Hoven kannte seine Leute. Den Einen versprach er Aemter in dem künftigen Gerichtshof, den Anderen pachtweise Verleihung von herzoglichen Gütern, die Bürger wurden mit dem Versprechen der Anerkennung ihrer Privilegien geködert, und als die Edelleute in ihre

Kirchspiele zurückgekehrt waren, wurde das ganze Land mit dem Geschrei nach Einberufung eines Landtages erfüllt, dessen Aufgabe sein sollte, Hoven an der Spitze einer Deputation sofort nach Petersburg zu senden. Hovens Vorschlag sollte als förmliches Deliberatorium dem Landtage vorgelegt werden.

„Der Herzog war aufs Höchste erstaunt, als er die Kunde erhielt, daß ein Deliberatorium dieser Art im Lande circulire, und glaubte, dasselbe sei auf Betrieb des russischen Hofes eingebracht worden. Er wandte sich daher an den Grafen Ostermann, dem er in einem sehr gut geschriebenen Briefe sein Erstaunen über diesen „verfrühten Schritt" aussprach; gleichzeitig erließ die kurländische Regierung ein Schreiben an diesen Minister, in welchem sie in energischen Ausdrücken das Unpassende des Hoven'schen „Deliberatoriums" hervorhob.

„Die Kaiserin, welche ihre Würde nie verleugnete, erkannte sofort, daß der Hoven'sche Vorschlag nach einer Revolution gegen einen regierenden Fürsten aussehe, dessen Legitimität von Rußland selbst anerkannt war. Sie befahl daher dem Grafen Ostermann, dem Herzog einen Brief zu schreiben, den ich nachstehend als Zeugniß für den feinen Tact anführe, welchen Catharina die Große bei allen ihren politischen Handlungen zu beobachten wußte.

„„Monseigneur! Den Brief, mit welchem Eure Hoheit mich am 30. September (1794) beehrt haben, habe ich der Kaiserin vorgelegt, und es geschieht auf den besondern Befehl Ihrer Majestät, daß ich ihn beantworte. In den Augen Ihrer Majestät rechtfertigt die gegenwärtige Lage der polnischen Dinge in jeder Rücksicht ebenso den Wunsch, den Eure Hoheit in Ihrem Schreiben ausgedrückt haben, wie die Bitte, welche die kurländische Ritterschaft vorher gethan. Auch Ihre Majestät hat in Ihrer Weisheit die dringende Nothwendigkeit anerkannt, eine so wichtige Angelegenheit ohne Zeitverlust zu regeln und sich namentlich mit Eurer Hoheit über Alles zu berathen, was auf die Interessen und das Wohlergehen der Stände von Kurland und Semgallen Beziehung hat. Bei dieser Gelegenheit hat Ihre Majestät sich erinnert, daß Sie selbst, Monseigneur, zu verschiedenen Malen gewünscht haben, Ihren Hof zu besuchen. Demgemäß ladet Ihre Majestät Sie ein, sich sobald wie möglich auf den Weg nach Petersburg zu begeben, damit man diese wichtige Angelegenheit direct mit Eurer Hoheit berathen und ordnen könne.

„„Der Herr Generalgouverneur (sc. von Livland), Baron Pahlen, der die Ehre haben wird, diesen Brief Eurer Hoheit zu überreichen, hat bereits den Auftrag erhalten, alle Maßregeln zu treffen, welche

für die Bequemlichkeit von Eurer Hoheit Reise erforderlich sind, während ich im Begriff bin, für Eure Hoheit ein Hôtel einzurichten, in welchem Eure Hoheit bei Ihrer Ankunft absteigen können.

Ich habe die Ehre u. s. w.

St. Petersburg, 20. Oct. 1794. Ostermann.""

„Diesem officiellen Schreiben fügte Graf Ostermann einen Privatbrief hinzu, in welchem er dem Herzog mittheilte, daß er mit den Edelleuten seines Gefolges in seinem Hause an der Newa wohnen werde, und daß auch diese Mittheilung auf Befehl ihrer Majestät geschehen sei.

„Da ich Großstallmeister des Herzogs war, war diesem Fürsten ein natürlicher Vorwand geboten, mich mit allen Vorbereitungen zu beauftragen, welche sich auf seinen Aufenthalt in Petersburg bezogen. Herr Krook aber versuchte mich zu entfernen und mit dem Grafen Ostermann zu überwerfen. Sobald ich dessen inne wurde, beruhigte ich ihn darüber, daß ich mich in die Einkäufe und ökonomischen Angelegenheiten des Herzogs nicht mischen, noch seine Absichten stören würde.

„Ich komme jetzt zu der Entwicklung der Intriguen, welche Hoven und dessen Anhänger gesponnen hatten. Ihr eigenes Ziel war, von den Umständen Gewinn zu ziehen, dem Herzoge vorläufige Contracte über die Pachtgüter*) vorzulegen und sich selbst am russischen Hofe nöthig zu machen, indem sie ihren Eifer für eine rasche und bedingungslose Unterwerfung zeigten.

„Sobald der Herzog sich von seiner Krankheit erholt hatte, reiste er nach Petersburg ab, woselbst er am 7. Februar 1795 eintraf. In seinem Gefolge befanden sich der Kanzler Wolf, der Oberburggraf Schöpping, der Oberrath Firks, der Oberforstmeister Derschau, der herzogliche Oberstlieutenant Driesen, ein Secretär und eine große Zahl von Dienern. Ich hatte den Auftrag erhalten, gleichfalls in das Haus des Grafen Ostermann zu ziehen, um sofort bei der Hand zu sein, wenn es Briefe, Memoires ꝛc. abzufassen und der Kaiserin oder den Ministern zu insinuiren galt. Hoven, welcher die Anwesenheit des Herzogs fürchtete, war früher als dieser angekommen und beklagte sich laut darüber, daß er die ihm versprochenen 110,000 Thaler nicht erhalten habe; offene Unterstützung fand er nicht. Aus sehr guter Quelle

*) Die außerordentlich zahlreichen und einträglichen kurländischen Domainengüter wurden vom Herzoge an Edelleute, denen er wohl wollte oder die es zu gewinnen galt, zu günstigen Bedingungen verpachtet.

weiß ich aber, daß Graf Subow (bekanntlich der letzte Liebhaber und allmächtige Günstling der Kaiserin) das Hoven'sche Project einer unbedingten und vollständigen Unterwerfung, durch Vermittelung Markows gebilligt hatte. Diese geheime Billigung, von welcher selbst der Vicekanzler Graf Ostermann Nichts gewußt haben soll, ist die einzige Erklärung für all' die offenen Widersprüche, welche dem Herzog, der patriotischen Partei des Adels und dem Publikum aufstießen. Weiß man doch, daß Monarchen häufig im Geheimen Maßregeln autorisiren, welche sie öffentlich mißbilligen, und daß sie solche Maßregeln vollständig desavouiren, wenn dieselben mißlingen. Der Schlüssel zu Hovens Verfahren ist darin zu suchen, daß man ihm die schönen Grenzhof'schen Güter versprochen hatte, was ihm freilich den Vorwurf zuzog, Kurland verkauft zu haben. Man fragt vielleicht, welche Gründe das russische Cabinet hatte, das Hoven'sche Projekt den Vorschlägen des Herzogs und der kurländischen Regierung vorzuziehen, da doch auch diese die Unterwerfung Kurlands unter die russische Krone angeboten hatten? Der Herzog und die Regierung hatten nur eine Unterwerfung unter Bedingungen vorgeschlagen, und zwar ohne diesem Plane die Entwickelung zu geben, welche derselbe später durch Hoven erhielt. „Geschieht die Unterwerfung Kurlands durch den Adel selbst," so heißt es im geheimen Memoire, das Hoven der russischen Regierung überreichte, „freiwillig und ohne alle Bedingungen, so kann das preußische Cabinet von Rußland keinerlei Aequivalent verlangen. Auf die Form der Unterwerfung kommt darum Alles an, sie ist eine Hauptsache." (Si la Sujetion de la Courlande est volontaire et offerte sans condition par la Noblesse elle même, la cour de Prusse ne pourra demander aucun aequivalent à la Russie: ainsi la forme est ici essentielle.)

„Auf diese politische Erwägung war die Kaiserin vollständig eingegangen, aber sie vermied es, öffentlich irgend welches Gewicht auf dieselbe zu legen. Graf Subow war mit der Regelung dieser Angelegenheit betraut, die er durch Markow betrieb, während Pahlen den Auftrag hatte, gleichzeitig mit Hoven zu verhandeln und diesen im Geheimen zu überwachen.

„Indessen wurde der Herzog von der Kaiserin mit vieler Auszeichnung empfangen; ebenso verfuhr der Thronfolger Großfürst Paul, indem er den Herzog zum Diner einlud und sich nach der Tafel eine Stunde lang mit ihm insgeheim unterhielt. Als der Herzog nach Hause kam, war er sehr zufrieden, ließ mich kommen, rief mich in sein Cabinet und sagte, daß er mir zu dem günstigen Eindruck Glück wünschen

könne, den ich auf S. K. H. gemacht. „„Ich gratulire Ihnen"", hatte der Großfürst dem Herzog gesagt, „„daß Sie einen Mann wie den Baron X. um sich haben, und rathe Ihnen, in Allem seinen Vorschlägen zu folgen. Er verbindet mit reinem Eifer die Umsicht, mit welcher vorgegangen werden muß, damit Ew. Hoheit aus der schwierigen Lage befreit werden, in welche Sie gerathen sind.""

— So war alle Aussicht da, daß man mit dem Herzoge und nicht mit jener Partei verhandeln werde, welche die unbedingte Unterwerfung der Ritterschaft betrieb, um dadurch für sich Vortheile zu gewinnen und Rußland in die Lage zu versetzen, Preußen jede Compensation für den neuen Machtzuwachs zu versagen.

Aber bald und ungeahnt trat eine Wendung ein. Herr v. Hoven, den wir als Führer der in das russische Interesse gezogenen Partei kennen und der mit Subow, dem Günstling Katharina's, im Einverständniß war, ließ durch seine Freunde darauf hinwirken, daß eine beträchtliche Adelspartei sich für direkte Verhandlungen der kurländischen Ritterschaft mit der russischen Regierung aussprach und die Mitwirkung des Herzogs vollständig ausgeschlossen sehen wollte. Dabei wurde geltend gemacht, daß mit dem Aufhören des polnischen Staats auch die Autorität des Herzogs, der ja Vasall der Krone Polen gewesen, verwirkt sei und daß die Ritterschaft nunmehr frei über sich und das Land zu verfügen habe. Der Herzog gerieth auf diese Nachricht hin in die äußerste Bestürzung und ließ den kaiserlichen Ministern ein Memoire überreichen, welches in höchst energischer Weise gegen die Verletzung der herzoglichen Prärogative protestirte, Hovens Verfahren als „conduite criminelle“ bezeichnete und mit den „idées revolutionaires“ in Verbindung brachte, welche, von Frankreich ausgehend, in der ganzen Welt spukten. Graf Ostermann antwortete Namens der Kaiserin mit der ziemlich zweideutigen Phrase, „daß Ihre Majestät die Hoffnung hege, die in Kurland genommenen Maßregeln würden den Charakter der Einigkeit und verfassungsmäßigen Legalität tragen." Der Herzog schrieb sodann Ostermann und Subow, daß er einen Landtag zum Ausgleich der obschwebenden Frage nach Mitau einberufen, aber darauf bestehen werde, Hoven und dessen Anhänger von der nach Petersburg abzusendenden Deputation ausgeschlossen zu sehen. Graf Subow, der unabhängig von den Ministern agirte, ließ dem Herzog mittheilen, er sei bereit, mit dessen Ministern zu verhandeln; als diese dem kaiserlichen Günstling die Instructionen mittheilten, welche der Herzog ihnen in seine Hauptstadt mitgeben wollte, erklärte Subow sich mit Allem einverstanden. „Als aber", fährt unser Memoirenschreiber

fort, „die Herren v. Wolf und v. Schöppingk (eben die herzoglichen Minister) auf ihrer Reise in Riga eintrafen, erfuhren sie daselbst, der dortige Generalgouverneur Pahlen habe von Subow den Auftrag erhalten, selbst nach Mitau zu gehen und dahin zu wirken, daß Hovens Plan der unbedingten Unterwerfung angenommen und dieser an die Spitze der nach Petersburg abzusendenden Deputation gestellt werde." —

„Um dieselbe Zeit (heißt es weiter in unseren Memoiren) erhielt ich eine Estafette der Piltenschen Ritterschaft, welche mich beschwor, der Ritterschaft confidentiell meine Gedanken über die Maßregeln mitzutheilen, welche unter den gegenwärtigen Umständen genommen werden müßten, um zu einer glücklichen Zukunft zu gelangen; gleichzeitig wurde ich ersucht, das Amt eines Vertreters von Pilten für die Unterwerfungsangelegenheit anzunehmen*). In einem Privatschreiben wurde mir gleichzeitig mitgetheilt, daß es in der Piltenschen Ritterschaft einige Personen gebe, welche zu Preußen neigten; ich wurde gebeten, die Gründe, welche für eine Unterwerfung unter Rußland sprächen, in einem motivirten Memoire auseinanderzusetzen und gleichzeitig alle zu befolgenden Schritte anzugeben. Ich nahm nach eingeholter Erlaubniß des Herzogs das mir angetragene Amt eines Piltenschen Deputirten an, indem der Oberrath v. Korff, der sofort nach Petersburg kam, mein College war."

So friedlich der Piltensche Landtag verlaufen war, so stürmisch ging es auf dem kurländischen zu. Indignirt durch Hovens Verhalten forderte Herr v. Wolf (herzoglicher Canzler) denselben zum Zweikampf heraus; aber statt sich zu stellen, führte Hoven bei der Regierung und beim russischen Gesandten Beschwerde. Um sich aus dieser schwierigen Affaire zu ziehen, behauptete Herr v. Wolf jetzt, Herrn v. Hoven sei durch seine Furchtsamkeit eine durchaus falsche Auffassung des Billets eingegeben worden, welches er (Wolf) ihm geschrieben. In der That war die Einladung dahin ergangen, sich an einem einsamen Ort in der Nähe Mitau's (dem sogenannten Rom) einzufinden und daselbst „unter vier Augen über kurländische Landesaffairen zu verhandeln." Ausdrücke wie Degen und Pistolen kamen in dem Schreiben nicht vor, und Wolf fügte ironisch hinzu, er habe keine andere Absicht gehabt, als die, Herrn v. Hoven bei dieser Gelegenheit seine Hochachtung zu beweisen.

---

*) Obgleich zu Kurland gehörig, besaß das Stift Pilten eine gesonderte Verfassung und eigene ritterschaftliche Vertretung; erst neuerdings hat eine vollständige Verschmelzung mit Kurland stattgefunden.

Hoven erhob ein lautes Geschrei darüber, daß man ihm zu Leibe wolle, weil er Rußland ergeben sei, und fügte hinzu, daß wenn er die an ihn ergangene Einladung zur Zeit noch nicht annehme, er dies nur unterlasse, um vorher das Werk zu beenden, welches das Glück seines Vaterlandes sichern werde. — In der Folge wußte Pahlen diese Sache auszugleichen und zu seinem Vortheil auszubeuten, damit Hoven nicht das alleinige Verdienst der Unterwerfung habe.

Hovens Intriguen behielten auf dem kurländischen Landtage die Oberhand. Er wurde zum Führer einer aus sechs Personen bestehenden Deputation ernannt, welche in Petersburg eintraf, nachdem die Ritterschaft ein Manifest erlassen hatte, welches die herzoglichen Rechte und die herzogliche Würde so empfindlich kränkte, daß die herzoglichen Oberräthe Wolf und Schöppingk ihre Unterschrift verweigerten, wofür Hoven sie beim russischen Hof als Feinde des Vaterlandes anschwärzte. Der Herzog aber theilte die Declaration dieser beiden Männer Ostermann und Subow mit; diese Declaration ist ein Actenstück, das ihren Principien eben so viel Ehre machte wie ihrem Charakter.

„Die kurländische Ritterschafts-Deputation hatte den Auftrag, sich en corps zum Herzog zu begeben und ihm zu erklären, daß die durch den Eid befestigten Bande zwischen Herzog und Ritterschaft durch die Gewalt der Umstände gelöst seien und daß die Vernichtung der Selbständigkeit Polens auch die Existenz des fürstlichen Vasallen aufgehoben habe. Nachdem der Herzog von dieser empörenden Erklärung vorläufige Kunde erhalten hatte, beschloß er, derselben zuvorzukommen; er trug mir auf, eine Abdankungs-Erklärung aufzusetzen, welche er der Kaiserin ohne Verzug übersenden wollte."

Wir übergehen den Wortlaut dieses Actenstücks. Nachdem der Herzog den X.'schen Entwurf zu demselben gebilligt, las er es den Gliedern seines Raths vor. Einer der Anwesenden, Namens Kroof, erbot sich, dasselbe der Kaiserin durch Vermittelung Ostermanns zu überreichen. Aber der Herzog lehnte das ab, indem er unseren Memoirenschreiber zum Ueberbringer dieser wichtigen Botschaft ernannte. Kroof, nach dem Lohne lüstern, der dem sicher war, der Kurland in die Hände Katharina's lieferte, eilte sofort zu Ostermann, um diesen vor der Entgegennahme der herzoglichen Botschaft zu warnen, indem er angab, daß dieselbe keine unbedingte und rückhaltslose Unterwerfung ausspreche. Als unser Memoirenschreiber darauf zum Vicekanzler kam, fand er diesen kalt und zurückhaltend. Auch nach Durchlesung der Abdankungsurkunde zeigte er sich mißtrauisch, obgleich dieselbe eine „Unterwerfung ohne Bedingungen" aussprach. Ostermann sandte seinen Secretär Wedemeyer

zum Herzog und ließ denselben ersuchen, den Ausdruck „ohne Bedingungen" in „unbedingt" zu verwandeln, weil Katharina — aus der uns bekannten Rücksicht auf Preußen — eben diesen Ausdruck gewünscht hatte. Nachdem diese Abänderung vorgenommen worden, wurde das Actenstück, welches die Abdankung enthielt, der Kaiserin durch den Vicekanzler Ostermann überreicht.

„Soweit war diese Angelegenheit beendet", heißt es weiter in unserm Memoirenwerk, „als ich ein Billet Hovens erhielt, der mich ersuchte, in meiner Eigenschaft als Oberstallmeister den Herzog zu bitten, Seine Hoheit wolle eine Stunde festsetzen, in welcher die kurländische Deputation die letzte Huldigung darbringen und zugleich constatiren könne, daß die bisherigen Beziehungen zwischen S. H. und dem Herzogthum aufgelöst seien. — Als ich dem Herzog die bezügliche Mittheilung machte, wechselte er die Farbe, sagte dann aber mit fester Stimme: „Sagen Sie, daß ich diese Deputation morgen um zehn Uhr empfangen werde." Inzwischen that ich Schritte, um vorläufig zu erfahren, was Hoven sagen werde, und nachdem ich das vernommen, theilte ich die mir gewordene Antwort dem Herzog mit.

„Mit einer Kaltblütigkeit, die ich nur bewundern konnte, traf der Herzog alle Anordnungen für das Empfangs-Ceremoniell. Dem Kammerherrn v. Derschau und seinem Adjutanten v. Driesen ertheilte er den Auftrag, der Deputation bis an die Treppe entgegen zu gehen; zwei Pagen öffneten die Flügelthüren und die Deputation trat ein.

„An einen Marmortisch gelehnt, stand der Herzog da, ihm zur Rechten der Oberrath v. Firks, links stand ich. Trotz seiner sonstigen Keckheit wurde Hoven blaß und seine Verlegenheit war so groß, daß es einiger Augenblicke bedurfte, ehe er wieder zu sich kam. Dann trug er seine Rede mit erregter Stimme vor und schloß dieselbe, indem er dem Herzog erklärte, die Vernichtung der politischen Existenz Polens habe die Verhältnisse Kurlands verändert. Die Ritterschaft habe sich dem Scepter J. M. der Kaiserin unterworfen, indem sie davon überzeugt gewesen sei, daß Seine Hoheit dieselben Gesinnungen hege, diesen Entschluß billige und dem Beispiel derselben folgen werde.

„Während dieser Rede zeigte der Herzog eine Miene, die Stolz und Verachtung aussprach; er zog das Papier hervor, welches die Antwort enthielt, und las dieselbe um so nachdrucksvoller ab, als er sie auswendig kannte. Dann sagte Hoven in deutscher Sprache: „Erlauben Ew. Hoheit, daß wir Ihre Hand, als die unseres vormaligen Herzogs, zum letzten Male küssen." Der Herzog entzog sich dem nicht und grüßte die sechs Deputirten mit einer Verbeugung. Niemals

hat er seine Stellung besser repräsentirt, als in dem Augenblick, in welchem er sie niederlegte.

„Unterdessen hatte Hoven seine Fassung wiedergewonnen und eine ruhige Haltung angenommen. Statt sich zu entfernen, begann er eine leichte Conversation — der Herzog aber trat einen Schritt zurück' grüßte die Herren und zwang sie dadurch, sich zurückzuziehen. Dann aber sandte er seinen Adjutanten v. Driesen an den Grafen Ostermann, indem er eine Abschrift seiner Abschiedsrede übersandte und sagen ließ, er wolle dadurch allen Verleumdungen, welche sich an diese letzte Handlung, die er als Herzog vorgenommen, haften könnten, vorbeugen."

Die nächsten Tage vergingen mit vermögensrechtlichen Verhandlungen zwischen dem Herzog und der Kaiserin; am 15/26. April 1795 fand endlich die Ceremonie der Unterwerfung Kurlands und Piltens unter das russische Scepter statt. Mit jener Pedanterie und Kleinlichkeit, welche deutscher Mittelalterlichkeit eigenthümlich zu sein scheint, auch wo dieselbe, wie im vorliegenden Fall, sich selbst zu Grabe trägt, wurde daran festgehalten, daß die beiden getrennten Ritterschaften von Kurland und von Pilten ihre Unterwerfung einzeln aussprachen. Von sechsspännigen Staatscarrossen abgeholt und von sämmtlichen in Petersburg anwesenden Landsleuten begleitet, erschienen die beiden Deputationen in einem Saal des Sommerpalais, wo die Kaiserin, mit der Krone auf dem Haupt und von den höchsten Würdenträgern umgeben, dasaß. Hoven hielt im Namen der kurländischen Ritterschaft die „Harangue" in deutscher Sprache, während der Secretär Nergerius die Unterwerfungsacte auf einem sammetnen Kissen überreichte. Dann sprach v. Korff im Namen der Ritterschaft des Stiftes Pilten, und deren Secretair Voigt überreichte die Urkunde. Hoven hatte die Liebedienerei so weit getrieben, sich am Schluß seiner Rede auf ein Knie niederzulassen, und Korff blieb nichts übrig, als widerstrebend diesem Beispiel zu folgen. Dann antwortete Ostermann Namens der Kaiserin in russischer Sprache und es fand die Ceremonie des Handkusses statt. Die „Declaration", mit welcher Ostermann Namens der Kaiserin antwortete, lautet wie folgt in deutscher Uebersetzung:

„J. M. die Kaiserin hat mit Wohlgefallen dem feierlichen Acte zugesehen, den die Ritterschaften von Kurland und Semgallen und von Pilten soeben vollzogen haben. J. M. sieht in demselben den freiwilligen Ausdruck unbegrenzten Vertrauens in die beständige und unerschütterliche Fürsorge, welche sie jeder Zeit für das Glück und die Wohlfahrt dieser Provinzen bekundet hat. Indem J. M. ihre (scil.

der Ritterschaft) Wünsche und Bitten wohlwollend genehmigt, nimmt sie diese Provinzen unter ihre Herrschaft auf, nicht um die Grenzen ihrer ausgedehnten Staaten zu erweitern und ihre Macht zu vermehren, sondern um auf diejenigen, welche zu ihrem Schutze Zuflucht genommen haben, die Wohlthaten auszudehnen, welche sie stets ihren Unterthanen zugewandt. Möchten diejenigen, welche J. M. heute aufnimmt, mit den alten Unterthanen in Eifer, Anhänglichkeit und Gehorsam wetteifern, und dadurch den wohlwollenden und wahrhaft mütterlichen Intentionen der Souveränin entsprechen, welche sie zu Kindern desselben Vaterlandes macht, indem sie sie als Kinder desselben Vaterlandes adoptirt und dem Reiche einverleibt, welches sie mit ebenso viel Weisheit und Großmuth beherrscht. In dieser Ueberzeugung und im Vertrauen auf die bekannten Eigenschaften und die Einsicht dieser Provinz, erwartet J. M. von derselben alles Gute, das sie zu thun im Stande ist. J. M. versichert die Provinz wie die gegenwärtig an den Stufen ihres Thrones versammelten Deputirten ihres kaiserlichen Wohlwollens und ihrer mütterlichen Gesinnung."

In der Folge erschien dann ein Manifest, welches die Aufrechterhaltung der Verfassung und der Rechte, Privilegien und Vorzüge Kurlands und seiner Ritterschaft für alle Zeiten bestätigte. Unser Memoirenschreiber thut desselben keine Erwähnung. Als echter Sohn des 18. Jahrhunderts ist er vollständig in die Freude versenkt, sein Vaterland einem großen monarchischen Staate einverleibt und diesen an die Stelle ständischer Gerechtsame getreten zu sehen. Freilich muß er selbst gestehen, daß er mit dieser Auffassung sehr isolirt dastand, daß die meisten Kurländer die neue Wendung der Dinge nur ungern sahen und den Modus, unter welchem dieselbe durch Hovens Intriguen zu Stande gekommen, beklagten. Immerhin war der Fortdauer der alten Verfassung durch das kaiserliche Manifest eine rechtsgiltige Garantie geboten.

Am schlimmsten fuhr der Herzog, dessen persönliches Ungeschick mit dem seiner Umgebung wetteiferte. Nur sehr mangelhaft entschädigt, zog er sich nach Deutschland zurück; seine Räthe schlugen die ihnen angebotenen russischen Dienste aus.

So endete die kurländische Autonomie, schon seit einem halben Jahrhundert durch die Widersinnigkeit der Feindschaft zwischen Adel und Herzog, die politische Rechtlosigkeit des Bürgerstandes und die Intriguen der Nachbarmächte angefressen. Die nächsten Generationen des kurländischen Adels haben sich ungleich mannhafter und selbständiger gezeigt, als ihre angeblich selbständigen, aber durch Ränkesucht und durch das Beispiel Polens corrumpirten Väter.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.



